Vom Palast zur Hütte.

Original-Roman

von

Ch. Baronin Gravenreuth, geb. Gräfin Hirschberg.

I. Band.

Expedition des Haus- & Familienbuchs.
(A. Liesching & Co.)

Einleitung

und kleines Gespräch mit dem Leser.

Als ich noch jung war — und dies ist schon lange her, hatte jedes Buch seine Vorrede, oder seine Widmung an der Stirne, — jetzt ist diese Manier veraltet — und da man in jeder Beziehung mit der Zeit fortzuschreiten sich, und eben dieser Zeit schuldig ist, so müßte ich eigentlich jetzt gar nichts sagen —, sondern gleich mit meiner Erzählung beginnen. Aber ich habe dennoch etwas zu sagen, trotz Mode und neuer Manier — und du sollst entscheiden lieber Leser! ob wir uns nicht nach dieser kurzen Einleitung, sobald du sie gelesen, besser verständigen, ob wir nicht einander durch sie viel näher getreten sind. —

Jedes gute Buch soll nämlich einen Zweck, eine hervorragende Tendenz haben: — wissenschaftliche Belehrung, Moral, Religiosität und hundert andere nützliche und hohe Dinge, sollen durch die federführende Schaar der Arbeiter, auf den Feldern des menschlichen Geistes, befördert werden — aber nicht jedes Buch erreicht diesen Zweck, und dann ist es eine nutzlose, geruchlose Pflanze, die man weder in der Blumenvase, noch im Suppentopfe gebrauchen kann.

Schriftstellernde Frauen sind dem größten Theile der Welt, besonders dem sogenannten starken Geschlechte — ein Dorn im

Auge, ein Unding — eine widerliche Erscheinung — und sie haben theilweise Recht, denen Frauen gegenüber, welche in eitler Selbstüberschätzung, sich auf ein Gebiet verlieren, auf welchem wissenschaftlich classische Bildung — unumgänglich nöthig sind, wenn sie mehr leisten wollen als sie können, wenn sie der Welt Sand in die Augen streuen wollen, oder sich gar, wie es oft geschehen soll, mit fremden Federn schmücken. Nein, lassen wir das Feld wissenschaftlicher Geistesproducte denen zur Bearbeitung, welche durch Studium und gründliche Kenntnisse dazu befähigt sind, nämlich den Männern.

Aber es muß auch Bücher geben, welche jedem Gebildeten, wie auch denen zugänglich sind, die minder Gelegenheit hatten, Geist und Wissen auszubilden — es muß Bücher geben, welche, ohne langweilige Moralpredigten, dennoch das Herz erheben, den Muth im Leiden stählen, und die inneren tief liegenden Kräfte der Seele wecken und ans Licht ziehen, die wahre, die erhabenste Religion, das Verlangen gut und redlich zu handeln, in der Brust des Menschen erwecken, und ihn vor dem Laster schaudern machen.

Um dies aber zu bewirken, muß man ihm das Laster zeigen, zeigen in seiner schauerlichen Nacktheit, muß man ihn hinführen zu den Opfern, die es sich holt, und muß man ihm anderseits wieder das Gute, das Edle in seiner reinen, erhabenen Bedeutung vorführen.

Mein Buch, lieber Leser, hat diese Tendenz! — und wenn du, während du es liesest, nur einmal bei irgend einer Stelle dich gehoben, dein Herz bewegt, deine Seele gekräftiget fühlst, wenn nur einmal bei Erzählung einer guten Handlung in dir der Gedanke entsteht: „so würde auch ich handeln“ — oder bei Schilderung des Unrechts, der moralischen Gesunkenheit sich dein Inneres empört und du dir sagst: „O so könnte, so würde ich nie im Stande sein zu thun“ — wenn du dich ergriffen fühlst, von guten

edlen Empfindungen, so werden diese zu Vorsätzen, endlich zu Thaten übergehen — und mein Buch hat seine moralische Würde erreicht.

Aber wenn auch nur ein weiches, mildes, theilnehmendes Gefühl für die Leiden der Mitmenschen in dir erwacht, wenn nur eine Thräne sich aus deinem Auge stiehlt, indem du liesest, was Gott so mancher Menschenseele zu dulden auferlegt, wie schwer er manches Herz belastet —, so ist es schon genug und meine bescheidene Absicht — ist erreicht. Denn: mild und weich gestimmt wirst du auch gut und edel sein und dies Gefühl, durch mich geweckt, wird dem Armen zu Nutzen werden, der auf dich angewiesen — wird dich anspornen Gutes — viel Gutes zu thun — und ach! es gibt so viel Unglück in der Welt, welches hilflos jammert! —

Wir haben uns nun verständiget, lieber Leser! nicht Belehrung, nicht hochtrabendes Wortgepränge will ich dir in dieser Erzählung geben — ich will nur einfach wiedergeben was ich weiß — und will dir ein Bild des wechselvollen Lebens entrollen, wie es sich täglich in deiner Nähe zwar abspinnt — du siehst es nur nicht so klar, weil du mit dir selbst genug zu thun hast.

Und nun lies freundlich was ich dir erzähle.

Erstes Kapitel.

„Aber ich sage Dir, daß ich nicht mitfahre — ich sehe nicht ein, warum ich mich dazu hergeben sollte, die lächerliche Empfangsfeierlichkeit, die Ihr alle gut befindet, einer nur höchst unbedeutenden Personage zu bereiten, durch meine Anwesenheit noch wichtiger, noch bedeutender zu machen."

Ein homerisches Gelächter unterbrach diese, in größtem Affect und unter heftigem hin- und hergehen herausgestoßenen Worte, welche einem schönen, jungen, kräftigen Gesichte, in diesem Augenblicke eine feindselige, bissige Färbung gaben.

„Wolgesprochen, Donna Sorella" — rief ein junger hübscher Mann, der lang gestreckt auf einem Sofa lag — „für Dich mag die unbedeutende Personage, wie Du sie zu nennen beliebst, allerdings ein Dorn im Auge — was sage ich, ein Dolch im Herzen sein, — denn bisher warst Du gewohnt, ganz unbeschränkt den Thron ein- und allergnädigst die Huldigungen hinzunehmen, die man der Schönheit so verschwenderisch darbringt, — jetzt aber —"

„Schweig, Richard, mit diesen Albernheiten — sie mögen gut genug sein, für deine neue Liaison, die alle Welt in Entsetzen und Erstaunen bringt, — aber mir gegenüber sprich nicht so leeres, fades Zeug, du weißt es langweilt mich."

„O weise Juno, Dir gegenüber heißt es geistreich — picant — genial sein — das ist gewiß — denn mit großer, er-

staunenswerther Geschicklichkeit hast Du die Zeit, oder besser gesagt, deine Jahre zu würdigen gewußt, und in dem kritischsten Momente eines Mädchenlebens die Zahl der Anbeter aus dem Tempel der Schönheit, in welchem Du als Gottheit throntest, in die Regionen geistigen Uebergewichtes geführt, in welcher Du jetzt herrschest mit dem Scepter der Schöngeisterei. — Hat man früher in Dir Venus Afrodite angebetet — so beugen sich jetzt die demütigen Nacken unserer Provinzstädtler vor dem hohen Geiste, der stolzen, kalten Juno!"

„Während mein sehr bescheidener Herr Bruder im düstern, durch ein Oellämpchen spärlich erleuchteten Kämmerchen mit einem obscuren Wesen tändelt, und sich lächerlich macht."

„Lächerlich!" — der junge Mann sprang auf, — sein Gesicht glühte von edlem Unwillen, er ging heftig auf seine Schwester zu, besann sich aber, strich mit der Hand über die Stirne, und sprach dann mit verächtlich verzogener Oberlippe: „Du willst mich reizen, Du willst mich strafen für die Worte, mit welchen ich eben deine Eitelkeit verletzt — mit welchen ich den wundesten Fleck deines Wesens getroffen. Ich verzeihe Dir — aber Mathilde" — und dies sprach er mit hochgehobener Stimme — „laß es das letztemal gewesen sein, daß ich solche Worte von dir hörte — ich ertrage sie nicht! —"

„Aber mir mutest Du zu, deine hämischen, mein Innerstes verletzenden Bemerkungen zu ertragen? — Ist dies brüderlich?"

„Mathilde!" sprach der junge Mann jetzt aufstehend und ernst — „es gab eine Zeit, in welcher Du mir das Theuerste auf Erden — das unantastbarste Kleinod meines Herzens warst. Du weißt genau, seit wann dies Gefühl in mir abgenommen — Du weißt, warum ich jetzt nicht mehr mit dem Herzen zu Dir spreche —"

„Wer Dich hörte, müßte auf die Vermutung kommen, ich sei deiner Liebe unwürdig geworden, durch eine entehrende Handlung — durch einen Schritt, der unsern guten Namen gefährdete! —“

„Ja, Mathilde, ja, Du handelst unserer unwürdig, denn Du täuschest ein edles, treues Herz — Du quälst es durch Coketterie, durch alle jene, in meinen und jedes rechtlichen Mannes Augen verwerflichen Künste, welche heute anziehen, morgen abstoßen, und jeder tieferen Empfindung den Eingang versperren. Du weißt, ich bin Hartung's Jugendfreund — wir haben unsere Studienjahre an einem Gimnasium zugebracht, später an derselben Universität — wir sahen die Welt zusammen — und kehrten wieder wie wir Euch verlassen hatten: Freunde für's Leben! Als unseres Vaters Tod mich zwang, die Reise, für welche wir noch ein halbes Jahr bestimmt hatten, zu unterbrechen, als Du, meine einzige Schwester, mir schriebst, daß unser Erbe in verwickelter Unordnung befunden worden, und Du, das allein stehende Mädchen, Dir nicht Rath wußtest, als ich in Folge dessen beschloß, sogleich zurückzukehren — und mich von Willibald trennen wollte, da nahm er meine Hand und sprach: Ich gehe mit Dir Richard, ohne Dich keine Reiselust. — Wir kehren zusammen in die Heimat zurück — deine Schwester soll zwei brüderliche Beschützer finden. —“

„Allerdings war dies unendlich freundlich für Dich gehandelt — und als Ihr zurückkamet und ich unter dem Eindrucke des jüngst erlebten Verlustes unseres Vaters — aufgeregt und mich verlassen fühlend, dem Freunde meines Bruders die begehrte Hand reichte mit dem Gelöbnisse, die Seinige werden zu wollen, da hatte ich eine Thorheit begangen, denn ich hatte weniger mein Herz, als deine Wünsche gefragt, die es als höchstes Glück ansahen, die Schwester mit dem Freunde vereint zu sehen. —“

„Und es sind zwei Jahre seitdem vorübergegangen — Mathilde, zwei Jahre, in deren jedem Du mindestens zehnmal den

Moment des endlichen Entschlusses in Aussicht stelltest, und es vergeht ein Jahr nach dem andern — und Du schwankst ewig zwischen Wollen und Nichtwollen, mit dem gehaltlosen Vorwande der Liebe zur Freiheit; — Du verwundest heute durch herzlose Kälte das beßte Herz, das Herz des Mannes, der mit einer mir unbegreiflichen Geduld harrt und jeden deiner Blicke auffängt, ein gütiges Lächeln von Dir wie einen Segen empfängt, deine absurdesten Launen mit englischer Geduld erträgt, und stets bereit ist, sich selbst die Schuld zuzuschreiben, wenn es Dir beliebte, eine Scene herbeizuführen — und ziehst ihn morgen wieder mit einem Schein von Liebe und Ergebenheit an Dich, um ihn glückstrahlend zu sehen, und ihn Tags darauf wieder dafür doppelt quälen zu können!"

„Warum erträgt Willibald diese Martern, die Du so lebhaft schilderst — warum überläßt er mich nicht meinen unerträglichen Launen — warum wählt er nicht eine Würdigere, Zahmere?"

„Weil er durch und durch ein Ehrenmann ist, und sich an sein Wort gebunden hält!"

„Ich entbinde ihn dessen! — "

„Mathilde! Mathilde! bedenke was Du thust! Was ich Dir vorher im Scherze gesagt, tst wahr. Die Rosen deines Lebens sind dem Verblühen nah, — Du bist vierundzwanzig Jahre alt — dein leidenschaftliches Wesen läßt Dich früh altern. — Nimm die Hand, die jetzt noch bereit ist, Dich an den häuslichen Herd zu führen — entsage dem Tand, der dich jetzt noch zu beglücken scheint — die Huldigungen, die Du nicht entbehren zu können glaubst, sie sind später kein Ersatz für das, was Du ihnen opferst! —"

„Genug" — sprach Mathilde, vor dem großen Trumeauxspiegel ihre Locken ordnend, welche reich und üppig über die bleichen Wangen, auf einen alabasternen Nacken und Hals herabfielen, und auf welche die Strahlen der hereinbrechenden Sonne

helle, glänzende Reflexe warfen — „endige diese Predigt, ich will noch frei bleiben — ich will mich noch nicht binden! —“

„Nein“ — rief Richard — „laß es mich endlich aussprechen, was ich mich schäme zu denken, laß es klar werden zwischen uns; Du willst Dich nicht binden, weil Du auf eine bessere Partie hoffst, weil dein ungemessener Stolz Dir einflüstert, die vagen, nichts sagenden Fadaisen, mit welchen Dich Graf Holm regalirt, seien Sprache seines Gefühles — weil Du glaubst Gräfin Holm zu werden, und den minder hochgestellten Gutsbesitzer achtlos wegwerfen zu dürfen, der um Dich dient sieben Jahre wie Laban um die Rahel.“

„Und wäre es denn eine Unmöglichkeit, daß Holm mich trotz meiner vierundzwanzig Jahre, dem ganzen Schwarm unserer gehaltlosen Kleinstädterinen vorzöge?“ — frug die Schwester, in hoher Erregung erröthend, was ihren vorher blasirt erscheinenden Zügen einen stolzen, eigenthümlichen Zauber gab — und hoch emporgerichtet stellte sie sich dem Bruder mit strahlenden Augen gegenüber.

Sie war schön in diesem Momente, schön wie eine zürnende Rune — wie der verkörperte weibliche Stolz — selbst Richard's Auge überflog mit Wolgefallen die hehre Gestalt der Schwester — und ein dunkle Erinnerung an die früh verblichene Mutter — deren treues Abbild Mathilde war, drang mit mildernden Hauche in Richard's Herz — und er mußte sich gestehen: dies Weib hat die Macht allgewaltiger Fesseln — es ist kein Wunder, wenn Willibald's Herz nicht von ihr lassen — sie nicht aufgeben kann, trotz der Qualen, die sie ihm bereitet.

Plötzlich — wie von einem neuen Gedanken ergriffen — drehte Mathilde sich auf dem Absatze um — und sprach durch's Fenster sehend, und mit gleichgiltigem Tone:

„Aber wir kommen ganz von unserem ursprünglichen Gespräche ab —"

„Nun, dies ist ja erledigt," antwortete Richard, „Du fährst nicht mit — die Sache ist abgemacht. Ich werde der Präsidentin heute Abend beim Thee sagen, Du seist unwol — oder sonst verhindert — sie ist so glücklich über die endliche Rückkunft ihres Töchterchens — daß sie wol kaum darauf achten wird, wer sich der Partie anschließt, welche sie zur Einholung ihrer Ida arrangirt."

„Destobesser! wenn man mich nicht vermißt. Welche unserer Damen wirst Du fahren?"

„Die Frau unseres Cousins Portheim — da er Dienst hat —"

„Die alte Cousine? Hahaha! kostbar! Was werden die jungen von dir plantirten Damen sagen, Richard? Seit wann bist du der Ritter für die aufgegebenen Frauen? —"

„Unsere gütige, liebenswürdige Cousine verdient doch wol in ihrer mütterlichen Theilnahme für uns, deinen Spott nicht."

„O gewiß, ich verehre Sie und verkenne ihre hausbackene Liebenswürdigkeit keineswegs — aber der gentilste, fast hüscheste junge Mann der Stadt, der Adonis, auf welchem hoffend die Augen aller heirathsfähigen Mädchen ruhen, der von allen Müttern mit Töchtern wie ein Schooßkind gehätschelt wird — sollte doch nicht so grausam sein, alle diese schlagenden, hoffenden und entgegenkommenden Herzen, zu Gunsten einer alten Cousin zu verwunden!"

„Eben darum," erwiderte Richard, scheinbar auf ihren leichtfertigen Ton eingehend — „weil ich sie nicht Alle glücklich machen kann — fahre ich die alte Cousine, verdiene mir einen herzlichen Blick aus ihren ehrlichen Augen, und einen warmen Druck der redlichen Hand ihres Mannes."

„Und einen zufriedenen Liebesblick jener im Dunkel der Bodenkammer glühenden Augen. O ich weiß Alles — Du wirfst dich weg, an ein Mädchen, an eine Grisette —"

„Genug!" donnerte des Bruders Stimme, „und laß mich nie mehr eine derartige Anspielung hören — verstehe mich wol: ich verbiete Dir in solchem Tone von meinem Mädchen zu sprechen, welches ich achte, welches die Achtung der ganzen Stadt genießt, und verdient —"

„Gewiß — denn sie ist die beßte Stickerin der Stadt — und immer noch billiger mit ihren vortrefflichen Arbeiten, als minder Kunstfertige ihres Gewerbes. Ich gedenke mir meine Ausstattungs-Stickereien bei ihr zu bestellen. Du kannst sie mir gelegentlich herschicken."

„Schweig, herzloses Wesen!" zitterte des jungen Mannes Stimme in höchster Aufregung, und tiefe Bläße deckte das schöne Gesicht — „berühre nie wieder diese Saite meines Herzens, sie dürfte einen gefährlichen Widerhall erwecken. Ich befehle Dir — und es ist das Erstemal, daß ich so zu dir spreche, und von meinem Rechte, als älteren Bruder Gebrauch mache — ich befehle Dir nie mehr von Emilie Blank zu sprechen, ohne ihr die hohe Achtung zu geben, die ihr edles, reines, nur kindlichen Opfern geweihtes Leben verdient. Am Beßten, Du schweigst ganz über diesen Gegenstand, den Du mit deinem kalten Herzen nicht zu würdigen verstehst."

„Ah! was höre ich," rief der eintretende Graf Holm, ein Dandy der besseren nicht ganz gehaltlosen Sorte, Fashionable vom Scheitel bis zur Sohle, achtundzwanzig Jahre alt, mit unverkennbaren Spuren schnell und üppig verlebter Jugend, welche sich jedoch nur durch einige tief markirte Züge, eine den Mund umziehende Bläße, und jenen Anhauch frostiger, oft höhnischer Beschämung aller ihm vorkommenden Wesen und Gegenstände kundgab, und

durch eine gewisse Mattigkeit der hellblauen Augen, die nur bei besonders erregenden Anlässen zu glühen und glänzen vermochten, — „was höre ich, ein kleiner geschwisterlicher Disput. Soll ich versöhnen helfen, meine Gnädige?"

Mathilde warf — eine ihr eigenthümliche Bewegung des Kopfes, die ihr besonders gut ließ — die dunklen Locken aus dem Gesichte, ließ es geschehen, daß ihr der Graf die Hand mit einer gewissen Wärme küßte, deutete mit unnachahmlicher Grazie und Hoheit, wie eine Königin, welche Audienz gibt, auf einen Fauteuil am Sofa, nahm in einer Ecke des letzteren Platz, und neigte sich zu dem Grafen, der sich bereits in dem ihm angewiesenen Fauteuil bequem gemacht, nachdem er vorher Mathildens Bruder die Hand gereicht hatte.

„Sie haben ja auch Schwestern, lieber Graf," sprach Mathilde — „und wissen daher wol —"

„Daß die Stimme der Natur nicht immer die sanfteste, süßflötendste ist. Allerdings mein Fräulein! ich kenne das genau. Meine Zwillingsschwestern Anna und Rosa, zwei Knospen auf einem Stiele sind ein Herz und eine Seele, und auf sie findet Halm's schönes Lied, „zwei Herzen und ein Schlag, zwei Seelen und ein Gedanke" Anwendung, wenn auch in anderer Deutung, als der liebenswürdige Dichter sie gab, — sobald aber diese holden Knospen mir dem Bruder gegenüber Meinungen geltend zu machen haben — so sind sie, trotz der süßen Sanftmut dieser kleinen Engel, zuweilen entgegengesetzter Natur — und will ich nicht die leicht erregbaren, höchst nervösen Kinder in krankhafte Aufregung bringen, so heißt es schweigen und nachgeben."

„Und Sie verstehen nachzugeben?" frug Mathilde mit einem vielsagenden Blicke auf Richard.

„Ich habe es gelernt, mein Fräulein! die bittenden Blicke meiner Mutter, die in immerwährender Angst um die zarten

Püppchen schwebt — wie Sie ja wissen lieber Doctor — die Liebe, welche ich selbst für diese kleinen süßen Wesen fühle, machen mich selbst mit zum Kinde, wenn sie mir mit den blauen, schwimmenden Augen gegenüber stehen, und ich frage mich oft, worin denn eigentlich der allgewaltige Zauber liegt, den sie über mich und Alle üben, die ihnen nahe kommen."

„Nun, ich denke, daß doch größtentheils die Seltenheit ihrer Erscheinung, diese Doppelbildung, welche die Natur hingestellt hat, das Wunder bewirkt," erwiderte Mathilde.

„Theilweise," sprach Richard, „ist dies allerdings der Grund; aber der Hauptzauber dieser beiden jungen Blüten, ist nächst ihrer ungewöhnlichen Schönheit und Anmut, ein Etwas, ein magnetisches Fluidum, welches von ihnen ausgeht und auf andere, für solche Eindrücke empfängliche Geschöpfe unbewußt eine Macht ausübt, eine Gewalt der Anziehung, die sich auf Geist und Körper ausdehnt."

„Das müssen Sie besser wissen, beßter Doctor, da Sie besonders seit einem Jahre, seit meine Schwestern, meine Rosen, wie ich sie lieber nenne, ihr 16. Jahr erreicht, und häufig Ihres ärztlichen Rathes, gegen das leidige, so oft wiederkehrende nervöse Kopfleiden bedurften — sie fast jede Woche ein- oder zweimal sehen —"

„Und die Ehre habe, seit meiner Rückkehr von Reisen die Stelle als Hausarzt Ihrer gräflichen Familie zu versehen —"

„Die Sie von Ihrem seligen Vater geerbt, der ein vortrefflicher Arzt war, und mich oft als Knabe schon mit seinen Pillen und Pulvern zur Verzweiflung gebracht, wenn ich, ein unverwüstlicher Obst- und Zuckerwerk-Vertilger, mir einen verdorbenen Magen geholt hatte. Meine Mutter war so sehr gewöhnt an ihres Arztes Despotie, daß sie schon um Ihres Namens Willen Sie

zum Hausarzte erwählt haben würde, wenn nicht der Ruf Ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeit —"

„Verzeihen Sie, lieber Graf! meinen Ruf verdanke ich lediglich dem Zufalle, der mir günstig war — indem ich einige glückliche Curen an armen, von anderen renommirten Aerzten aufgegebenen Kranken machte!"

„Nur nicht zu bescheiden, lieber Doctor, Ihr Ruf ist wolverdient, und Sie rechtfertigen die öffentliche Stimme bei jeder Gelegenheit. Meine Mama und meine Rosen erklären Sie nun einmal zum würdigsten Nachfolger Aesculaps, und begreifen gar nicht, wie man sich einem andern Arzte anvertrauen kann."

„Gewiß, Herr Graf! ich verdanke diesem Vorurtheile so manche Praxis, die mir hier wol in anderem Falle nie zu Theil geworden wäre; das Haus der Frau Präsidentin von Webbern zum Beispiel! —"

„Kostbar," unterbrach lachend der Graf, „auch Sie, Doctor! Ich kann es nicht überwinden, herzlich zu lachen, wenn ich von aller Welt immer nur höre: das Haus der Frau Präsidentin, die Familie der Präsidentin, die Dienerschaft der Präsidentin, die Bälle und Diners der Präsidentin, und nie eine Erwähnung des Herrn des Hauses. Dieses vollständige Ignoriren der ersten Person unserer Stadt — des Mannes, der eine so bedeutende amtliche Stellung bekleidet, des Mannes, von dessen Ausspruch das Wol und Weh so vieler Familien abhängt, —"

„Und der dennoch im eigenen Hause eine Null ist," ergänzte Mathilde.

„O sage das nicht," tadelte Richard, „der Präsident ist seinem Hause gerade das, was er soll — denn wäre er anders, verlangte sein Character, die seinem Geschlechte zukommende Selbstständigkeit, die Superiorität in seinem Hause — so —"

„So würde der dreißigjährige Krieg sein Duplicat gefunden haben," lachte Graf Holm dazwischen, „denn meine Tante, die Frau Präsidentin, leidet nun einmal keine Theilung ihrer oberherrlichen Würde, sie fühlt sich geschaffen zur Alleinherrscherin."

„Ich begreife dieses Gefühl," erwiderte ziemlich unwillkürlich, vom Gegenstande hingerissen Mathilde, „es kann einer Frau nicht genügen, die zweite Stelle in einem Hause einzunehmen, wenn sie sich befähigt fühlt, die erste mit Geist und Seele auszufüllen."

„Wirklich?" frug der Graf, nicht ohne Nachdruck, „auch Sie, mein Fräulein, würden somit es vorziehen, Ihren künftigen Gatten stets im Nachtrabe nennen zu hören?"

Ein spöttisches Lächeln zog über Richard's schönes Gesicht, begleitet von einem vielbedeutenden Blicke auf die Schwester, die sich nach seiner Ansicht eine Blöße gegeben hatte.

Doch Mathilde war nicht die leicht außer Fassung zu bringende schüchterne Natur, und erwiderte daher, nach einem kaum bemerkbaren Stirnrunzeln:

„Wenn mir das Geschick einen Gatten beschiede, der mir die Erreichung der Herrschaft in seinem Hause möglich machte, wenn er sich mir ohne Kampf unterwürfe, so würde ich unbedingt von diesem Vortheil Gebrauch machen."

„Kostbar! originell," rief lachend der Graf, „Sie sind prächtig, mein Fräulein! Sie zeigen die rosigen kleinen Krallen ganz ehrlich schon als Mädchen, während das ganze Geschlecht der Heirats-Candidatinen die sanftesten, nur dem Manne unterthanseinwollenden Gefühle zur Schau trägt, und erst nach der Hochzeit die möglichsten Vortheile peu a peu zu erhaschen sucht. Das ist edel, mein Fräulein, und gerade von Ihnen dürfte der Mann Ihrer Wahl, einst mehr Fügsamkeit zu erwarten haben, als von jenen sanften Larventrägerinen."

Mit triumfirendem Hohne erwiderte Mathildens Auge jetzt den früher wolverstandenen Spott des Bruders, der sich erhob und den Grafen frug, ob er auch bei der Partie sein werde, welche den Zweck habe, der Tochter der Präsidentin Baronin v. Webbern entgegen zu fahren, die aus dem Erziehungshause zurückkehrend, dem älterlichen Hause nun neuen Glanz zu verleihen versprach."

„Gewiß würde ich mitfahren, aber die Präsidentin hat das Programm der Festivitäten abändern müssen. Ida schrieb und bat dringend, Mutter und Vater möchten ihr allein entgegenkommen, um den Moment des Wiedersehens nach ihrem Herzen zu feiern, was ich, par parenthese sei es gesagt, schön und natürlich finde; da es die Präsidentin aber dennoch nicht unterlassen kann, die Rückkehr ihres einzigen Kindes mit Eclat, viel Sang und viel Klang zu feiern, so hat sie beschlossen eine brillante Soirée zu geben, zu welcher alle diejenigen, die den Einholungszug bilden wollten, geladen werden. — Sie sind doch natürlich von der Partie, wie immer, mein Fräulein?"

Mathilde, zu stolz, in ihres Bruders Gegenwart eine Lüge zu sagen, erröthete leicht und erwiderte: „Nein, Herr Graf! ich würde nicht mitgefahren sein; dieser Gegenstand war der Grund unsres kleinen Zwistes, als Sie kamen —"

„Wie, Sie haben abgesagt? und wollen also nicht Theil nehmen an unsrer, jedenfalls süperb werdenden Soirée, wollen uns unsrer beßten, graziösesten Tänzerin berauben? Ah, das geht nicht! Ich werde das bei meiner Tante ausgleichen —"

„Ist unnöthig, Herr Graf! denn ich habe noch nicht abgesagt, mein Bruder sollte dies bei seiner Visite heute Abend thun!"

„Desto besser," sprach aufstehend der Graf, „ich bitte um die zweite Tour, die erste bin ich als nächster Verwandter meiner Cousine Ida schuldig, die ich dadurch gleichsam tanzend ins Leben einführe."

„Ein vielleicht orakelenthaltendes Vorspiel künftiger Ereignisse," sprach der Doctor.

„Keinesfalls," erwiderte der Graf, „meine Cousine ist, wie man uns aus der Erziehung schreibt, hübsch und gut, geist- und gemütvoll, aber sie hat gewiß nicht jenes gewisse Etwas, jenes magnetische Fluidum, wie Sie vorher sagten, lieber Doctor, welches meine Individualität anzieht" und ein tiefer Blick, der Mathildens Herz erbeben machte, drang in ihr halbgehobenes Auge, als er ihr, Abschied nehmend, die Hand küßte.

Der Graf und Richard verließen miteinander das Haus. —

Mathilde preßte die Hand auf das Herz, wie um sein heftiges Pochen zu besänftigen, warf den Kopf zurück, um die Locken zu entfernen, ein siegreicher Blick durch den Spiegel maß ihre Gestalt, sie nickte mit dem Haupte und sprach halblaut: „Es ist so — er liebt mich!" —

Zweites Kapitel.

Die Stadt Auberg ist die Hauptstadt einer großen Provinz, in einem deutschen Königreiche, und liegt in einer unschönen, von der Natur ziemlich stiefmütterlich bedachten Gegend. — Obgleich im Süden Deutschlands gelegen, bietet die nächste Umgebung der Stadt doch nur jene Annehmlichkeiten, welche Kunst und menschlicher Fleiß in rastloser Mühe hervorgerufen. Kein Gebirge begränzt mit mächtigem Gürtel das Auge, welches über eine trostlose Ebene schweifend, nur dem wolthuenden Grün der Wiesen und Felder dankbar zunickt, keine weinbepflanzten Hügel versprechen geistigsüßen Genuß, kein mächtiger bewimpelter, Dampfschiffe und Kähne schaukelnder Fluß belebt die Oede, — Kartoffel- und Flachsfelder wechseln mit Kornfeldern, deren magere Aehren

in einschläfernder Gleichförmigkeit sich hin- und herneigen und ihr tausendjähriges Lied singen vom menschlichen Hunger — dem Schrecknisse mancher Jahre, und erzählen von Schlachten, die einst auf dieser Ebene gefochten, von Blutlachen, die diese Erde eingesogen hat. —

Auf den Feldern ringsumher liegen ei-, faust- und auch kopfgroße Steine, welche der Pflug emporgearbeitet, nachdem alljährlich von den Feldbesitzern, vor dem Umackern der Felder, große Steinelese gehalten, und mit unsäglicher Mühe und saurem Schweiße die Steine von den Grundstücken weggebracht, und rund um die Aecker gelegt werden, oder in Haufen umherliegen, was dem ganzen Bild ein trostlos, mageres, culturarmes Ansehen gibt.

Wie öde auch die unmittelbare Umgebung der Stadt ist, so entbehrt sie dennoch nicht eines gewissen Reizes — denn sie hat einen Berg — einen einzigen, aber ziemlich hohen Berg, der sich am westlichen Ende der Stadt empor zieht, und der Marienberg genannt wird; denn auf seiner Plattform thront ein Gottestempel groß und hehr, mit einem Bilde der Jungfrau geschmückt, zu welchem alljährlich zweimal, im Frühjahr und Herbste, Tausende von Gläubigen wallfahrten und sich Trost, und in gläubigem Vertrauen auch Hilfe holen. An die Kirche anstoßend ist ein Mönchskloster gebaut, in einfachem Stile, mit schönen und practischen Wirthschaftsgebäuden, und die frommen Brüder versehen den Dienst der Kirche. Weiter abwärts, dicht an der zwanzig Stufen hohen steinernen Treppe, die in ganzer Breite an der Kirche emporsteigend zu deren Haupteingang führt, liegt ein idillisches Forsthaus, von dessen Garten aus man eine herrliche Fernsicht über ein weites Panorama hat. In diesem Hause wird durch des Försters Familie den Kirchenbesuchern, oder blos Spazierengehenden Caffee, Milch und verschiedene Erfrischungen geboten, und stets ward aus dem nahen Kloster, welches sein eigenes Bräuhaus hat, das beßte Bier

nach dem Forsthause geliefert, so daß das Ersteigen des schattigen, mit alten mächtigen Eichen und Tannen, mit frisch duftendem Laubholz bewachsenen Berges, zu den Hauptvergnügungen der Bewohner von A. gehört. Besonders waren es die Officiere des in Auburg garnisonirenden Regimentes Infanterie, und des hier stationirten Jägerchors, welche häufig hier oben ihre lustigen Bacchanalien hielten, und die Einsamkeit des Forsthauses, nur von dem schweigenden Gottestempel und dem Kloster umgeben, dessen fromme Mönche gar oft die lärmenden Gelage der heiteren Marssöhne theilten, schien besonders einladend für ähnliche Zwecke zu sein.

In einer Entfernung von 15 Meilen von Auburg, entspringt ein unscheinbarer Fluß, der durch die 20 Meilen fernen Gebirge, im Frühjahr einen oft gefahrdrohenden Zufluß bekömmt, und sich dann in reißender Wuth gegen die Stadt hin wälzt, manche umfriedende Gartenmauer, manche stille Hütte mitnimmt, und Zerstörung ringsumher verbreitet, dann aber, wenn seine übervollen gesprengten Adern sich entladen, wenn die Erde und himmelansteigenden Dünste seinen Ueberfluß eingesaugt und aufgesogen, sich wieder beruhigt in das angewiesene Bette zwängt, in gelblichgrünen Streifen dahinzieht, und durch die Stadt hin läuft, die er gleichsam in zwei Hälften theilt, und am Ausgange derselben in enge, aber hohe Ufer gezwängt, mehren Gewehrfabriken als Mittel zur Erzeugung ihrer gefährlichen Instrumente dient.

Ein schöner großer Marktplatz, den von einer Seite das stattlich alte Magistratsgebäude mit der Hauptwache begränzt, an dessen beiden Seiten hin sich breite, ziemlich hübsche Straßen ziehen, deren größere am anderen Ende durch ein sehr besuchtes Gasthaus „zum Engel" schließt, welches gleichsam Front macht, ferner eine große Kirche rechts, eine hübsche Reihe Häuser links, und vis-à-vis der Hauptwache das Posthaus, ein großes, für die kleine Stadt eigentlich colossales Gebäude, aus Quadern aufgeführt

welche in ihrer fast afrikanischen Schwärze Zeugniß über ihr ehrwürdiges Alter geben — dies Alles zusammen bildet den Hauptplatz der Stadt. Eines der links liegenden Häuser bewohnte der Präsident Freiherr von Webbern, und in dem stattlichen alten Postgebäude hatte die Gesellschaft „Concordia", der die ganze Elite der Stadt angehörte, den zweiten Stock zu ihren Bällen und Versammlungen gemiethet. —

Das Gut Ahlsburg, der verwitweten Gräfin Holm gehörend, lag eine Meile nördlich, von A., eine geringe Entfernung, welche es möglich machte, daß die Gräfin und ihre Schwester, die Präsidentin, sich häufig, fast täglich besuchen konnten. Nächst den bereits angeführten militärischen Kräften, war Auburg seiner statistischen Bedeutung wegen, der Sitz mehrer höhern Dicasterien, wodurch eine bedeutende Zahl von Beamtenfamilien hier ihre Bestimmung hatten, und viele noch unverheiratete Beamte unter den Töchtern der Stadt, und des benachbarten zahlreichen Landadels ihre „Zukünftigen" auszuführen sich angewiesen sahen.

Dies ist, nebst einigen in der nächsten Umgebung von A. gelegenen, später in Erwähnung kommenden Orten, so ziemlich der Schauplatz unsrer Geschichte, und meine lieben Leser wollen mir nun folgen in die kleine, ihnen fremde Stadt, die so manches Edle und Große birgt, in der so manche erhabene Natur still, unerkannt unterging, im Geist und Seele tödtenden Kampfe um das tägliche Brot, welches sich in einer kleinen Stadt viel tausendmal schwerer erkämpft, als in der Verborgenheit einer großen, volkreichen Residenz — und ich will ihnen erzählen, was sich dort in der kleinen Stadt begab.

Drittes Kapitel.

Der Gerichts-Advocat Blank — einst, und zwar noch vor Kurzem der gesuchteste Rechtsbeistand der Stadt, war — blödsinnig geworden.

Eine gränzenlose Verwirrung in seinen Acten machte es dem, durch die Tochter des Unglücklichen zu Hilfe gerufenen Rechtspracticanten kaum möglich, eine theilweise Ordnung in das Labyrinth zu bringen — die Clienten suchten ihre Acten zu bekommen, neue Kunden konnten nicht angenommen werden, und so sah sich denn dies einzige Kind des Blödsinnigen gezwungen, Tag und Nacht zu arbeiten, um den Vater und sich zu erhalten.

Man dürfte voraussetzen, daß eines gesuchten Advocaten Vermögensverhältnisse, in Folge jahrelanger reicher Ernte die beßt rangirtesten sein müßten; dies war aber hier nicht der Fall, denn Doctor Blank war ein Original — eine Ausnahme seines Standes, und hatte nie einen Proceß übernommen, dessen Recht nicht auf flacher Hand lag — nahm nie Geld von armen Leuten, hatte somit fast nur die große Praxis für den Himmel: Die Armenprocesse! Wie sehr auch seine Frau bat — wie sehr sie schalt — denn die Frau Doctorin hatte nicht zu den Lämmern im Schafstalle des Herrn gehört — wie sehr Blank auch sein einziges Kind, die kleine hübsche Emilie liebte — so war doch immer und ewig das Ende der Vorwürfe, die ihm seine Frau und seine Vaterpflicht machten, eine mit der Hand auf's Herz gelegte sanfte Erwiderung: „Ich kann nicht anders, Gott helfe uns, ich kann nicht anders!" und der nächste Arme, der ihn um Rath bat, sah ihn mit dem regsten, oft einer besseren Sache würdigen Eifer, Tage und Nächte sich dessen Angelegenheit widmen.

Oft traf es sich — leider nur zu oft — daß das gute Recht aus Blanks Händen schlüpfte — daß die wächserne Nase des Gesetzes sich für die Gegenpartei zurecht hatte drehen lassen — und der arme Verlierende auch noch die Gerichtskosten zahlen sollte — dann hörte Blank das Jammern des Armen, der mit dem Processe oft die letzte Lebenshoffnung verloren — und nun nicht wußte, woher die Kosten bestreiten — dann suchte er Frau und Tochter zu entfernen, wenn der Zufall sie in sein Arbeitszimmer geführt, und gab dem Klagenden, aus der ohnehin so mageren Casse, so lange, bis vollständige Ebbe eingetreten, und der häusliche Friede in Folge dieser maßlosen Menschenliebe, für Tage und Wochen gestört war.

Frau Blank war nicht etwa, was man eine böse Frau nennt — sie war nur eine ziemlich gewöhnliche Natur — hatte einst, als Tochter eines herabgekommenen Uhrmachers, der sein Metier als Künstler behandelte, d. h. an den ihm anvertrauten Uhren herumkünstelte, und wenn der Kunde kam sie abzuholen, ihm Grobheiten an den Kopf warf, und frug, ob er glaube eine so hohe und tiefe Kunst, wie die Uhrenfabrikation mache sich im Umsehen — gerne des Advokaten Hand angenommen — ja Frau Blank hatte sich hoch gestiegen betrachtet, als sie die Frau Rechtsanwaltin geworden — träumte von eigenem Haus und Hof — von vornehmen Bekanntschaften — und sah sich endlich der nackten, trüben Wirklichkeit gegenüber, auf die traurige Pflicht beschränkt, die kleinen Verdienste ihres engelguten Gatten zu strecken und zu drehen, um den sich vergrößernden Haushalt zu bestreiten.

Da konnten denn die Lieb' und Frieden tödtenden häuslichen Zwiste nicht ausbleiben. — Frau Blank gebar ein einziges Töchterchen, genas nie mehr ganz, siechte noch 10 Jahre hin, thätig und fleißig, kochend und flickend, mühend und schaffend — empfing nach jeder Ermahnung, die sie an ihren Gatten erlies, sein Hab

und Gut nicht Anderen, Fremden hinzuwerfen, die stereotip gewordene Versicherung, mit obligater Handlegung: „Ich kann nicht anders“ — und starb endlich, als ihr Kind 10 Jahre alt war, nachdem sie es der Fürsorge einer alten Muhme, welche in der Krankheit ihre Pflegerin gewesen, empfohlen hatte — und der freudenlose Traum eines armen Menschenherzens war ausgeträumt!!

Am Grabe seiner Frau nahm sich Blank vor, von nun an nur für sein Kind zu arbeiten — und seinem überweichen Herzen Zwang anzuthun. Mit stolz gehobenem Kopfe, mit festem Entschlusse kam er in die nun so still gewordene Heimat, denn die kleine Emilie empfand tief und schmerzlich den Verlust der Mutter, und weinte bitterlich am schwarz und weiß geblümten Halstuche der alten Gertrud, die sich plötzlich in eine Häuslichkeit versetzt, mit Pflichten beladen sah, nachdem sie 40 Jahre ihres Lebens allein gestanden, und sich mühselig mit Nähen und Stricken ernährt hatte, seit der Tod ihr den Ernährer, den Mann genommen, einen armen, aber fleißigen Tischler, den sie mit 17 Jahren geheiratet, und ihn 4 Jahre später verloren hatte. Kinderlos und tiefbetrübt über den schmerzlichen Verlust blieb Gertrud allein und lebte einzig der Erinnerung an ihr kurzes Lebensglück, dessen Sonnenschein nur die treue Liebe der beiden, einfachen Menschenherzen gewesen war.

Blank umfing mit Innigkeit sein Kind, drückte es zu wiederholten Malen an sein Herz und sagte endlich:

„Muhme Gertrud! Ihr seid die Pflegerin meiner Frau gewesen — pflegt nun dies Kind — ich verstehe dergleichen nicht — sagt mir, was Ihr braucht — ich werde sorgen für Alles — laßt Euch und der Kleinen nichts abgehen — aber sprecht zu rechter Zeit — denn ich — ich habe mich nie bekümmert um die Bedürfnisse einer Wirthschaft.“

„So meinen der Herr Vetter,“ erwiederte schüchtern die alte Muhme, „daß ich ganz zu Ihnen ziehen soll — ganz —“

„Das versteht sich — ich meine, daß Ihr dieses Kindes Mutter sein, und nebenbei ein Bischen für mich sorgen sollt.“

Emilie schlang die kleinen weichen Aermchen um den Hals der alten lieben Muhme, für die sie immer große Neigung zeigte, und rief schluchzend: „O meine gute Muhme, bleib bei mir! Die Mutter haben sie in die kalte Erde, in die schauerliche Gruft gelegt — haben Erde auf sie geworfen, damit sie nicht mehr zu mir zurückkommen kann — weil es böse Menschen sind, die mir mein Mütterchen nicht gönnten.“

„Nicht so, mein Kind!“ sprach Blank, an der schwächsten Seite angegriffen, vom eigenen Kinde — „die Menschen sind alle gut — man muß sie nur verstehen — man muß sie nur lieben, mein Töchterchen — dann lernt man ihren Werth erst kennen.“

„Nun, was das betrifft, Herr Vetter,“ warf Gertrud hier dazwischen, „so habe ich andere Ansichten über das Menschenvolk. — Nehmen Sie's nicht übel, aber ich hab' keinen Grund gefunden zu großer Nächstenliebe — im Gegentheil haben sie mir das Herz tausendmal wie mit Nadeln zerstochen, in unchristlichem Haß, in Bosheit und Schlechtigkeit.“

„O Gertrud, Gertrud! streut nicht den Saamen des Hasses in diese junge Seele!“

„Nein, nein, Herr Vetter! Sorgen Sie nicht, Ihr Kind soll nichts Böses durch mich lernen; ich werde sie beten und arbeiten lehren und das Uebrige wird Gott thun.“

So war Gertrud installirt — und sorgte nun für Vater und Kind nach beßten Kräften. Emilie ward in ein Mädcheninstitut geschickt, lernte in 3 Jahren mehr als manches andere Kind in 6 Jahren, und sah sich mit 14 Jahren bereits gezwungen, die erworbene Fertigkeit in feinen weiblichen Arbeiten, zum

Nutzen der heimischen Wirthschaft anzuwenden — für Geld heimlich zu arbeiten, was die alte Gertrud dann eben so still forttrug und den kargen Lohn heimbrachte — denn des Vaters Praxis hatte immer mehr und mehr abgenommen, seine Schwäche allen Menschen helfen zu wollen, auf Kosten seiner eigenen Familie war schon bei der ersten Versuchung wieder herrschend hervorgetreten, und es war daher nichts natürlicher, als daß Armut und Mangel in der kleinen Wohnung heimisch wurden.

Nach dem Tode des Doctor Werner, also zwei Jahre vor Anfang unserer Erzählung, hatte dessen Sohn Richard, den wir bereits kennen, die Hinterlassenschaft seines Vaters in großer Unordnung gefunden, und besonders war es ein außenstehendes Capital, welches den Erben Sorge machte, da der selige Vater es einem Manne geliehen hatte, dessen Redlichkeit zwar nicht geradezu angegriffen werden konnte, der aber so schnell und auf so unerklärliche Weise reich geworden war, daß die geschäftige Fama viel und mancherlei über das von Dr. Werner ihm geliehene Capital verbreitete. Niemand begriff, warum der Doctor, sonst ein so vorsichtiger, wolüberlegender Mann, einem Menschen, von dem man eigentlich gar nicht wußte woher, und wer er sei, eine Summe geliehen, wie die 40,000 Gulden, welche eben vor des Doctors plötzlichem Tode, wie sich aus den hinterlassenen Papieren ergab, in die gerichtlichen Hipothekenbücher sollten eingetragen werden. Dies war somit noch nicht geschehen; — aber Richard fand ein Document vor, in welchem sich Herr Erber, so hieß der Gläubiger, bereit erklärte, die empfangene Summe gerichtlich hipothezíren zu lassen, auf das mit dieser Summe gekaufte Hammerwerk und Gut Neudorf, 2 Stunden von Auburg entfernt. Erber verpflichtete sich ferner, so stand in einem von ihm vorgefundenen Briefe an den Doctor, binnen 20 Jahren die ganze Summe zurückzuzahlen, jedoch waren unbegreiflicher Weise keine Interessen

ausgesprochen, und bei Ausfertigung dieses für die Hinterlassenen so wichtigen Documentes keine Zeugen zugezogen worden. Das Ganze glich mehr einem freundschaftlichen Vertrage, in dessen Hintergrund unverkennbar eine Verbindlichkeit lag, welche der Doctor gegen den neuen Gutsbesitzer haben mußte.

Dies Capital machte einen großen Theil der Erbschaft aus, welche Dr. Werner seiner Tochter Mathilde bestimmt hatte und welche außerdem noch in mehren kleineren, sicher stehenden Capitalien, und dem schönen eigenen Hause mit Garten am Fuße des bereits beschriebenen Marienberges gelegen, bestand. Des Doctors Gattin war ein reiches Mädchen gewesen, auch er hatte nicht unbedeutend von seinen Aeltern geerbt, seine Praxis war glänzend, und als der Tod ihn so schnell dahinraffte, galten die beiden Geschwister Richard und Mathilde für reiche Erben. Da kam Richard, fand dies Document, schrieb erst an den Gläubiger, forderte ihn auf, die Schuld gerichtlich sicherstellen zu lassen — erhielt aber auf 2 — 3 Briefe keine Antwort. Er fuhr endlich selbst auf dessen Gut — ward abgewiesen unter dem Vorwande, der Herr sei nicht zu Hause — und traf ihn endlich ein zweites Mal, fand ihn aber so überrascht durch Richards Forderung, daß dieser kaum wußte, was er denken solle. Erber wies ihm sofort einen vollgiltigen Empfangschein über die 40.000 fl. vor, ausgestellt von Richards Vater — und erzählte, daß er durch das Legat eines, im Auslande gestorbenen Oheims, plötzlich diese Summe zurückzuzahlen in den Stand gekommen sei, und daß Doctor Werner den Schuldschein zu vertilgen gelobt, was er bei den freundschaftlichen Beziehungen zu ihm als ganz einfach und natürlich angenommen habe.

Wenige Tage nachher sei Dr. Werner plötzlich vom Schlage getroffen, gestorben. Er sei somit außer jeder Verpflichtung und

wenn sich die Quittung noch vorfinde, so könne er nur die Vergeßlichkeit seines Freundes Werner beklagen.

Richard erwiderte ihm, daß aber das Capital nirgend zu finden — und daß doch nicht gut anzunehmen sei — sein Vater habe eine so große Summe ausgegeben, oder sogleich wieder weggeliehen.

„Für das weitere Verhalten Ihres Herrn Vaters bezüglich der von mir in guten Papieren und theils auch in Baarem ihm zurückerstatteten Summe," erwiderte Herr Erber, „kann ich nicht verantwortlich gemacht werden. Sie kennen Ihres Vaters Unterschrift — meine Quittung schützt mich gegen jeden Angriff."

Somit sah sich Richard denn endlich gezwungen, den Beistand eines Rechtskundigen in Anspruch zu nehmen.

Advocat Blank und Dr. Werner waren intime Freunde gewesen und Richard, des Doctors Sohn, kannte und schätzte den so überaus guten Mann unendlich. Als er seine große Reise angetreten, hatte er den herzlichsten Abschied von dem Freunde seines Vaters genommen, küßte die kleine, damals noch unentwickelte Emilie auf die Stirne und versprach ihr von seiner Reise eine große Puppe mitzubringen — jetzt — verlegen um Rath, war es Blank, zu welchem Richard eilte, ihm die nöthigen Papiere zeigte, und besonders das fragliche Document. Blank freute sich des Vertrauens seines neuen Clienten, und versprach die Sache sogleich in die Hände zu nehmen. Natürlich überließ ihm Richard das Document — und schied mit froher Zuversicht von Blank, wol wissend, daß seine Angelegenheit in beßten sachkundigen Händen sei. Emilie war nicht zu Hause, als Richard diesen Besuch machte, aber Muhme Gertrud konnte nicht genug erzählen, wie freundlich der junge Herr Doctor sie gegrüßt, wie theilnehmend er nach der kleinen Emilie gefragt, und wie stattlich und schön er aussähe.

Es war der Weihnachtsabend mit all' seinen Erwartungen, Aufregungen und Freuden für die Begüterten, und Leiden für die Armen herangekommen, der Erste, den Richard in der Heimat erlebte seit dem Tode des Vaters! —

Er wollte eben in das Haus des Präsidenten eilen — wohin er mit der Schwester für den Abend gebeten war — als die alte Gertrud blaß und athemlos bei ihm eintrat, und ihn inständig bat, zu ihrem Herrn zu kommen, welcher plötzlich starr und steif geworden, mit leblosem Auge im Schlafsessel liege — und kein Zeichen wiederkehrenden Lebens gebe. Richard flog zu dem alten Frennde, er sah schnell, daß ein Schlagfluß die rechte Seite lähmend getroffen und daß der Sitz des Uebels besonders in den Kopfnerven zu suchen sei. Blank hatte sich bereits wieder bewegt, man wußte also, daß er noch lebe.

Richard ließ ihn in's Bett schaffen und ordnete das Nöthige an. Bis jetzt hatte er nur den Kranken beachtet, und der weinenden Gestalt, welche im düster beleuchteten Krankenzimmer des Vaters Kopf an ihre Brust gedrückt hielt, nur einige Worte des Trostes zugerufen — jetzt, da er ruhiger geworden, und der Zustand des Kranken eine Unterredung mit der Tochter desselben erlaubte, ja sogar nöthig machte — wandte sich Richard zu Emilien, ergriff ihre Hand und sprach:

„Liebes Kind! Fassen Sie Muth, Ihr Vater wird vielleicht genesen — wir wollen unsere vereinten Kräfte zu seinem Wole anwenden!"

Da wandte sich Emilie zu ihm, sah mit dem tiefblauen Himmelsauge zu ihm empor, und sagte mit zitternder, vor Angst und Schmerz vibrirender Stimme:

„Er wird nicht genesen, Herr Doctor — sein Geist — seine Verstandeskräfte sind seit mehren Tagen furchtbar gestört — er verbot mir streng ärztliche Hilfe zu holen — er versicherte mir, der

Zustand sei vorübergehend — er habe einen schrecklichen Verlust erlitten — fremdes Eigenthum sei ihm abhanden gekommen, ohne daß er wisse, auf welche Weise — und dies Unglück drücke ihn dermaßen darnieder, daß er in manchem Momente fürchte, wahnsinnig zu werden. Heute war er den ganzen Tag über unruhig und aufgeregt — und plötzlich stürzte er mit einem fürchterlichen Aufschrei in den Lehnsessel, und — doch Sie wissen das Uebrige. Ich glaubte Ihnen, dem Freund, dem Arzte diese Mittheilungen schuldig zu sein."

„Und wissen Sie nicht, worin der Verlust besteht? Vielleicht könnten wir ihn ersetzen, und so den Grund seines Leidens entfernen."

„Es ist ein Document — ein wichtiges Familiendocument, ihm anvertraut — von wem, konnte ich bis jetzt nicht von ihm herausbringen —"

„Ein Document sagen Sie?"

„Ja, und jedenfalls muß es für meinen armen Vater von großer Wichtigkeit sein, denn er hat das ganze Haus durchsucht — alle seine Papiere 2 — 3mal durchgesehen — und immer trostloser wurden seine Mienen — immer aufgeregter und dabei blässer wurde sein Gesicht."

„Und gar keine Aeußerung ließ Sie auf die Natur des Documents schließen, mein Fräulein?"

„Nichts — nichts! Ich war auch in den letzteren Tagen zu sehr mit einer zu beendigenden Arbeit beschäftigt, als daß ich hätte viel um meinen Vater sein können. Die alte Muhme hörte ihn oft tief aufseufzen, und beobachtete sein Thun und Lassen genauer."

In diesem Augenblicke kam Gertrud herein, mit einem für den Kranken auf Befehl des Arztes bereiteten Tranke.

Richard eilte auf sie zu, nahm ihr den Trank aus der Hand, verbot den Kranken in seinem wolthuenden Schlummer zu stören, und sprach:

„Erzählen Sie mir genau, liebe Gertrud, was Sie über den Zustand unseres Patienten wissen, und was Sie als dessen Veranlassung betrachten.“

„Ja seh'n Sie, beßter Herr Doctor, das ist so 'ne Sache: Ich hab' da meine eigenen Gedanken. — Wenn sich ein Mensch grämen thut — so behält er, trotz aller Sorge, Schmerz und Qual doch den Verstand beisammen, heißt das, so denk ich wenigstens — aber wenn sich einer ängstigt, was ich als etwas viel Schlimmeres betrachte — wenn er Tag und Nacht die Angst vor Etwas mit sich rumgehen sieht — nicht vor- und nicht rückwärts kann, und das Gespenst immer dasteht — die Angst vor dem Etwas mein' ich nämlich — seh'n Sie, da kann's wol passiren, daß sich das Hirn des Menschen entzündet, daß er nach und nach verrückt wird — und nimmer weiß, was er thut. Und gucken Sie — so ist's mit unserem Kranken drinnen. Umsonst hat er nicht alles durchgewühlt — alle seine alten Pandacten, wie er sie, ich weiß nicht warum, nennt.“

„Pandecten, Muhme Gertrud,“ verbesserte Richard.

„So — nun meinetwegen, also sogar die schweinsledernen Pandecten hat er heruntergeworfen, und darinnen nach etwas gesucht, als ob sich dahinein was verkrümeln könnte! — umsonst hat er nicht alle Acten durchgeblättert, alle Kästen, sogar den Wäschkasten durchsucht und mir Socken und Vatermörder, gestopfte und ungestopfte Strümpfe untereinander geworfen, als ob jemals da hinein etwas von seinen Papieren und gelehrten Grimsgrams gekommen wäre, aber so oft er nun, wie natürlich, an solchen Orten nichts gefunden hatte, sagte er stets, die Hände ringend und mit dem angstvollsten Ton: Nichts! nichts! Mein Gott! mein Gott!“

„Weiter, Muhme Gertrud, weiter!“ drängte Richard.

„Ja, was weiter? ich weiß nichts mehr! Ich sagte unsrem Milchen wie es um den Vater stünde, das gute Kind, welches Tag und Nacht arbeitet, um das liebe Bischen —“

Eine ängstliche Bewegung, ein bittender Blick Emiliens unterbrach den Redefluß der Alten.

„Ja so!“ fuhr sie fort, „ich wollte nur sagen, um ihr Bischen Staat und Putz in Ordnung zu halten. Wir gingen Beide zu ihm ins Zimmer, fanden ihn halb liegend auf dem Sofa, die zwei mageren Hände vor's Gesicht geschlagen, und wir waren schon eine Weile drin, ohne daß er uns hörte.“

„Da bat ich ihn denn,“ nahm Emilie das Wort, „mir seinen Kummer mitzutheilen —“

„Ja, und so rührend,“ schaltete Gertrud ein, „so herzinniglich, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen, denn wen die süße Stimme unsres Hausengels nicht rührt, der —“

„O bitte, Muhme, schweige,“ und sich zu dem Doctor wendend, fuhr Emilie fort: „Aber obgleich der Vater mich herzlich auf die Stirne küßte, wobei ihm Thränen in den Augen standen, so sagte er dennoch weiter nichts, als: Nein, Milchen, Du kannst mir nicht helfen. Ich habe etwas verloren, verlegt, oder Gott weiß wie ich drum gekommen bin, — dies muß ich wieder finden, denn es ist fremdes Eigenthum, ein wichtiges Document, oder ich werde wahnsinnig! Als ich mich erbot zu suchen, wies er uns hinaus, und bat, wir möchten ihn allein lassen.“

„Ja, und das dauerte so fünf Tage,“ sagte Gertrud, „heute ist der sechste Tag; da brach das Unglück los, und in der ganzen langen Zeit quälte sich der Mann so sehr ab, daß es kein Wunder war, wenn endlich das Blut ins Gehirn drang, und eine Aplexie —“

„Gut, gut," unterbrach Richard die medicinische Abhandlung der alten Person, unwillkürlich lächelnd, „und niemand ist bei dem Kranken gewesen, seit er in so großer Aufregung lebte?"

„Mein Gott," erwiderte Gertrud, „die Kunden haben sich ja längst verlaufen, und wenn Emilchen nicht wäre, so wüßten wir — ja so, davon soll man nicht sprechen — ja, Herr Doctor, — was wollt' ich denn sagen —" und die alte treue Seele suchte verlegen nach Worten, um den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen, „ja, es kamen gerade in diesen Tagen keine Kunden, oder vielmehr ich mußte sie abweisen — ja so war es — es kamen deren wol, ich durfte sie aber nicht einlassen, weil — weil der Vetter zu viel zu thun hatte. Die letzten, die er sprach, waren zwei Bauern, denen er eine abschlägige Antwort gab und sagte: „„Eure Sache ist nicht gerecht, geht zu einem Anderen"" — und dann der neue Gutsbesitzer von Neudorf, ich weiß nicht mehr wie der hieß."

„Erber? Erber?" rief Richard heftig.

„Ja, richtig! so nannte ihn der Vetter."

„Erber war hier?" drängte Richard, „erzählt weiter, liebe Muhme."

„Ja, sehen Sie, er kam —"

„Emilie!" hauchte des Vaters Stimme im Nebenzimmer, „wer spricht von Erber?"

Und alle Drei eilten an das Bett des Kranken.

Viertes Kapitel.

Der Kranke vermochte sich nicht aufzurichten — der Arm der Tochter hob das schwere Haupt, dessen Augen immer noch in unheimlicher Verglasung irrsinnig herumrollten. — Der Doctor, vom eben

behandelten Gegenstande mächtig ergriffen, schien eine neue Frage zu erwarten, über den Namen, der offenbar an des Kranken Ohr getroffen, und ihn momentan aus der Letargie gerissen — allein vergebens. Blank rührte die Lippen, als wolle er sprechen, aber kein Ton kam über diese und als Emilie, diese fruchtlosen Anstrengungen sehend, dem Vater eine Erleichterung zu bieten glaubte, indem sie seiner vermuteten Absicht Worte gab, und frug: „Du wolltest von Erber zu uns sprechen, mein Vater?" da sah er sie mit großen, starren Blicken an — und erwiderte nichts.

Emilie fühlte das Gräßliche des Momentes, eine innere, fürchterliche Stimme sagte ihr, daß ihres Vaters Geist gestört, vielleicht für immer entflohen sei, mit schmerzvoll gehobenem Auge frug sie Richard und erwartete von seinem Ausspruch ihr Geschick. Richard prüfte den Puls des Kranken, Gertrud stand mit betend gefalteten Händen am Fußende des Lagers, auf welchem der arme Menschenfreund regungslos lag, verlassen von den Tausenden, denen er mit Rath und That, auf Kosten der Seinigen, wolgethan! —

Richard fühlte und erkannte wol, daß in dem Blutlaufe des Kranken eine gefahrvolle Degeneration vorgegangen sei, er fürchtete selbst für das Leben desselben, aber da er ihn in den letzten Tagen nicht gesehen, und seinen klaren Verstand, sein geordnetes Denkvermögen nie Ursache hatte in Zweifel zu ziehen, so war seine Sorge weniger auf eine psichische Störung, als auf die, den Schlagflüssen so gewöhnlich folgende körperliche Paralisis gerichtet. Der Puls ging in ungleichen, schleppenden, lebensmüden Schlägen.

Richard, die Wichtigkeit des Momentes als Arzt und Psycholog erkennend, fürchtete, was so oft geschieht, daß eine Wiederholung des Anfalles auch dieses noch matt glimmende Licht ganz auslöschen könne, fühlte sich in Rücksicht auf das Vermögen seiner Schwester verpflichtet, noch einen Versuch zu machen, den Kranken durch den Namen Erber, der ihn einmal schon aus der Letargie

geweckt, zum Sprechen zu bringen, denn klar stand es vor Richard's Seele, daß das verschwundene Document kein anderes als das seinige sei, oder vielmehr seiner Schwester Vermögen, welches der Vater in seinem Testamente Mathilden zum Heiratgut bestimmt hatte.

In der herzlichsten, theilnahmsvollsten Weise sprach er daher zu Emilien, so laut, daß es der Kranke, wenn er anders seiner Sinne mächtig war, hören mußte:

„Also, Erber, der Gutsbesitzer Erber hatte in diesen Tagen Ihren Vater besucht? Kannten sie sich schon länger?"

„Nein," erwiderte Emilie, „Herr Erber war früher nie bei dem Vater, ich war über seinen Besuch um so mehr erstaunt, als ich des Vaters Stimme heftig bis zu mir hinüber schallen hörte, und ich die Worte deutlich vernahm: „„Es bedurfte keiner Zeugen, wo Männer von Ehre miteinander verhandelten. Ist dies Ihre Unterschrift oder —"" mehr konnte ich nicht verstehen, und Herr Erber verließ bald darauf des Vaters Zimmer."

Kein Zug in dem bleichen Gesichte des Kranken verrieth das mindeste Verständniß dessen, was hier gesprochen wurde. Richard sah klar, daß für diese Nacht nichts zu hoffen sei und als jetzt ein Bote der Schwester kam, mit der Frage, ob er sie nicht in die Soirée bei der Präsidentin begleiten könne, als Emiliens thränenschweres Auge sich flehend zu ihm neigte, da ließ er Mathilden erwidern: „er werde die Nacht über bei dem Kranken bleiben, sie möge ihn im Hause des Präsidenten entschuldigen," und machte sich bereit bei dem Patienten zu wachen.

Muhme Gertrud, diese urwüchsige einfache Natur, wissend, wie gering das Honorar sein könne, welches des Arztes Mühewaltung und das Opfer einer Nacht vergüten sollte, wissend, Richard werde hier nur Dankesperlen als Honorar annehmen können, fühlte sich angetrieben, ihren Dank irgendwie auszudrücken. Sie wußte

nichts zu geben, nichts zu bitten, räusperte sich verlegen, rückte die Haube, eine vorsündflutliche Modernität, vom linken zum rechten Ohr, trippelte hin und her, und packte endlich in heroischem Entschlusse des Doctors herabhängende Hand, drückte sie innig an ihre zahnlosen Lippen, streichelte sie mit ihrer Rechten, sagte halblaut: „Gute Seele" und verschwand.

Richard verstand ganz gut die stumme Sprache des alten ehrlichen Geschöpfes, doch fand er den Dank für die so natürliche Nachtwache nur zu überschwänglich, und machte sich nun im Lehnstuhl am Bette bereit, die Erfolge zu beobachten, nachdem jedes dem ärztlichen Wissen zu Gebote stehende, in solchem Falle anwendbare Mittel versucht war.

Emilie hielt das Haupt des Vaters in ihren Armen, am ängstlich klopfenden Herzen.

Die Stunden zogen mit bleiernen Schwingen vorüber, der frisch gefallene Schnee knisterte unter den Tritten der einsamen Nachtwandler, pfiff und knirschte unter der Wucht der Räder, die an schwer beladenen Wägen gegen Morgen durch die Stadt rollten; bunt bemalte Laternen zitterten in den frostschauernden Händen alter Mütterchen, welche mit dem ersten Grauen des Tages schon zum Tempel des Herrn eilten, ihm ihre Treue zu beweisen, indem sie die kaum warm gewordenen Lagerstätten verließen, um in die kalte Morgendämmerung hinauszueilen, und dem Meßopfer beizuwohnen, welches der vielgeehrte Geistliche, ein Liebling der Frühkirchenbesucher, abhielt; die Glocken begannen erst einzeln, in leise klagenden, dann immer kräftiger tönenden Melodien die Stille der Winternacht zu unterbrechen, und den Tag des Herrn, die Geburt des Sohnes Mariens, der Jungfrau — des hochbegabtesten, schon in seiner Weisheit und seiner hohen Geistesklarheit die göttliche Abkunft bekundenden Menschensohnes, zu verkünden.

Am Abend vorher waren Tausende von reich beschenkten Kindern mit neuen Beweisen der Liebe ihrer Aeltern eingeschlafen, noch ruhen sie in glücklicher Betäubung, in süßem Schlafe.

Hier liegt im Arm eines kleinen Mädchens die neue Puppe, während die schönen Kleider der handschuhledernen mit Kleie gefüllten Aurora oder Amanda, wie die jugendliche Pathe sie nun eben mag getauft haben, auf dem Deckbette ausgebreitet liegen — dort hält ein kräftiger Junge, mit strotzenden Wangen und üppigen Lippen, in der Rechten den Säbel, im Arme und an's junge Herz gedrückt das kleine Gewehr, auf der weißen Decke des Bettchens liegen Sporen, Patrontasche, Cartouche und Federhut, neben dem Bette schläft der treue Filax, die Schätze seines jungen Gebieters bewachend, und ein schlaftrunkenes Knurren herausstoßend, ohne die auf den Vorderpfoten ruhende Schnauze zu erheben, wenn ein Traumbild ihm Gefahr lügt — dort ruht im seidenen Bette ein blondes Lockenköpfchen und hatte hart an's Lager die neue vortrefflich eingerichtete Küche gestellt, in der sich eine dralle Köchin mit in die Seite gestemmten Armen, an einem durch den Schornstein gezogenen Draht bewegt, bis die kleinen, belebenden Händchen ermüdet den Draht schlüpfen ließen, als der Schlaf sie bemeisterte, und die Köchin auf die Nase fiel inmitte der Küche, zu welcher Hinfälligkeit die drohend gestemmten Arme eben keine passende Attitüde bilden; — hier schläft auf hartem, strohgefülltem Kissen ein armes blasses Kind, dem mütterliche Liebe nichts zu geben vermochte, als einen längst vor dem Schlafengehen verzehrten schlechten Pfefferkuchen, und einen irdenen Kuckuck, ein Chef d'oeuvres der Töpferkunst, in welchem der kleine arme Bursche so lange hinein geblasen, und die kreischenden, allem eher, als dem Geschrei des Kuckucks ähnlichen Töne entlockt hatte, bis er ermüdet vor Anstrengung eingeschlafen und das kostbare Instrument, es fest umschließend mit der kleinen

schmutzigen Hand, noch an den schmalen Lippen hing, die in grüner und brauner Schattirung eine, den vertilgten Pfefferkuchen, und die Farbe des thönernen Kuckucks verrathende Mosaik zeigten. — O dort! in jenem Winkel liegt ein junges Weib auf elendem Strohlager, zwei halb verhungerte Kinder haben die thränenmüden, unschönen Häupter — denn ach! der Hunger macht nicht schön — an die Brust der Mutter gelegt, sie schlafen, aber die Mutter schläft nicht! Die großen, in tiefen, schwarzumsäumten Höhlen liegenden Augen haben längst keine Thränen mehr, aber sie senden in stummer Verzweiflung zum Himmel die Frage empor: „Warum gibst Du meinen Kindern nicht ihr Recht, ihren Theil an Lebensfreuden? — Warum starb dein Sohn nur für die Glücklichen? warum genießen nur sie die Segnungen seiner Geburt?!!" —

O wer kann sagen, was das Herz dieser Mutter litt, die ihren Kindern nicht einmal Brot geben konnte am Tage der Freude aller Kinder? — diese Mutter, die keine milde Hand tröstete — diese Mutter, die keine Hilfe fand bei den Tausenden und Tausenden, die sich mit wolthätigen Handlungen brüsten — bei den Unzähligen, welche nur Gutes thun, um ihre Thaten mit der Posaune der Oeffentlichkeit, durch die Woldienerin: „Presse" verherrlichet zu sehen!? — Diese Mutter, dieses Weib, und Millionen mit ihr werden einst, wenn die Posaune des jüngsten Gerichtes die Thaten dieser Menschenfreunde rühmen will, einen fürchterlichen Chorus anstimmen, dessen Ende sein wird, daß der Herr den falschen Wolthätern zurufet: „Tretet zu meiner Linken!!!" —

Im düsteren Krankenzimmer hatte sich wenig verändert, was dem Auge sichtbar war.

Aber der Arzt, der nur gekommen war, das entfliehende Leben wo möglich zurückzuhalten, und mit der Kraft seines Wissens, und denen, in Jahren eifrigen Studiums gesammelten Kenntnissen Hilfe und Genesung zu geben, hatte hier, im misti-

schen Halbdunkel der Krankenstube, an der Seite des Sterbenden, das Leben, die Lösung des höchsten Problems: Warum lebe ich — gefunden, denn klar stand es vor seiner Seele, daß fortan sein Leben nur Farbe und Licht, Gehalt und Werth schöpfen könne, wenn diese blasse Gestalt, die in rein kindlicher Liebe, wie eine Espe erzitternd, sich und Alles vergessend, außer dem einzigen auf Erden, ihr gebliebenen Wesen, dem Vater — zu Häuptern seines Bettes halb lag, halb kniete — wenn dies von Kindesliebe verklärte Bild einst in seinen Armen Schutz, Trost und die seligen Schauer der Vereinigung zweier Menschenherzen empfinden würde. —

Richard hatte nie geliebt. Manche flüchtige Neigung hatte zwar seine Fantasie bewegt, aber es kam nie zu einer ernsten, tiefen Liebe, kein weibliches Wesen vermochte ihn bis jetzt dauernd zu fesseln, denn seine Ansprüche an die einstige Gefährtin seines Lebens waren eigenthümlicher Natur. In seinen Jugendträumen hatte er sich ein Bild entworfen, das sogenannte Ideal des Lebens, wie jeder junge Mann sich deren schafft, spätere Betrachtungen und Erfahrungen ergänzten, sonderten und schlichteten an diesem Bilde, so lange, bis es zu dem geworden, was bis jetzt noch unerreicht vor seiner Seele stand. — Ein Wesen zart und schüchtern, blond und schlank, eine Ceder mit gebeugter Krone, mit sanften, schwimmenden Himmelsaugen, und im Moment der Handlung dennoch kühn und kräftig, opferfähig und selbstverleugnend, rein wie das nur eine Stunde blühende Sternenblümchen, welches die duftigen Kelche nur der Morgensonne öffnet, und sie bei dem ersten heißen Sonnenstrahle für immer schließt und dennoch stolz und selbstbewußt wie die Jungfrau mit der Oriflamme — so sollte seine Gattin sein. —

Es lag in diesen Ansprüchen ein Widerspruch — dies fühlte er — aber vielleicht war es gerade das, was ihn doppelt reizte.

Sein Weib, das Mädchen seiner Wahl sollte eben kein gewöhnliches Geschöpf sein. —

Ein simpatisches Erzittern seines Innern verrieth ihm die Nähe des ersehnten Wesens, und als er die schlanke, schmächtige Gestalt sich wie eine junge Trauerweide über den kranken Vater beugen sah, als er den Kampf mit den Thränen bemerkte, die einzeln und groß auf die kalte Stirne des Kranken herabfielen, als er keine laute Kläge, keinen hörbaren Seufzer vernahm, und den stummen Schmerz doch in deutlich tiefen Zügen in der ganzen Erscheinung ausgeprägt las, da sprach es laut in ihm: Dies zarte reine Kind, ist ein stolzes, kräftiges Weib! — Die Schule des Lebens hat sie erzogen, der Schmerz wird die Erziehung vollenden — wenn irgendwo, so ist hier das Ziel deiner Wünsche!! —

Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, außer den auf die Behandlung des Kranken Bezug habenden nöthigen Andeutungen, und als nun der Tag angebrochen, und sich im Blank's Zustand nichts geändert hatte, schrieb Richard die weiteren Verhaltungsregeln vor, und verließ das Haus, mit dem Versprechen, sobald er seine übrigen bedeutendsten Patienten besucht, wiederkommen zu wollen. —

Emilie sprach nur die einfachen Worte: „Ich danke Ihnen!" als er ging, aber, mit der auf die Brust gepreßten Hand und mit einem Ausdrucke, von einem Blick begleitet so voll rührender Dankbarkeit, daß Richard sich königlich belohnt fühlte.

Fünftes Kapitel.

Wochen waren verstrichen, Blank hatte das Bett verlassen, und saß, auf der rechten Seite gelähmt, im Schlafsessel — wohin ihn Emiliens und Gertrudens vereinte Kräfte täglich brachten,

wenn er das Bett verließ. — Er war mit Ausnahme der Lähmung, welche einen bleibenden Character angenommen hatte, körperlich ziemlich genesen, er aß, trank und schlief — aber der einst so thätige, zum Wole seiner Mitbrüder so willige Geist war — gebrochen!

Kein Zeichen der Erinnerung, kein Wort des Erkennens konnte ihm entlockt werden — selbst seines Kindes flehende Bitten, noch der alten Gertrud tausenderlei Versuche auf seine starre Kälte Eindruck zu machen, blieben fruchtlos — die Seele war dem Körper treulos geworden — sie war entflohen — für immer!!

Was Emilie in diesen Tagen der Erwartung und Aufregung litt, wie sie sich an das kleinste Strohhälmchen der Möglichkeit anklammerte, was sie versuchte, um dem lebendig-todten Körper das Leben des Geistes, die Seele einzuhauchen, läßt sich in Worten nicht ausdrücken.

Man muß solch' ein Elend erlebt, selbst gefühlt haben, um es zu begreifen! Solch' ein moralisch geistiger Tod ist tausendmal schmerzlicher, als am Grabe eines Wesens zu stehen, dessen Liebe wir gewiß waren. Der fisische Tod hofft Wiedersehen — hier ist nur die Maschine — die Hülle gestorben — sie geht in der Erde ihrer Auflösung entgegen — sie geht zu ihrem Ursprunge zurück — aber der Tod des Geistes schließt jede Hoffnung aus!

Ist ein fortdauerndes Seelenleben denkbar, wo Geist und Seele hienieden schon zerstört und entflohen sind? —

Die äußere Fassung, die Kraft, mit welcher Emilie ihr Unglück trug, bewies dem täglich wiederkehrenden Richard, daß seine Ahnung nicht gelogen, und mit jeder Stunde ward ihm dies Mädchen theurer, unentbehrlicher.

Wie bereits angedeutet, verlangte Emilie einen sachverständigen Beistand, und der Bevollmächtigte eines Rechtsanwaltes kam, um die Papiere ihres Vaters zu ordnen, und die wenigen bereits

begonnenen Processe zu übernehmen, oder die Papiere den betreffenden Parteien zurück zu geben.

Das Document Erber's hatte sich nicht gefunden. —

Richard, der sich mit dem jungen Rechtspractikanten über die Sache genau besprochen, und nun auch nicht mehr umhin konnte, Emilien über seinen Verlust zu unterrichten, wohnte der Durchsuchung der Papiere so viel wie möglich bei — und einstimmig war man der Ueberzeugung, daß irgend ein verübter Schurkenstreich das Document beseitiget, und daß der unglückliche Blank das Opfer eines frechen Betruges geworden.

Richard veranlaßte Emilien an Erber zu schreiben, ihn zu bitten, zur Rettung der Ehre ihres Vaters, dem anvertrautes Gut heilig sein mußte — ein neues dem Verlorenen gleichlautendes Instrument ausfertigen zu lassen.

Erber antwortete hierauf gar nicht..

Richard blieb nun nichts übrig, als einem Advocaten die ganze Angelegenheit zu übergeben.

Seinerseits hatte auch der Gutsbesitzer Erber sich einen ausgezeichneten Rechtsbeistand in einer nahen Stadt erwählt, und hier zeigte es sich neuerdings in grellster Beleuchtung, wie die einfachste, scheinbar klarste Proceßsache durch Winkelzüge, durch Verdrehungen zu einem delfischen Räthsel — zur jahrelang sich hinspinnenden Streitfrage zu drechseln sei. —

Täglich besuchte Richard in den Abendstunden seinen stillen Patienten, verordnete hie und da für seines Körpers Stärkung das Zweckdienliche — aber der Geist blieb entflohen — hier hörte des Arztes Wissen auf, hier war die Scheidewand gezogen, jenseits welcher nur überirdische Mächte walteten, und menschliches Denken und Wirken machtlos bleibt. —

Mit jedem Tage lernte Richard mehr einsehen, daß die Tochter des armen Blödsinnigen ein vortreffliches Wesen sei, würdig einer

besseren, bevorzugten Stellung, die sein Herz ihn zwang ihr anzubieten. Aber je fester sein Entschluß ward, Emilien seine Hand zu bieten, desto schüchterner und scheuer ward er ihr gegenüber, denn sie vermied jede Gelegenheit mit ihm allein zu sein, sie arbeitete emsig und fleißig so lange er blieb, und die alte Gertrud hatte stets in der Stube zu schaffen und zu ordnen, sobald er kam, so daß sich ihm die Ueberzeugung aufdrängte, man vermeide absichtlich ihn mit Emilien allein zu lassen. Jeder noch so zart und leise angedeutete Versuch, der kleinen Familie Lage durch Geldhilfe erleichtern zu wollen, schlug fehl; ja als Richard einst durch die Post an Emiliens Vater, unter fremdem Namen und mit verstellter Schrift, eine kleine Summe sandte, und den Vorwand gebrauchte, der Uebersender habe eine alte Schuld abzutragen, eine Rechnung für einen vor Jahren geführten Proceß, eine Nothlüge, die bei Blank's gänzlicher Besinnungslosigkeit wol Hoffnung hatte, durchzugehen — kam Emilie dem Freunde Abends mit hochgerötheten Wangen, einen Brief in der Hand entgegen, und sprach:

„Mein theurer Freund! Nehmen Sie hier Ihr Eigenthum zurück. In meines Vaters Büchern steht kein Name, diesem ähnlich, mein Vater hat keinen Schuldner dieses Namens — und ich erkannte augenblicklich die Hand — die in edelster, reinster Absicht sich zu einer Verstellung hergegeben. — Nehmen Sie Ihr Geld zurück — und lassen Sie mir den Stolz, das glückliche Bewußtsein, daß mein Fleiß, die Arbeit meiner Hände, unsere geringen Bedürfnisse erwirbt — es ist ja dies die einzige Freude meines Lebens!"

„Sie thun mir sehr weh, Emilie," sprach Richard — „Sie verletzen mich tief, indem Sie mir jedes Recht versagen, Ihre Lage zu erleichtern. Sie werden sich aufreiben in immerwährender Arbeit, Sie thun mehr als Ihre Kräfte erlauben —"

„Ja," fiel Frau Gertrud mit Thränen in den alten Augen ein, „ja, Herr Doctor, das ist es, was ich täglich predige — diese angestrengte Nachtarbeit, dieses Sticken und Nähen bis 1 — 2 Uhr Nachts werden sie umbringen! Sieht so ein Mädchen von 19 Jahren aus — sind das die strahlenden, klaren Augen von ehedem? —"

„Schweigt, Muhme," sprach Emilie hastig, „übertreibt nicht! Ich arbeite nicht mehr als ich vermag — und bedürfte ich einst der Hilfe, so gelobe ich Ihnen, theurer Freund, sie nur von Ihnen anzunehmen. Bis dahin aber lassen Sie mich den mir vom Schicksal vorgezeichneten Weg der Pflicht gehen, lassen Sie mich, was väterliche Fürsorge mir erlernen ließ, nun auch anwenden, um des Vaters Leiden zu mildern."

Stumm drückte Richard des edlen Mädchens Hände — ein Blick innigster Verehrung sagte Emilien, daß Richard sie verstehe, daß es ihr doppelt schwer werden müsse, aus seiner Hand Almosen und Hilfe anzunehmen.

Unzufrieden schüttelte Muhme Gertrud den Kopf und ließ es der armen Haube durch heftiges Hinundherschieben schwer entgelten, was sie nicht wagen durfte, tadelnd über Emiliens sonderbare Laune und übersubtile Empfindungen, wie sie des Mädchens Zartgefühl nannte, laut von sich zu geben.

Richard kam jeden Tag — Emilie arbeitete unaufhörlich, ward immer bleicher und hagerer, Blank saß still und ruhig vor sich hinlächelnd in seinem Armstuhle, und ließ sich die zarte innige Pflege der Tochter, die aufmerksamste Sorgfalt der alten Muhme gefallen.

In dem stillen düstern Stübchen saßen diese drei armen Wesen, alle gleichsam auf die rührigen hageren Fingerchen des jungen Mädchens angewiesen, welches nur dann und wann sich erlaubte einen fragenden Blick nach den Sternen hinauf zu senden,

wenn sie durch die düstere Scheibe des Fensters herüberblinkten, und tanzend und glitzernd zu locken schienen — hinauf — in's weite, unerreichbare All — hinauf zu jenen Welten, die uns fern, und darum so reizend, so sehnsuchterregend herabwinken.

Emilie bekam Arbeit in Menge für die ersten Familien der Stadt, man ließ große Bestellungen bei ihr machen, denen sie bei allem Fleiße nicht genügen konnte, und alle besseren Naturen interessirten sich für die stille, pflichtgetreue Tochter des armen Blödsinnigen, der einst der Wolthäter der Armen gewesen.

Richard's tägliche Besuche wurden, nachdem Blank's Zustand jeder ärztlichen Einmischung spottete, und man sie somit nicht mehr auf diese Rechnung schreiben konnte, bald ein Gegenstand liebloser Muthmaßungen, und wir haben gehört, in welcher verletzenden Weise selbst seine Schwester sich darüber äußerte.

Und dennoch war zwischen Beiden noch kein Wort der Liebe gesprochen, noch keine bindende Silbe gefallen, noch vermied Emilie sogar Richard's Blicken zu begegnen — noch wagte sie sich kaum selbst zu gestehen, daß sie einen mehr als vorübergehenden Eindruck auf ihn gemacht, noch hielt ihr Stolz sie ab an solch' ein Glück zu glauben, welches mit dem peinigenden Bewußtsein gemischt war, daß sie, die arme, verlassene Arbeiterin von Richard's stolzer, vornehmer Schwester, wol schwerlich mit freundlichem Auge als Schwägerin aufgenommen werden dürfte.

Richard seinerseits fürchtete, daß Emiliens Herz vielleicht nicht mehr frei sein möge — er war so lange abwesend — sollte ein so schönes herrliches Mädchen ungesehen, ungeliebt geblieben — sollte niemand versucht haben dies kostbare Kleinod zu erobern? —

So ging Tag um Tag hin, ohne daß ein Schritt die jungen Leute einander näher brachte, es war einem Ereigniß vorbehalten, welches tief in Emiliens Leben griff — die Schranken niederzu-

reißen, welche Armut, Zartgefühl, ängstliche Scheu zwischen zwei Herzen aufgestellt hatten, die von der Natur für einander bestimmt schienen.

Sechstes Kapitel.

Das Haus des Präsidenten von Webbern war das Erste in der Stadt.

Schon seine amtliche Stellung wies ihn darauf an, einen gewissen Luxus um sich zu verbreiten, denn der Präsident hatte die Pflicht zu präsidiren, und gewissermaßen in der Provinz seinen Monarchen zu vertreten. Allein mehr als diese amtliche Verpflichtung war es der Geschmack, der Wille, ja das Lebenselement der Frau Präsidentin, Glanz und Prunk in ihrem Hause zu zeigen, und gleichsam das Meteor am Horizonte der kleinen Stadt zu sein, in dessen Strahlen sich die armen Provinzler sonnen durften. Die böse Welt nannte die Frau Präsidentin, den Herrn Präsidenten und Herrn von Webbern — nannte man häufig gar nicht, oder mit, für seine männliche und eheherrliche Würde wenig ehrenden Zusätzen.

Die Wahrheit ist, daß Herr von Webbern der gutmüthigste, sanfteste und willenloseste Ehemann war, der jemals das vielbedeutende Ja vor dem Altare ausgesprochen, und Viele meinten, er sei so glücklich gewesen, daß er die schöne, reiche Tochter des Grafen Strahlow zum Altare führen durfte, daß er in überseligem Entzücken das verhängnißvolle Ja zu laut gerufen, und sich in dieser Ueberschwänglichkeit des Rechtes begeben habe, später jemals der Gattin gegenüber ein entscheidendes „Nein" auszusprechen — es blieb immer und für alle Zeiten bei dem willenlosen Ja — und die Stadt nannte ihn: den Jaherrn, die ewig nickende chinesische Pagode der Frau Präsidentin.

Aber es lag ein Schatz von Bonhomie und Liebenswürdigkeit in dieser friedfertigen Natur — und selbst seine Beamten genossen den Segen solcher Güte und Milde, und wol selten gab es einen höheren Beamten, dem so viel Liebe und Verehrung, so viel wahre Anhänglichkeit zu Theil ward, als unserem Präsidenten.

Man würde sich aber einem unendlichen Irrthum hingeben, wenn man nach dieser kurzen Skizze in dem Präsidenten einen überhaupt willenlosen, schwachen, leicht zu leitenden Character vermuthen wollte. — Neben seiner Menschenfreundlichkeit und seinem wahrhaft liebenswürdigen Wesen besaß dieser Mann eine unbeugsame Redlichkeit und Gerechtigkeit, die mit Wissen und Willen niemand auch nur das leiseste Unrecht zufügte, es gab nichts was ihn hätte bestimmen können, von der Bahn der Pflicht und seiner amtlichen Verantwortlichkeit abzuweichen, er war streng und unnachsichtig gegen sich selbst, aber mild und gerecht gegen Andere und seiner Gattin gegenüber der zärtlichste, ergebenste, all' ihre Wünsche, ehe sie ausgesprochen wurden, errathende Anbeter, und wer ihn im häuslichen Kreise sah, kam auf den Gedanken, diese Ehe müsse noch in den Flitterwochen stehen.

Als ein psichologisches Räthsel muß es betrachtet werden, daß dieser weiche, liebenswürdige Character sich durch das extremste Gegentheil angezogen fühlen, daß der Präsident eine innige Freundschaft, einen täglichen Umgang pflegen konnte, mit dem Obersten des Regimentes, welches in Auburg garnisonirte, einem Soldaten in Erz gegossen, einem harten, unzugänglichen, schroffen Menschen, der durch Rauheit und abstoßendes Wesen oft die Herzen seiner Gattin und Kinder verletzte, der im Dienste, wenn es zu strafen galt, unerbittlich — wenn er zu loben nicht umhin konnte, nur mit saurer Miene es that. Sowol sein Regiment, vom Stabsofficier bis zum Rekruten, so wie die ganze Stadt, von der Präsidentin bis zum ärmsten Kinde, nannte den Obersten

Krause nur „der Bär", und niemand außer dem Präsidenten suchte seinen Umgang, ja man mied ihn, wo es nur immer möglich war.

Es mußte daher allgemein auffallen, daß diese beiden Männer, so verschieden in ihrem Wesen, in ihren Gefühlsrichtungen, dennoch die innigsten Freunde waren, daß sie sich täglich trafen, sich förmlich suchten, als habe die Natur sie auf einander angewiesen, um Einer den Andern zu ergänzen, zu vervollständigen.

Die Präsidentin war eine Frau voll Geist, Leben und Weltsinn, sie hatte das Bedürfniß sich immer in Gesellschaft zu sehen, sie zog alles, was von irgend welcher Bedeutung war, oder durch Bildung, Kunst und Genialität sich auszeichnete, in ihren Kreis, und fühlte sich glücklich, wenn ihr Salon ein buntes Gemisch aller gesellschaftlichen Elemente bot.

Aber neben dieser heiteren Lebensanschauung gab es für diese Frau Stunden, in denen sie eine andere, ein Bild des tiefsten Schmerzes, ein in der Vergangenheit versunkenes, kummervolles Wesen schien, welches niemand vertrauen wollte, oder durfte. — Sie bekam oftmals durch einen alten Diener fein gefaltete Billets, die er nie vor Zeugen abgab, und worauf er eben so schweigsam verschwand, wie man ihn kommen gesehen. —

Die Dienerschaft kannte den alten Martin, welcher schon dem Vater der Präsidentin gedient und bis zu dessen Tode bei ihm ausgehalten hatte, obgleich dieser ein fürchterliches Kopfleiden, erzeugt durch einen Sturz vom Pferde, in dessen Folge sich im Gehirne ein Extravasat gebildet und den alten Grafen in temporären Wahnsinn versetzt hatte, wodurch der Graf ein gränzenlos schwer zu befriedigender Kranker geworden war. Niemand durfte in solchen Stunden um den Grafen sein, als sein alter Martin und seine jüngste Tochter Cornelia.

Nach dem Tode des Grafen, welcher sich mehrere Jahre vorher schon auf ein einsames Jagdschloß zurückgezogen hatte, tief

im Walde, in unwirthbarer, unheimlicher Oede liegend, wodurch des Grafen Bedürfniß nach Ruhe gesichert ward, hatte Martin die junge Gräfin Cornelia auf Reisen begleitet, war 15 Jahre lang mit ihr der Heimat fern geblieben, und kam dann plötzlich mit ihr zurück. Cornelia v. Stralow nahm aber nicht, wie man es erwartet hatte, bei einer der verheirateten Schwestern, der Gräfin Holm, oder der Präsidentin v. Webbern ihren Aufenthalt, sondern sie zog sich in ihr einsames Jagdschloß zurück, sah niemand, nahm keine Besuche an und ward vergessen, da sie nicht Veranlassung gab, lange von sich zu reden, und bald wußte man nur noch daß die Einsiedlerin ein krankes Kind ihrer Jugendfreundin bei sich habe, die es ihr sterbend übergeben, bald vergaß man fast, daß sie sich dort befand in dem stillen Jagdschloß, rings von hohen Mauern umgeben.

Die Menge, welche an einem neuen Ereignisse neuen Reiz fand, neue Beschäftigung für strenges Urtheil oder lebhafte Theilnahme, kümmerte sich nicht mehr um die einsame, für menschenscheu und halbwahnsinnig gehaltene Waldbewohnerin. —

So oft Martin im Hause der Präsidentin erschien und lautlos wieder verschwand, sah man diese kurze Zeit darauf wegfahren; sie fuhr dann bis zu einem einzeln stehenden Bauernhause, hinter welchem der Weg nach dem Walde sich hinzog, hier ließ sie stets den Kutscher zurück, und Martin führte den Wagen weiter, wenn sie nicht vorzog zu Fuß zu gehen, in welchen Fällen sie regelmäßig den alten Martin am Eingange des Waldes ihrer harrend fand, und setzte in dessen Begleitung ihren Weg bis zu dem einsamen Jagdschloß fort, wo sie mehre Stunden, oft auch die Nacht hindurch blieb, und dann stets sehr bleich, mit roth geweinten Augen, sichtlich angegriffen und schmerzlich erregt, zurückkam, und nach der Stadt heimkehrte.

Aber es bedurfte für diese Frau nur des Anblicks ihres glücklichen häuslichen Verhältnisses, sie durfte nur in ihres Gatten

heiteres, lebensfrohes Auge sehen, welches voll Liebe und Vertrauen auf ihr ruhte, es bedurfte nur seines Händedruckes und seiner, nach solcher Reise gewöhnlichen Frage: „Wie geht es ihr? Du hast wol wieder viel gelitten, Du armes Herz? Komm, sei wieder heiter und erhole Dich!" — es bedurfte nur der sie umgebenden Atmosfäre sonnigen Glückes und frohester Bewegung in allem dem, was hier um sie lebte und athmete, so war die Stirne glatt, das Auge heiter, und die Präsidentin fand in wenigen Minuten wieder den angebornen Frohsinn, die unvertilgbare Lebenslust.

Ein einziges und darum ein ängstlich gehütetes, vergöttertes Kind war der Segen dieser Ehe — ein Mädchen, hold und geistvoll, aber zart und kränkelnd, so lange es im Hause der Aeltern, jene ängstliche übertreibende Pflege und Sorgfalt genoß, dem einzige Kinder so oft zum Opfer werden.

Als aber Aerzte und Verwandte darauf bestanden, daß Ida in eine ferne Pensionsanstalt gebracht und in freier Natur gestählt und geistig, so wie körperlich ausgebildet werden solle, als man endlich eine 20 Meilen entfernte Erziehungsanstalt gewählt hatte, deren Vorzüge, besonders in einer herrlichen, gesunden Lage, in einer Umgebung bestanden, die nächst der geistigen Entwickelung auch das fisische Wol der Kinder namhaft unterstützte, da gab die Mutter mit blutendem Herzen nach, das einzige Kind hinziehen zu lassen — und entbehrte fünf Jahre lang das Glück ihre Ida zu sehen.

Und diese Entsagung sollte glänzenden Lohn finden, denn ein kränkliches, schwaches Pflänzchen, mit bleichen Wangen, matten Augen, kurzem Athem und schwacher Willenskraft brachte sie in jenes Institut und schied mit zitterndem Herzen von ihm — denn ach! es war ja zu fürchten, daß der erste rauhe Frost dies Blümchen tödten werde — und eine blühende, kräftige, leuchtende, strahlende, von Geist, Leben und Gesundheit strotzende Centifolie lag an der

überseligen Mutter Herzen — fiel in des Vaters vor Glück und Stolz zitternde Arme, als die Aeltern, der Bitte ihrer Tochter folgend, allein, ohne jede Begleitung ihr entgegen fuhren, und sie eine Stunde vor Auburg einholten, unter dem Schutze einer von jenem Institute ihr mitgegebenen Dame, welche, reich beschenkt, sofort wieder zurückreiste, sobald sie die ihrer Sorge anvertraute Blume den glücklichen Aeltern übergeben hatte.

Siebentes Kapitel.

Das Haus des Präsidenten strahlte heute im verschwenderischesten Glanze, und die Salons hallten wider von Gesang, Tanz und heiteren Spielen. Alles, was nur immer irgendwie Zutritt fand, hatte sich heute versammelt, um den neu aufgehenden Stern am gesellschaftlichen Horizonte zu sehen, und womöglich zu kritisiren.

Aber mit welch' böser Absicht auch Manche gekommen waren — sie wurden entwaffnet durch das freundliche, einfache Benehmen des jungen Mädchens, durch die glückstrahlenden Augen der Mutter, durch die liebenswürdige Heiterkeit des Präsidenten, der von einem Gaste zum andern ging, und jeden frug, mit leuchtenden in väterlichem Stolze schwimmenden Augen:

„Finden Sie nicht, daß meine Tochter ganz das Abbild ihrer schönen Mutter ist?"

Und wenn dann irgend ein Sulbalternbeamter, der sich dadurch ein Bildchen bei dem hohen Vorgesetzten einzulegen hoffte, erwiederte: „Das gnädige Fräulein hat aber auch viel Aehnlichkeit mit Eurer Excellenz — der Mund, das freundliche Lächeln — die Augen" — da ward der gute Präsident förmlich ungehalten darüber, daß sein schönes Kind ihm gleichen solle, ihm, dem nie schön gewesenen Manne, dessen körperlicher Vorzug nur in

einer imposanten Gestalt, vollem, schwarzem Haare, schönen Zähnen, und ausnehmend schönen Händen bestand — während die 40jährige Präsidentin heute noch für eine der schönsten Frauen der Umgegend galt, und in dunkler Lockenfülle, mit schlanker, hoher Gestalt, tiefblauen Augen, und weißem Teint, selbst im Stande gewesen wäre, heute noch die Herzen junger Männer zu entzünden.

Die Vorstellungsfeierlichkeiten und die verschiedenen Wiedersehensscenen waren längst vorüber, selbst das Souper hatte schon beruhigend auf die Damen — aufregend in Folge der vorzüglichen Weine auf die Männerwelt gewirkt — Gruppen bildeten sich — die älteren Damen saßen mit den obligaten Spielern beim Whist und an anderen Tischen sah man l'hombre, oder Piquet spielen. — Im Tanzsalon war eine Pause entstanden, nur einige Unverwüstliche, deren es bei jeder Tanzgelegenheit gibt, sei es nun ein Hofball, oder eine rauchgeschwängerte Matrosenkneipe, in welcher Terpsichoren's Anhänger sich bewegen — gingen in demselben ungeduldig umher und sendeten begehrliche Blicke nach dem Orchester hinauf, von welchem aber nur die verlassenen Instrumente ihren messingenen Glanz, die seelenlosen Violinen ihre prosaischen Darmsaiten herabblicken ließen — denn das Leben, die Seele, die harmonieentlockenden Künstlerhände — hatten in diesem Augenblicke Wichtigeres zu thun — statt Fidelbogen und Klappen, regierten sie mit seltener Virtuosität Messer und Gabel, und genossen ihrerseits jetzt in vollen Zügen und großen Bissen das delikate Souper, welches man ihnen servirt hatte.

In einer reizenden Ecke von natürlichem Efeu und herrlichen Schlingpflanzen zur Laube geschaffen, saß eine kleine Gesellschaft, die wohl des Pinsels eines Titian, eines Michael Angelo werth gewesen wäre.

Ida v. Webbern saß, die volle üppige Centifolie, zwischen zwei weißen Rosen, Anna und Rosa, ihren Cousinen, und hielt

deren Händchen in ihrem Schooße vereint. Die Köpfchen der zarten Knospen lehnten sich links und rechts an ihre Schultern, der Efeu umkränzte die jugendlich schönen Häupter, und magische Beleuchtung fiel auf das ganze wundervolle Bild, von Außen herein durch die Zweige der Gewächse, und durch eine, gerade über der lebendigen Laube angebrachte rosafarbene Alabasterlampe.

Es war ein entzückendes Bild!

Die drei Mädchen hörten aufmerksam der Erzählung, welche Richard Werner ihnen machte, und nur selten unterbrachen sie ihn, um Worte innigster Theilnahme, lebhaftesten Mitgefühls zu sagen, denn es war das Unglück, welches die Familie Blank betroffen, was Richard den drei theilnehmenden Zuhörerinen schilderte, und seine Worte waren in die Farbe der Liebe, des innigsten Gefühles getaucht — konnten somit auf die empfänglichen jugendlichen Gemüter den tiefen Eindruck nicht verfehlen.

Den Arm um die Statue einer Flora geschlungen, welche dieser Laube gegenüber, zwischen Blüten und Blumen fremder Zonen schwebte, stand Mathilde Werner, und lauschte den flüsternden Bemerkungen, welche Constantin Graf Holm, der Bruder der weißen Rosen, wie er seine Zwillingsschwestern nannte, über die Vorübergehenden machte. — Seine geistreichen, sarkastischen Bemerkungen schienen aber heute nicht den früheren Zauber auf Mathilde zu üben, denn nur selten schwebte ein mattes Lächeln über ihre Züge — sie war bleicher als je — nur in dem dunklen Auge glühte und sprühte es ungewöhnlich stark, und die Brust hob sich in ungleichem, fieberhaftem Tempo, und unverwandten Blickes starrte sie nach der vorher beschriebenen Gruppe.

Sie war schön in ihrem Ballstaate. Das dunkelrothe Atlaskleid lieh dem über dasselbe geworfenen duftigen Blondengewebe einen eigenen mistischen Glanz — die dunkelrothen Cianen im Haare, die stolzgehobene Stirne, die leuchtenden Edelsteine, welche

den schön geformten, in dunklen Tinten schattirten Hals und Nacken zierten, die Fülle der Arme, die ganze üppige Gestalt, gaben das Bild einer Judith — und die glühenden Augen ließen keinen Zweifel aufkommen, daß auch diese moderne Judith mit grausamer Entschlossenheit, auf silberner Schüssel, das Haupt dessen oder derer tragen würde, welche ihrem Stolze oder einem noch tieferen Gefühle im Wege stünden.

„Aber meine Gnädige," sprach Graf Holm, „Sie hören ja kaum, was ich spreche —"

„Ich sehe desto mehr, lieber Graf —"

„Sie sehen unverwandt nach jener Ecke hin, wo meine Cousine und meine Rosen Ihres Bruders eifrige Zuhörerinen sind. Sie sollten sich ein Beispiel an jener Aufmerksamkeit für den Erzähler nehmen, mein Fräulein!"

„Vielleicht ist der Gegenstand, über welchen mein Bruder dozirt, ein so überaus anziehender —"

„Ich danke mein Fräulein! Damit haben Sie mich vollständig geschlagen, und mir bleibt nur übrig, Ihnen den Vorschlag zu machen, daß wir an jener interessanten Unterhaltung Theil nehmen — lassen Sie uns das Quartett zum Sechstett machen."

„Nein," sagte Mathilde, und umschlang die geduldvolle Flora fester — „ich finde diesen Platz unübertrefflich. Betrachten Sie doch jenes Bild aufmerksamer. — Sehen Sie Ihre Cousine Ida, wie sie leuchtenden Auges bald hierher auf uns, und dann wieder scheinbar aufmerksam sich meinem Bruder zuwendet, O, ich wette mein Leben dagegen, sie hört nicht halb, was er spricht, aber sie hört, oder fühlt vielmehr, was wir hier denken und sagen."

„Sie glauben?" sprach Constantin in ganz eigenem Tone, und sah zum ersten Male mit großer Aufmerksamkeit nach der

Laube hin, — „was sollte denn Ida an unserer Unterhaltung so besonders gelegen sein?"

„Lassen Sie uns hingehen," sprach Mathilde, plötzlich die Flora loslassend — denn sie fühlte, daß sie eine große Ungeschicklichkeit begangen, und anderseits sich eine Blöße gegeben hatte.

Sie traten zu den in der Laube Versammelten; die beiden Rosen hoben bei Constantins Nahen ihre Köpfchen empor, und grüßten ihn durch ein freundliches Lächeln, welches er mit einem innigen Blicke erwiderte, und Ida sprach ruhig:

„Du vernachlässigst uns, Constantin, zu Gunsten deiner schönen Tänzerin. Sie tanzen schön, Fräulein Mathilde, ich habe Ihre herrliche, elastische Gestalt bewundert —"

„Sie schmeicheln, mein Fräulein," erwiderte Mathilde — „neben Ihrer Grazie und diesen beiden Luftgeistern, welche die Erde kaum berühren, wenn sie dahinschweben, kann das Tanzen einer flügellahmen, durch das Gesetz der Materie an die Erde gefesselten Gestalt wie ich, nur einen, alle Fantasie störenden Eindruck machen."

„Es ist reine Eitelkeit," rief Constantin, „pure Selbstsucht, wenn die Damen sich gegenseitig Schmeicheleien sagen und Elogen machen — sie bedingen dadurch einerseits von der Geschmeichelten die Wiederzahlung in höherer Münze, und fordern uns Männer auf, das Ueberschwängliche im Gebiete der Galanterie zu leisten, wenn wir das bereits von ihnen selbst Gelieferte überbieten wollen."

„Sie haben Recht," sprach Richard, der aufgestanden war, und seinen Platz der Schwester überließ — „Damen sollten sich in unserer Gegenwart nie Schmeicheleien sagen."

„Mein Gott," erwiderte Ida, „ich war ja weit entfernt, schmeicheln zu wollen, ich sprach ganz einfach den Eindruck aus, welchen Fräulein Mathilde auf mich gemacht."

„Nun und Ihr, meine Rosen," sprach Constantin jetzt herzlich, „Ihr seid müde und einsilbig, wie ich sehe?"

„Wir sind," erwiderte Anna mit einer Seele und Herz durchdringenden Stimme, die gleichsam aus der Höhe zu kommen, und hienieden nur der letzte erzitternde Flötenton einer Himmelsharmonie zu sein schien, eine Eigenschaft, welche beide Schwestern auszeichnete, „wir sind ergriffen von dem Bilde des Unglücks, welches Herr Doctor Werner vor uns entrollte — wir leiden mit der armen Emilie, welche den blödsinnigen Vater pflegt."

Richard ergriff plötzlich der Sprechenden kleines Händchen, drückte es an seine Lippen, an sein Herz und verließ die Gruppe mit raschen Schritten. Aller Augen folgten ihm theilnehmend.

Nur Mathilde übersah sein Fortgehen. Stolz hob sie den Kopf, mit stürmischer Hast schüttelte sie die dunklen Locken, ein unwilliges Zucken entstellte die schöne Stirne, und mit höhnisch sich kräuselnder Oberlippe sprach sie:

„Mein Bruder ist ein Fantast! — Er als Arzt sollte doch wahrlich wissen, daß tausendfach größeres Elend in unserer nächsten Nähe zu finden ist, als das Leiden jener Familie Blank. Aber weil hier ein, nach seinen Begriffen hübsches Mädchen die Hauptfigur des Nachtstückes bildet — glaubt er, alle Welt müsse in Mitleid vergehen über die alltägliche Geschichte von Arbeit und Nachtwachen."

„Sie vergessen, mein Fräulein," sprach Ida in großer Aufregung, „daß es sich hier um das geistige und körperliche Dasein eines V a t e r s handelt — daß die arme unglückliche Emilie nicht nur für Geld arbeiten, sondern auch den Jammer ansehen muß, wie ihr Vater, das einzige Wesen, dem sie auf Erden noch nahe steht, täglich mehr dem Grabe zureift, daß kein Blick der Anerkennung für all' ihre Opfer, kein väterliches Wort für die durchwachten, durcharbeiteten Nächte sie lohnt, daß sie die gräßliche Ueber-

zeugung in sich tragen muß, es werde ihres Vaters Auge sie nie mehr erkennen, es werde ihr kein Blick der Liebe mehr sagen: Ich segne dich, mein Kind! — Ich halte solches Unglück für sehr groß, erhaben über jedem Vergleiche mit den alltäglichen Beschwerden des Lebens, die allerdings auch unser Mitleiden, unsere innigste Theilnahme erregen; solches Unglück aber, und so getragen wie Ihr Bruder es uns schilderte, verdient Hochschätzung und Verehrung und ich werde Morgen zu Emilien gehen, deren ich mich sehr gut erinnere, als eines schönen blonden Kindes, welches mit mir, dem noch jüngeren Mädchen oft spielte — und werde sie bitten, an meine aufrichtigste Bewunderung zu glauben."

„O wir werden mit dir gehen," sprachen Rosa und Anna wie im Chor, und Rosa fügte bei „Constantin wird uns begleiten! Nicht wahr, mein trautster Bruder, es macht dich glücklich, mit uns gehen zu dürfen?"

„Gewiß, meine Rosen! Ich begleite Euch, wenn Cousine Ida es erlaubt, wenn sie mir gestattet, Theil zu nehmen — —

„An der Wallfahrt nach der Stätte tiefen großen Unglücks!" fiel Ida ernst und fest ein, „ja Constantin, du sollst uns begleiten, und ich bin überzeugt, du gehst mit gehobenem, andächtigem Gefühle von jener Stelle des höchsten Seelenleidens fort."

Ein Blick — ein Blitz fuhr aus Mathildens Augen durch Constantins Seele — er verstand sie nur halb, und dennoch genirte ihn die Gegenwart dieses kalten Wesens bei einem Gespräche, welches neue Empfindungen in ihm erregt, welche wohlthuend, mit frischen, lebenswarmen Pulsen sein Inneres durchzitterten.

Constantin war kein ganz gewöhnlicher Dandy der Salonwelt. Früh selbstständig geworden, da sein Vater bereits 10 Jahre in der stillen Gruft zu Ahlsburg ruhte, sah er sich gleichsam angewiesen, der Beschützer seiner Stiefmutter und ihrer beiden holden Kinder zu werden. Er hatte Reisen gemacht, die Welt und be-

sonders Weiber kennen gelernt, und brachte ein ziemlich erkältetes Herz, fast gar keinen Glauben an weiblichen Werth, viel Erfahrung über Pferde, Jagden, Hunde, Steeple-Chases und Carrousselreiten mit, hatte in England boxen und in Frankreich fechten gelernt — sang italienische Arien und deutsche Lieder mit ziemlich hübscher Baritonstimme, und spielte meisterhaft Clavier. Bei der Zugabe eines hübschen gefälligen Aeußern, seines Grafentitels und eines unabhängigen Vermögens — bildete er die wünschenswertheste, von allen Müttern, welche im Besitze heiratsfähiger Töchter waren, mit größtem Interesse beachtete Persönlichkeit der jungen Männerwelt zu Auburg.

Als Constantin nach jahrelanger Abwesenheit Mathilden wieder sah, als ihre glühenden Blicke sich in die seinigen erwärmend tauchten, als er, der geübte Frauenkenner, bald fühlte, wie sehr er hier gesiegt, und als ihm kein anziehenderes weibliches Wesen für den Augenblick Beschäftigung gab, da überließ er sich dem momentanen Wolgefallen an dem Spiele mit der hübschen koketten Brünette, der es in manchen Momemten auch gelang seinem ziemlich blasirten, durch Genuß erkälteten Wesen einige Regungen ernsten Gefühles abzugewinnen, welche aber ebenso schnell wieder verflogen, sobald er sich allein, und außer dem Einflusse der Circe befand. So kam es, daß Constantin ohne eben absichtlich den Frieden eines weiblichen Herzens stören zu wollen, im willenlosen Sichgehenlassen hier bei Mathilden, wie vielleicht früher schon oft, Wünsche und Hoffnungen erregte, an deren Erfüllung er nicht dachte, da überhaupt sein Verlangen nach eigenem häuslichen Glücke sehr gering, man darf sagen noch gar nicht entstanden war. Aber es gab eine Stelle in Constantins Herzen, auf welcher eine heilige, unlöschbare Flamme loderte, und dies war: die Liebe zu seinen Zwillingsschwestern — seinen weißen Rosen — die er mit einer an Vergötterung gränzenden Zärtlichkeit umfaßte. —

Die Rosen lohnten dies Gefühl mit Innigkeit, und da auch deren Mutter, die Gräfin Holm, seines Vaters zweite Gattin, ihn schätzte und wie ihren eigenen Sohn liebte, was er dankbar erwiderte, so sah sich diese Familie im Besitze eines seltenen häuslichen Glückes, dessen Aenderung keines derselben wünschen konnte.

Die weißen Rosen!!!

Denke dir, Leser, zwei Knospen weißer, von zartem Rosa angehauchten Moosröschen, die auf einem Stengel, dornenlos, Eine wie die Andere gleich schön, gleich zart, gleich duftend und in himmlischer Unschuld blühend, sich entfalten. — Denke dir zwei Silfen, zwei gleiche Luftgestalten, zierlich und felsenhaft, mit Köpfchen klein wie die antiker Statuen, umsäumt von lichtbraunen, wellenförmigen Haaren, die sie Beide, gleichsam die reine Stirne umrahmend, einfach gescheitelt trugen. Denke dir tiefblaue schwimmende Augen, in die du wie in einen ruhigen, stillen See blickest — sieh über diese Seelenspiegel länglich edle Bogen gezogen — sieh die zarten, ätherischen Figuren, welche kaum die Mittelgröße erreichen, Händchen und Füßchen kindisch klein geformt, die ganze Erscheinung wie aus Duft und Morgenröthe zusammengesetzt, sieh die zarten Wesen, bei deren Anblick sich jedem Herzen die innere schmerzliche Ueberzeugung aufdringt, daß diese reizenden Luftgebilde nicht für die Erde bestimmt, daß diese Stimmen, wenn sie fernen Aeolsharfen gleich, oder wie Töne von Jenseits erklingen, nicht lange hienieden zu den Herzen sprechen dürften — daß diese Rosen nicht lange blühen — nicht bestimmt seien, auf Erden sich ganz zu entfalten! — Und wie schön, wie misteriös interessant auch der Anblick dieser zwei gleichgeschaffenen Wesen war, so konnte man sich doch eines wehmütigen Gefühles, einer Mahnung an Tod und Vergänglichkeit nicht erwehren, wenn man sich dem Eindruck ihrer Nähe überließ.

Diese beiden Lichtgestalten also saßen neben Ida, mit ihr ein reizendes Kleeblatt bildend.

Constantin hatte seine Cousine Ida zuletzt als Kind gesehen, hatte sie sogar einmal in ihrer Erziehungsanstalt besucht, als seine Tour ihn in deren Nähe brachte; sie war damals noch das schwächliche, kränkelnde Kind — und als solches schwebte sie seiner Fantasie vor, bis sie nun als vollendete Jungfrau, als schönes, sinniges, begehrenswerthes Mädchen in die Heimat zurückkehrte.

Zum ersten Male seit lange fühlte Constantin sich wahrhaft erwärmt durch fremde Eindrücke, als Ida ihr reines edles Gefühl über Emiliens Unglück aussprach — es gab wieder einen Moment in seinem Leben, der ihm den Glauben an weiblichen Werth aufzwang. — Mit leuchtenden Augen betrachtete er seine Cousine Ida, deren edler Kopf dem einer antiken Camée glich — sie erschien ihm ein anderes, besseres Wesen — sie schien ihm werth der Liebe, mit welcher seine Rosen sichtbar sich ihr zuneigten — seine Rosen, die er natürlich bei all' seinem Urtheil über weibliche Schwächen und Mängel ausschloß — denn sie waren für ihn exclusive — übernatürliche Wesen.

So kam es denn, daß Mathildens Gegenwart, mehr noch der wol bemerkte, auf Ida's Worte Verneinung heischende Blick, Constantin in eine Art von Verlegenheit, und da dies Gefühl seiner selbstständigen Natur zuwider war, in eine gereizte Stimmung, und in Unwillen gegen Mathildens Anmaßung versetzte.

Zu viel Weltmann, um seine Verstimmung zu zeigen, versuchte er eine vermittelnde Wendung des Gespräches, als plötzlich Richard mit Willibald von Hartung erschien, der Mathilden den Arm bot, zu dem eben begonnenen, ihm zugesagten Walzer.

Es war eine Erleichterung für Alle, als Mathilde, stolz wie eine Königin, den kleinen Kreis verließ — und der arme Willibald ahnte nicht, daß die seit lange entbehrten freundlichen

Blicke, die lebhafte Unterhaltung, deren ihn seine Braut heute würdigte, nur einem Gefühle der Rache für eine, wie sie wol empfand, bei Constantin erlittene Niederlage entquoll. Ihr Herz bedurfte der Aufregung — ihre Fantasie arbeitete mächtig und glühend — sie fühlte sich gedemütiget — sie ahnte, daß sie aufgegeben sei — aber doch bald werden könne — und so erschien ihr Willibalds duldende Liebe und Ausdauer als ein Schild — als ein Asil, in welches sie sich flüchten könne, wenn Spott und Hohn, statt der gräflichen Stellung, ihr zu Theil würden.

Willibald von Hartung war ein vollendet edler Character. Ohne gerade schön zu sein, lag dennoch unendlich viel Anziehendes in seinem männlich kräftigen Wesen, seiner klangvollen, von der kräftigen Herzensresonanz widerhallenden Stimme — und durch das Wesen hoher geistiger Bildung, welches aus all' seinen Bewegungen, aus jedem seiner Worte sprach, fühlte man sich unwillkürlich von ihm gefesselt.

Früh schon mit Richard Werner befreundet, Schulkameraden, Reisegefährten und Gesinnungsgenossen, waren diese beiden jungen Männer einander fast unentbehrlich geworden, und Willibald gewöhnte sich schon als Knabe daran, die im Scherz und Spiel stets seine Braut genannte Mathilde als einen nothwendigen Theil seines Selbst zu betrachten — er liebte sie mit jener ruhigen, beglückenden Liebe, welche fast keiner Nahrung von Außen her bedarf, in sich selbst Zufriedenheit findet — mit jener Gewohnheitsliebe, die in Jahren langsam gereift, Besitz eines vollen Herzens nimmt.

Oftmals abgestoßen, wieder angezogen und versöhnt, hatte Willibald mehr aus Freundschaft für Richard auch jetzt noch seiner kaltherzigen Braut die Geduld eines Engels bewiesen, als selbst die ganze Stadt, und ziemlich ungenirt, von einem intimen Verhältnisse zwischen Mathilden und Constantin sprach. —

Willibald hatte nie Gelegenheit gesucht, Weiberherzen zu studiren, er glaubte an deren Tugend und Treue, denn ihm schwebte das Bild einer engelgleichen, im Grabe ruhenden Mutter vor, welche ein Muster jeder Tugend gewesen — er hielt die Mehrzahl der Frauen für ihr ähnliche Wesen. —

Auf seinen Reisen mit Richard waren es ernste Natur-, Völker- und Sittenstudien, Kunstgegenstände und Bekanntschaft mit geistvollen, hervorragenden Persönlichkeiten gewesen, denen sie ihre Zeit widmeten, und das Bild der Jugendgeliebten im Herzen, blieb ihm weder Muße noch Neigung, sich leichtfertigen Zerstreuungen hinzugeben.

So kam es, daß er rein, gläubig und unverdorben zurückkehrte in die Heimat, wo er die Güter zu übernehmen gezwungen war, da sein alter Vater in Folge früher erhaltener Blessuren sich jetzt unfähig fühlte, der Verwaltung des bedeutenden Vermögens vorzustehen, und innig wünschte, der einzige Sohn möge auf dem häuslichen Herde die Flamme ehelichen Glückes entzünden.

Aber Jahr um Jahr verging und der alte Soldat fluchte und segnete abwechslungsweise — je nachdem die Schmerzen in den Beinen heftig oder milder waren — über die künftige Schwiegertochter, welche so lange zögerte, bei ihm einzuziehen.

Willibald fand bei seiner Heimkehr von Reisen Mathilde schön und ihm geneigt, er verlobte sich ihr, sein Vater willigte in die unadelige Verbindung, weil sie das Glück seines Sohnes ausmachte, und so stand der Erfüllung von Willibalds Wünschen nichts entgegen — als der schwankende Wille Mathildens — denn seit einem Jahre war Graf Holm von Paris zurückgekommen, hatte sie, die hervorragendste Gestalt der weiblichen Societät — aus Langeweile, aus Bedürfniß eine Spielpuppe zu haben — ausgezeichnet, und wir wissen bereits, mit welchen excentrischen

Hoffnungen das übermüthige Wesen sich trug, auf welche Probe sie Willibalds unerschütterliche Geduld stellte.

Als Mathilde ihrem Bräutigam gefolgt, und die Gruppe unserer Freunde verlassen hatte, fühlte sich Constantin mächtig erleichtert. Selbst Ida sah der Scheidenden mit befriedigten Blicken nach.

Aber was war es, was unsere weißen Rosen plötzlich erbleichen ließ bis in's Ersterbende, was zuckte schmerzvoll um ihre Lippen, warum schwamm es in Beider Augen, wie verhaltene Thränen, wodurch klopften die Herzen, so rein, so keusch, so ihrer selbst nicht bewußt, in so heftigen Schlägen, als wollten sie die dünnen seidenen Hüllen durchbrechen? —

Warum bebten die Elfen, als habe ein kalter Nachtfrost sie durchzittert?

Wir werden es erfahren.

— — — — — — —

— — — — — — —

Der Ball erreichte sein Ende, wie alle dergleichen Feste; die letzten Danksagungen, die letzten Versicherungen, man habe sich himmlisch, göttlich amüsirt, waren verhallt, die Hausfrau hatte zum hundertsten Male, wenn auch mit verschiedenen Worten erwidert, daß sie sich unendlich freue, ihre Gäste heiter, befriedigt und ohne Langeweile scheiden zu sehen, sie hatte die letzten Handküsse und die stummen Verbeugungen von den ferner Stehenden entgegen genommen; die Lichter erloschen, die Dienerschaft öffnete der frischen Morgenluft die Fenster, auf daß sie einströmen und neu beleben möge — die Tochter lag am Herzen der Mutter, in den Armen des Vaters, und sagte ihnen zum ersten Male nach Jahren wieder „Gute Nacht," und ward von Beiden in das, der Mutter Schlafzimmer unmittelbar folgende Cabinet geführt, welches von nun an ihr Schlafgemach, und daranstoßend zwei schöne,

große Zimmer, ihr Wohn-, Musik- und Lesedepartement bilden sollte.

Die Tochter schlief nach Jahren zum ersten Male wieder im Vaterhause — und schwer würde zu entscheiden sein, wer sich glücklicher fühlte, die Aeltern oder das Kind in diesem frohen Bewußtsein!! —

Achtes Kapitel.

Das Gasthaus zum goldenen Engel befand sich, wie bereits erwähnt, in einer der frequentesten Straßen von Auburg, und erfreute sich eines unendlich lebhaften Verkehres; denn es gab zwei Magnete, wodurch die Herren Officiere in das elegante Extrazimmer zur Rechten, und die Unterofficiere und Soldaten, so wie die untere Bürger- und Handwerkerclasse in die Zechstube zur Linken gezogen wurden, delicates Bier nämlich: und eine sehr hübsche, und überaus freundliche Wirthin.

Der „Engelswirth", so nannte ihn Jedermann, war ein stämmiger Vierziger, ungebildet, grob wie Bohnenstroh, wenn er gereizt wurde, mutig wie ein Löwe — aber gut und bieder, wolthätig gegen die Armen, ehrlich und wortgetreu in Handel und Wandel, und wurde trotz seiner rauhen Außenseite von Jedermann geliebt, und von seinen Dienstleuten verehrt.

Ein großes Bräuhaus, mit seinem Gasthause verbunden, hatte er, mit diesem gekauft, in Schwung gebracht, und man konnte den Engelswirth einen sehr wolhabenden Mann nennen.

Eva, seine Frau, die Tochter eines herabgekommenen Gastwirthes in A. war einst das schönste Mädchen der Stadt gewesen, Schramm, dies ist der Name des Engeswirthes, verlor sein Herz an sie, warb um sie, und obgleich sie durchaus keine Neigung zu

dem unschönen, derben Brauherrn, der bereits 36 Jahre zählte, fühlte, so gebot die Vernunft um so mehr, die Partie anzunehmen, als sie einen unwiderstehlichen Hang zu Putz und Vergnügungen fühlte, die in ihrer Lage nur durch Intriguen und Schrlldenmachen zu erreichen waren; und als bereits die geschäftige Fama allerlei kleine galante Abenteuer von der schönen Eva zu erzählen wußte, die sie mit Officieren und jungen Beamten erlebt, welche sie nicht immer mit gutem Gewissen als Erfindungen hätte bezeichnen können. Sie heiratete den Engelswirth, und die reiche hübsche Wirthin setzte im Großen fort, was die arme Wirthstochter im Kleinen begonnen hatte.

Ihr Haus war bald der Sammelplatz der jungen Männerwelt, besonders hatte zweierlei Tuch einen unwiderstehlichen Reiz für die leichtfertige Frau — sie verstrickte sich in heimliche Liaisons, die im raschen Wechsel auf einander folgten — und oft zu Streit und Feindschaften Veranlassung gaben; sie verschleuderte Summen an ihre momentanen Anbeter, wenn diese niedrig genug fühlten, sich von dem leichtsinnigen Weibe beschenken zu lassen — und manches Lieutenantchen erschien in den Salons der besseren Gesellschaft mit gefüllter Börse, aus des Engelswirths, durch dessen Weib beraubter Casse.

Aber mit schlangenlistiger Klugheit verstand diese echte Eva, des treuherzigen Gatten Augen zu verblenden; ja er wies mit Ungestüm und Beleidigungen diejenigen ab, welche sich bemühten, ihm über seine Gattin die Augen öffnen zu wollen; es bedurfte ein paar herzlichscheinender Worte von ihr und sein oftmals durch ihr freies Betragen erregte Verdacht schwand augenblicklich; und selbst der Verbrauch von Summen, den sie nicht vollständig ausweisen konnte, ward ihm von ihr glaubhaft dargestellt, als Handlungen der Wolthätigkeit, oder größerer Bedarf in der Wirthschaft.

Eva verstand es immer, rein und fehlerfrei vor seinen Augen zu stehen, und ihn all ihren Wünschen gefügig zu machen, ohne daß der Engelswirth deshalb an seiner hausherrlichen Autorität verlor, denn die kluge Frau wußte es stets so einzurichten, es so zu drechseln, daß ihr Mann sich als Herr seines Hauses und seines Vermögens betrachtete, und daß Alles was geschah, als von ihm ausgehend erschien.

Die hübsche Engelswirthin machte die Toilette einer Dame der vornehmen Welt, wenn sie öffentlich erschien, und in ihrem Hause war sie stets elegant und reizend gekleidet, das neueste Journal der Moden lag immer auf ihrem Toilettetisch, und der erste Schneider Auburgs hatte stets nur für sie zu thun.

Es gehörte überdies zu den Schwachheiten des guten Engelswirthes, seine hübsche Frau besser gekleidet als andere Frauen ihres Standes sehen zu wollen, wenn sie im Hause herumwirthschaftete, nur war er nicht mit der übertriebenen Eleganz einverstanden, mit welcher sich seine Frau zu ihren Besuchen in die Kirche oder gar auf den Redouten kleidete, zu denen er sie alljährlich führen mußte.

„Siehst Du, Eva," sagte der gutmüthige Mann dann — „Du siehst zwar aus wie ein Engel, wie die Eva aus dem Paradies, das muß wahr sein — aber so recht paßt das Zeugs da, was so dünn und fein ist, daß ich gar nicht begreife, warum so durchsichtiger Stoff so theuer ist, doch nicht für unsern Stand — und ich sehe sehr oft höhnische Blicke auf Dich fallen, daß ich jedesmal versucht bin mit den Fäusten drein zu schlagen!" —

Lachend umarmte dann die so getadelte Eva den stierähnlichen Nacken des Brauherrn, streichelte ihm die bärtige braune Wange, und lispelte zärtlich:

„Wenn es mich aber glücklich macht von Allen beneidet, an der Seite des besten Mannes, die hübscheste Frau der Stadt zu heißen? —"

„Na, so putz Dich, echte Eva!“ erwiderte der gefangene Ehemann, und die Siegerin mußte sich einen herzhaften Schmatz, eine derbe Umarmung gefallen lassen, die sie heimlich mit den zierlichen, tändelnden Liebkosungen der Herren Officiere, zu des Gatten bittersten Nachtheil, verglich. —

Hatte Eva es einmal mit ihren Koketterien so weit getrieben, daß selbst ihres Mannes ehrliche Seele ein Argwohn durchzog, so sprach er sich mit ihr darüber aus — denn sein offenes redliches Gemüt verlangte nach Entlastung — er glaubte fest den Versicherungen der Menschen — ein seltener Zufall wollte, daß er wenig durch Trug und Falschheit in seinem Leben gelitten, und so stand sein Herz im fünfundvierzigsten Jahre nach jeder scheinbar aufrichtigen Betheuerung gläubig offen.

„Wie kannst Du nur glauben, Anton,“ sprach sie dann, „daß ich an diesen faden, unbedeutenden Lieutenants und Fähnrichen Gefallen finden könnte? Wenn ich sie mit Dir vergleiche — so —“

„Nu, siehst Du, Eva! das ist's eben, was mir Sorge macht. Diese Herren sind alle fein, galant und sagen Dir die schönsten Dinge, Du bist jung, hörst so was gern, ich bin so viel älter als Du, bin weder hübsch noch fein —“

„Aber Du bist mein Mann und ich eine ehrliche Frau; ich werde dich also wol nicht hintergehen wollen — mit solchem Argwohn kränkst Du mich entsetzlich.“

„Nu, nu! Eva! weine nur nicht, Du weißt, das — das thut mir weh — ich hab' dich ja nicht kränken wollen, an deiner Ehrlichkeit zweifle ich nicht, was kannst Du am Ende dafür, wenn dich die Port d'Epée tragenden Laffen mit ihren dummen Galantrien verfolgen — ich seh' es ein, ich hab' Unrecht — Dir Vorwürfe zu machen, aber dem Ersten, der Dir verstohlene Augen hinwirft oder gar Liebesbetheuerungen, oder verblümte Anträge

macht, den schlag' ich nieder wie einen Hund, und werf' ihn zum Haus hinaus."

„O Du wirst mich krank machen, mit solcher Heftigkeit," rief Eva, „aber ich will Dir den Beweis geben, daß ich mir nichts aus sämmtlichen Officieren mache; ich gehe nicht mehr in die Gaststube — ich nehme ein Mädchen mehr zu ihrer Bedienung, und gleich von heute an geschieht dies!"

Dies war nun eine Stelle, auf welcher der arme Engelswirth sehr verwundbar war, denn nichts erschien ihm schrecklicher, als eine Aenderung in seinem Dienstpersonale. — Seit vielen Jahren hatte er nicht gewechselt, kein neues Gesicht in's Haus genommen, seine Leute blieben gerne, denn sie hatten guten Lohn und gute Behandlung, da sie sich bald an die verschiedenen „Donnerwetter" und „der Teufel soll dich holen" gewöhnten, welche des Engelswirthes Conversationston bildeten, aber nicht schlimmer gemeint waren, als jede sanfte Rüge eines minder heftigen Mannes — sie liebten ihren Herrn — und er betrachtete es als einen Theil seiner Hausehre, von all' seinen Dienstboten sagen zu können, sie sind schon zehn, zwölf, fünfzehn Jahre in meinen Diensten.

Wenn Eva nun mit neuer Zuthat drohte, wodurch eine Veränderung in dem höchst geregelten Gange seiner Hausordnung entstanden wäre, so konnte sie darauf rechnen, daß er sie bat, Alles beim Alten zu lassen — und der Friede war wieder geschlossen.

Ein einziges Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, war die Frucht dieser bereits neunjährigen Ehe, und die kleine Liesl, wie sie der Vater, Elisa wie sie die Mutter nannte, war der Augapfel des Vaters, die Puppe der Mutter, und das verzogenste, eigensinnigste Kind der Welt. Elise versprach die Schönheit der Mutter zu wiederholen, und hatte dabei die kräftige, muskelstarke Gesundheit des Vaters geerbt. Bei ihren sieben Jahren erschien sie wie ein Kind von mindestens zehn bis eilf Jahren.

Zwei Knaben, nach Elisen geboren, hatten bald darauf wieder die Welt verlassen — vielleicht grollend über ihre zweifelhafte Abstammung — und so blieb Elise das einzige Kind.

Das große, bedeutende Bräuhaus lag in einem, am Ende des, hinter dem Hause befindlichen Gartens, angränzenden Hofe — und der Engelswirth versendete von hier aus weit und breit von seinem guten Biere, weshalb er denn auch zur Betreibung seines großen Geschäftes stets zehn bis zwölf Brauknechte bedurfte.

Die Engelswirthin hatte in Auburg noch eine Schwester, welche an einen Bäckermeister verheiratet war, und zwei Brüder, deren Einer, Carl, ebenfalls Gastwirth, ein wilder, händelsüchtiger Mensch, der Andere, Josef, Fleischermeister und der berüchtigteste Raufbold, Schläger und Spieler der Gegend war.

Wenn diese beiden wilden Gesellen sich in seinem Hause zeigten, so runzelte der Engelswirth drohend die Stirne, und erwiderte kaum die Grüße seiner Schwäger, denn er hatte ein für allemal seiner Frau erklärt, daß er mit ihren übelberüchtigten Brüdern, so wie mit ihrer höchst leichtfertigen Schwester keinen Umgang haben, und sie nicht oft in seinem Hause sehen möge. —

Nur Geldverlegenheiten, die häufig bei Josef, dem jüngeren Bruder Eva's vorkamen, vermochten jenen wilden Gesellen, sich den unfreundlichen Blicken seines Schwagers auszusetzen, mit welchem er nicht Lust hatte, in Streit zu gerathen, um sich diese Hilfsquelle nicht gänzlich zu verstopfen.

Das Gasthaus zum goldenen Engel hatte einen Nebenbau nach der Straße heraus, in welchem seit vielen Jahren die Familie Blank wohnte, und die Engelwirthin war es besonders, welche jetzt die fleißigen Hände der unglücklichen Tochter des blödsinnigen Advokaten beschäftigte — für diese war es, daß Emilie die feinsten Stickereien mit namenlosem Fleiße schuf — und ohne den heimlichen Wandel dieser Frau zu kennen, hatte Emilie für

sie, die seit so vielen Jahren in ein und demselben Hause mit ihr wohnte, und durch ihre Lebensfrische und Heiterkeit, durch ihre muntere Laune stets einen wolthuenden, ermuthigenden Eindruck auf sie machte, eine besondere Vorliebe, und wollte im eigenen Bewußtsein wirklichen Werthes, nie an die bösen Gerüchte glauben, die selbst ihr, der so einsam lebenden, hie und da zu Ohren kamen.

Doctor Werner war auch der Hausarzt der Familie Schramm, und galt viel bei dem Engelswirth — weniger bei der schönen Eva, deren schmachtende Blicke er nie verstehen wollte.

Vor kurzem war im Gasthofe zum goldenen Engel ein neu zum Regimente versetzter Hauptmann abgestiegen, hatte drei Tage da gewohnt, und sich dann in der Nähe eine Privatwohnung genommen, seinen Mittagstisch aber bei der hübschen Wirthin für längere Zeit abonnirt, und ward auch bald ein täglicher Abendgast, da er dort die meisten der Officiere traf, mit denen näher bekannt zu werden er wünschenswerth fand. —

Hauptmann Marandi war ein Italiener, seine Mutter, eine Deutsche, hatte nach dem frühen Tode ihres Gatten, mit einem Sohne und einer Tochter die Heimat aufgesucht, und den jüngeren Sohn in Italien bei dessen Oheim zurückgelassen. Beide Söhne traten später in Militärdienste.

Marandi der Jüngere, der jetzt nach Auburg in Garnison gekommen, war ein Mann von achtunddreißig Jahren, weniger schön als interessant. Sein Gesicht zeigte den reinsten italienischen Typus, im dunkelglühenden Auge schien ein tiefer Schacht unendlichen Gefühles zu liegen — die breite schöne Stirne sprach von Geist und hervorragendem Verstande. — Marandi hatte Kenntnisse gesammelt, und bald war es in Auburg bekannt, daß der neue Hauptmann der best unterrichtetste, wissenschaftlich gebildetste Officier des Regimentes sei.

Neuntes Kapitel.

Es war einige Monate nach Ida's von Webbern Rückkunft aus dem Erziehungs-Institute, daß Hauptmann Marandi sich im Hause des Präsidenten durch den Obersten Krause vorstellen ließ.

Der Präsident hatte ihn freundlich empfangen, und gebeten, sich ein für allemal als eingeladen zu betrachten, zu den wöchentlich stattfindenden Soireen, und da eben die Empfangsstunde der Präsidentin geschlagen, so erbot sich Baron Webbern die Herren zu ihr zu begleiten.

Wir finden die Präsidentin in eleganter Morgentoilette. Ida war nach Ahlsburg zu Tante Holm gefahren. — Zwei Damen hatten sich bereits bei der Präsidentin eingefunden. — Der Zuwachs von eintretenden Herren konnte nur angenehm erscheinen.

Der Präsident ging seinen Gästen voraus, indem er scherzend zur Thüre herein rief:

„Dürfen wir eintreten, meine Damen — stören wir nicht in wichtigen Mittheilungen über Staatsangelegenheiten? —

„O wir verstehen — rief lachend die Präsidentin — Du meinst Angelegenheiten unseres Staates, Putzes — Du Spötter! Aber nur herein, meine Herren, immer näher — wir sind bereit Sie zu empfangen."

„So erlaube, daß ich dir zuvörderst eine neue, und somit für uns Kleinstädter jedenfalls willkommene Erscheinung vorstelle, sowie auch Ihnen meine Damen, den Herrn Hauptmann Marandi!"

Marandi trat vor, verbeugte sich vor der Präsidentin und dann vor den Damen, und hob den dunklen Blick, um in den Zügen der Präsidentin zu lesen, in welcher Weise, mit welchem Aufwand von Geist er seine Einführungsrede halten müsse.

Wie erschrack er aber — als er die frischen, heiteren Züge der noch so schönen Frau sich plötzlich verändern, als er ein namenloses Entsetzen sich in denselben ausprägen sah, als ihre Augen wie Dolche sich in die Seinen bohrten — die Gestalt zu wanken anfing, und mit dem fieberhaft gehauchten Ausrufe: „Er!!!" rückwärts bog, und zusammenzusinken drohte. —

Der Präsident hatte sich sogleich mit einer der Damen beschäftiget, und sah diesen Vorgang nicht — auch Oberst Krause war als täglicher Besucher bereits an den Tisch getreten, Zeitungen musternd, es war daher dem Hauptmanne überlassen, schnell die sinkende Gestalt in seinen Armen aufzufangen — aber kaum berührt von diesen, schnellte, wie durch einen elektrischen Strom gestärkt, Entsetzen in den Zügen, die Dame wieder empor — faßte nach einer Stuhllehne, versuchte zu lächeln, und sprach gepreßt: „Vergeben Sie, mein Herr! es ist dies eine nervöse Schwäche, die mich zuweilen anwandelt —"

„Mein Engel," rief der jetzt herbeieilende Präsident, „das hast Du mir verschwiegen? Weiß ich doch nichts von solchen Leiden? Du schienst doch stets so rüstig, so kräftig —"

„Doch, doch, lieber Anselm, seit einiger Zeit schon leide ich an derlei Zufällen — ich wünschte Dir eine Sorge zu ersparen, hoffend, daß sich diese Schwäche der Nerven verlieren werde —" und von ihrem Gatten geleitet sank sie auf das Sofa, mit übermenschlicher Gewalt sich zum Lächeln zwingend. —

Marandi stand stumm und entsetzt noch auf der Stelle, auf der er das aus tiefster Brust, mit allen Schauern gräßlicher Erinnerungen hervorgepreßte: „Er!!" vernommen hatte — für welches er in seiner ganzen Vergangenheit keinen Commentar fand.

Die Präsidentin hatte den Damen schnell ein Modenblatt, den beiden Herren einen interessanten Zeitungsartikel in die Hand

geschoben, erhob sich mit gewaltiger Willenskraft, eilte, scheinbar um einen Fensterflügel zu öffnen, an den Damen vorbei, und streifte den erstaunt sie betrachtenden Hauptmann — mit einem Blicke, der ihm gebot, ihr zum Fenster zu folgen.

Dort sprach sie halblaut zu ihm: „darf ich Sie bitten, Herr Hauptmann, mir Ihren Namen zu wiederholen — ich glaube unrecht verstanden zu haben, Sie heißen?“

„Marandi, meine Gnädigste! Salvator Marandi!“

„Salvator?“ hauchte die Präsidentin — „und vergeben Sie mein Herr — haben Sie einen Bruder?“

„Allerdings, Gnädigste — einen älteren Bruder, Rafael.“

„Wo ist er?“ preßte die Dame mühsam hervor.

„Ich weiß es nicht — es ist s e i n e Geschichte die dunkle Seite unserer Familie!“

„O nicht nur der Ihrigen,“ erwiderte die Präsidentin mit krampfhaft auf die Brust gedrückten Händen, und große Thränen rannen einzeln über die bleichen Wangen. Doch kräftig sich fassend reichte sie Marandi die Hand, die er ehrfurchtsvoll an die Lippen drückte, und sprach: „Vergeben Sie mir! ich habe mich mindestens unpassend gegen Sie benommen, und diese Minute belehrte mich, daß ich weit entfernt bin, die Herrschaft über mich zu besitzen, die ich glaubte erworben zu haben, in jahrelangen Kämpfen. Wir werden uns kennen lernen, Herr Hauptmann, besuchen Sie unser Haus oft und gerne. Ich will versuchen, Sie diesen ersten bösen Eindruck vergessen zu machen!“ Und sich zur Gesellschaft wendend, war diese Dame der Welt in zwei Minuten wieder die freundliche, gefällige Wirthin — vermochte zu plaudern mit glänzendem Witze und liebenswürdiger Heiterkeit über die kleinen Nichts der Salonwelt. —

Weniger gelang es dem Hauptmanne, sich von dem lähmenden Eindrucke dieser Scene zu befreien, und sobald es irgend der

Anstand erlaubte nahm er Abschied — und kehrte tief sinnend über das Erlebte in seine Wohnung zurück.

Daß der schmerzerpreßte Ausruf „Er!" seinem Bruder gegolten, war ihm allerdings aus dem Gespräche mit der Präsidentin klar geworden — aber was mochte geschehen sein um diese scheinbar so lebenslustige Frau bis zu solcher Tiefe zu erschüttern, in welchem Rapport stand diese, einer hocharistokratischen Familie angehörende Dame, zu seinem Bruder, — den er seit fünfzehn Jahren nicht gesehen — dessen Schicksal den frühen Tod seiner Schwester veranlaßt hatte, wie man ihm gesagt, — und die Haare seiner Mutter vor der Zeit gebleicht hatte. Und ach! — Wo war er, der Bruder, den er trotz allen Leiden die er über die Familie gebracht, so unendlich geliebt, den er noch nicht vergessen konnte, obgleich er ihn auf dem Grund des Meeres — oder von feindlichen Kugeln getroffen vermuthen, betrauern mußte! —

In seinem Zimmer auf und abgehend versuchte er sich das Bild des nur als Kind gesehenen Bruders aufzufrischen, und leise sprach er bebend vor sich hin: „Lebst Du noch, mein Rafael? — oder bist Du drüben — bei der Schwester? habt Ihr Euch versöhnt? O gib ein Zeichen, wenn Du kannst! — mein geliebter — mein unvergeßlicher Bruder!!! — Warum nur kenne ich so wenig von deiner Vergangenheit, deinem Geschicke!?" Und nun überließ sich der ernste Mann, der sonst aller Schwärmerei und nutzlosem Hinbrüten so ferne war, in einen Fauteuil geworfen und seine dampfende Zigarre als Gedankenableiter benützend, langem, tiefem Sinnen — und die Vergangenheit zog wie Bilder einer Camera obscura an seinem Seelenauge vorüber. — — —

Im Boudoir der Präsidentin lag zur selben Stunde eine weibliche Gestalt auf dem Teppich in halb sitzender, halb knieender Stellung mit gefalteten, gerungenen Händen, bleich — mit allen Zeichen tiefsten Leides, und wimmerte unter Thränen:

„Noch einmal im Leben — „Er!!!“ oder doch sein treues Abbild — dieselbe Stimme, dieselben Augen — derselbe Mund — dieselbe Gestalt — aber Alles dies, ohne jenen unendlichen Zauber — jenes hinreißende glühende Leben — welches in seinen Strudel riß, was es einmal erfaßte! Rafael! Rafael! steigst Du aus dem Grabe — verlangst Du zu sehen, wie elend wir sind — sie und ich? — Sie!!! o ich Undankbare! ich klage um sie? hin zu ihr,“ rief die Präsidentin und sprang empor — wischte die Thränen von den bleichen Wangen, ordnete die Haare und klingelte.

Ein hübsches Kammermädchen trat ein und sprach:

„Excellenz, der alte Martin bittet vorgelassen zu werden — er kam soeben —“

„Schnell laß ihn ein. Er kommt wie gerufen“ — sprach die Präsidentin als das Mädchen abgegangen war.

Martin trat ein.

Steif, gepudert wie ein Bild der Vorzeit, welches aus seinem Rahmen getreten war, ein treues, echtes Modell eines alten Dieners, wie sie die Gegenwart nicht mehr hat — ein Wesen, welches in seiner Herrschaft aufgegangen war — ein willenloses Geschöpf, voll Treue und Anhänglichkeit, ergeben der Familie, der es sich gewidmet zu lebenslangem Dienste, wie ein treuer Hund, und stolz auf seine Dienerehre, stolz auf den Namen, auf den Ruf seiner Herrschaft.

Martin diente 58 Jahre in der Familie Strahlow — er kannte alle deren Verhältnisse genau wie diese selbst — alle Schwächen — alle begangenen Fehler, die Chronik des Hauses der Grafen von Strahlow lag vor ihm aufgeschlagen — war eingeweiht in alle ihre Geheimnisse — er hatte mit gelitten, mit geweint — er hatte sich geopfert, aber er war sich immer gleich und unterwürfig geblieben — und war jede Minute bereit sein

Leben zu geben für den Namen Strahlow, für die Familie seines Herrn, der längst vorangegangen war in's Jenseits.

Solche Diener — wie sie leider nicht mehr existiren — und wie sie fast nur in aristokratischen Familien zu finden waren — sind Kleinodien, oft werthvoller und unschätzbarer, als der brillantenfunkelnde Familienschmuck. —

Mit tiefer Verbeugung trat Martin vor die Präsidentin hin und erwartete unterwürfig ihre Aufforderung zu sprechen.

„Du kommst im Auftrage deiner Gebieterin?"

„Ja, Excellenz, ich habe dies Billet zu überbringen."

Eiligst überflog die Präsidentin dasselbe, und befahl dann dem alten Diener schnell einspannen zu lassen.

Zehn Minuten später war sie auf dem Wege nach dem Jagdschlosse, und in zwei Stunden stand sie vor einem inmitten des hoch umfriedeten Gartens gelegenen Pavillon, einer Gruppe gegenüber, wie sie wol wenig Sterblichen zu sehen gegönnt ist.

Auf einer niedrigen Estrade saßen die beiden Rosen, in weißen duftigen Kleidern, Kornblumenkränze auf den Engelsköpfchen, und hielten Kopf und Hände eines seltsam wunderbaren Wesens — eines Jünglings, halb Knabe noch, dessen schneeweiße Locken über der Brust und den umfangenden Armen Anna's herabhingen, und einen glanzvollen Schein um sein schön geformtes Haupt bildeten. — Die weißen, alabasternen, mageren Hände hielt Rosa an ihre Brust gepreßt — die Gestalt des Jünglings, in einen Ueberwurf von schwarzem Sammt gehüllt, dessen weit geschlitzte, zurückgeworfene Aermel die blendend weiße Haut der Arme und Hände sehen ließ, lag halb gestreckt vor beiden Mädchen, welche, die Augen fest auf das Gesicht des Schlafenden geheftet, kaum zu athmen wagten, um ihn nicht zu wecken. In den Zügen der beiden Engelsköpfchen prägte sich ein Ueberschwung von Liebe und Besorgniß, die eher einen mütterlichen Charakter hatte, eher ein Ausdruck der innigsten,

schmerzvollsten Sorge und Angst zu sein schien, als ein weltliches Gefühl.

Die Augen des Jünglings waren geschlossen — o wol ihnen, daß sie es waren — denn ach — nur schlafend übte dies schöne Gesicht den reinen himmlischen Zauber, den es in diesem Augenblicke verbreitete. Exotische Pflanzen und Bäume umgaben das herrliche Bild, und sandten süße aromatische Düfte aus ihren Kelchen in die Abendluft hinaus — ein großer kräftiger Neufoundländer lag zu den Füßen des Jünglings, und hatte den breiten Kopf auf Rosa's Schoos gelegt, die treuen Augen nach seinem Herrn gerichtet. —

Vor dem Eingange zum offenen Pavillon saß eine Dame in schwarzem Kleide.

Sie trug sichtbare Spuren langjährigen Leidens — aber diese hatten nicht vermocht, die einstige Schönheit zu vertilgen. — Dies Wesen, groß und wie aus Aether gewoben, schien nur durch ein gewaltiges, gränzenloses Gefühl an die Erde gefesselt — es schienen ihm nur die Flügel zu fehlen, um nach der Heimat zu fliehen — nach jener Welt über den Sternen, von denen es sich zwei glanzvolle Sterne, zwei tiefe unergründliche Welten geliehen hatte, ein paar Augen, wie sie kaum zum Zweitenmale zu finden sein mochten.

Wer in diese Augen geblickt, hatte den Himmel offen, und süße Zaubermärchen darin gelesen, hatte in namenlose Welten geschaut — wer in die Tiefe dieser Augen den Blick gesenkt, hatte empfunden, daß es ein besseres Leben, ein Jenseits gebe, denn diese Augen mußten dort ihre Heimat haben, wie die ganze duftige Gestalt — wer dies ganze, vor uns liegende Bild mit seinen zwei Elfengeistern, dem wunderbaren Jünglinge, der Hüterin am Eingang in diesen stillen, von hundertjährigen Bäumen beschatteten Garten, mit den fremden herrlichen Blüten und Gewächsen sah,

der gestand sich, daß dies Gemälde eine herabgesendete Fantasie des ewigen Schöpfers — ein Fleisch gewordenes Wort Gottes — eine noch unverstandene hohe Offenbarung, ein namenlos tiefes Räthsel, dessen Lösung vielleicht erst Jenseits zu finden, sei — und selbst der Hund wirkte nicht störend in dem wunderbaren Tableau. —

Da knisterte der Sand. Die Dame am Eingang zum Pavillon eilte einer rasch daherschreitenden Gestalt entgegen, der wachsame Hund wagte ein leises Knurren — der Jüngling fuhr erschreckt zusammen, öffnete ohne seine Stellung zu verändern die Augen — und, o Entsetzen! das hinreißende Bild hatte plötzlich eine schauderv olle Wahrheit angenommen, denn aus dem schönen, reinen, edlen Gesichte des Jünglings starrten zwei blutrothe glanzlose Augen in die Abendschatten — es war ein Albinos, der in Rosa's und Anna's Armen lag! — —

Zehntes Kapitel.

In einer der vom Markte auslaufenden Seitenstraßen wohnte in einem unansehnlichen Hause, im Hofe, drei Treppen hoch, die einstige Stadthebamme Frau Gumberg, welche in ihrem dreißigsten Jahre den dummen Streich begangen hatte, sich mit dem Magistratsschreiber Neumann zu verheiraten, der wenige Jahre darauf, theils wegen verschiedener kleiner Veruntreuungen im Dienste, theils wegen immer zunehmendem Hange zum Trunk, seines Dienstes entlassen, endlich ganz auf den Erwerb der Frau angewiesen war, und sich dem Laster des Trunkes vollständig ergab.

Die unglückliche Frau, welche aus erster kurzer Ehe nur eine Tochter, Marie, hatte, und von ihrem zweiten Manne zwei Kinder, Thekla und Franz, sah zu spät ein, daß alle Warnungen, welche

wolmeinende Freunde an sie nutzlos verschwendeten, nur zu wahr und auf Thatsachen beruhend gewesen waren; sie hatte den unseligen Schritt gethan, und bezahlte ihn mit ihrem, und ihrer Kinder Lebensglück.

Eine Tochter, ein unschönes bleiches Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, war der Mutter Stütze im Hauswesen und gegen den unbarmherzigen Stiefvater, der nicht selten seine Rohheit auf dies von ihm gehaßte Wesen übertrug; er mißhandelte Marie und schwur, er werde sie zwingen in einen Dienst zu gehen, was die arme Marie gerne, ja tausendmal dem Leben im älterlichen Hause vorgezogen hätte, wenn ihre arme Mutter sie nicht täglich unter Thränen und mit flehender Stimme gebeten hätte, sie nicht zu verlassen, da sie der einzige Trost ihres gemarterten Herzens sei. —

Marie, ein einfaches, edles Kindesherz, unverdorben und mit inniger Liebe an der gequälten Mutter hängend, hatte dies gelobt, und treulich erfüllt. Mit stummer Ergebung ertrug sie die Rohheiten ihres Stiefvaters, mit Fleiß und Eifer führte sie die kleine Wirthschaft, denn die Mutter war entweder in ihrer Pflicht auswärts beschäftiget, oder — und dies weit öfter noch — leidend durch die täglich fast sich wiederholenden häuslichen Scenen — und durch die Abnahme ihres Geschäftes — denn man hatte schon bei ihrer unseligen Heirat mit dem zweideutigen Menschen ihr einen großen Theil des früheren Vertrauens entzogen, und je mehr der Unfriede, die täglichen Skandale mit ihrem Manne bekannt wurden, desto mehr verloren sich die Kunden, desto geringer wurde die Einnahme der armen Frau. —

Es ist dies wol eine verzeihliche Härte des weiblichen Publicums, denn wer sieht wol gerne in der Stunde der Gefahr ein Wesen um sich, das mit verweinten Augen, oft mit Abzeichen erlittener Mißhandlungen, zur Hilfe der, zwischen Leben und Tod schwebenden, werdenden Mutter erscheint, und von Sorgen und

Kümmernissen so sehr niedergedrückt ist, daß die Leiden der fremden, sich ihrer Kunst, Geschicklichkeit und Erfahrung anvertrauenden Frau, nur einen geringen Eindruck auf sie machen, vielleicht kaum ihre Fantasie zu beschäftigen im Stande sind, während sie, mit all ihren Gedanken auf den Moment ihrer Heimkehr gerichtet, in Angst und Sorge lebt, was sie wieder wird leiden müssen, wenn sie ihrem Peiniger gegenüber tritt!? —

So hatte Frau Neumann, früher die gesuchteste, in allen vornehmen Familien gewählte Wehmutter jetzt nur noch wenige Frauen zu bedienen, und Armuth und Noth waren da eingekehrt, wo früher Wolstand zuhause war.

Aber dies allein war es nicht was der armen Frau Herz beschwerte — ein noch viel schwereres Unglück lastete auf dieser kleinen Familie, oder besser gesagt, auf Mutter und Tochter.

Die jüngere siebenzehnjährige Tochter, Thekla, ein frisches, üppiges Mädchen, einst der Stolz der Mutter — jetzt die Schande, die Schmach ihres Namens, war aus dem väterlichen Hause geflohen — lebte in derselben Stadt, oft heimgesucht von ihrem unnatürlichen Vater, als Maitresse eines reichen Officiers, der ihr mit Einwilligung Neumann's, eine Wohnung gemietet, sie mit Wolstand umgeben und jeden Abend, tief vermummt, zu ihr schlich.

Auburg ist zu klein, als daß nicht in wenigen Tagen die ganze Einwohnerschaft von dem Falle der hübschen Thekla Neumann gesprochen hätte. — Jedermann wußte, daß der eigene Vater sie verkuppelt und verkauft hatte, um seinem Laster — auf Kosten der Tugend seines Kindes, und des Lebensglückes seiner Frau — nach Wunsch fröhnen zu können — und Auburg war zu kleinstädtisch, als daß solch ein Ereigniß nicht hätte Aufsehen machen sollen.

Was aber kümmerte es den ruchlosen Trunkenbold, daß Verachtung und Schande ihm überall zu Theil ward? — Er vermied die besseren Gasthäuser und besuchte die Kneipen, in denen er ein

Publicum fand, welches weniger subtil auf Ehre und Grundsätze hielt, ein Publicum, welches die Gränzen zwischen mein und dein nicht eben mit gewissenhafter Strenge beachtete — er trieb sich endlich nur zwischen Säufern wie er, Betrügern und zweideutigen Menschen umher, welche wie er, von der besseren Gesellschaft geächtet und gezwungen waren, in düsterer Spelunke ihre lichtscheuen Thaten zum Gegenstande ihrer Unterhaltungen zu machen.

Aber nicht lange dauerte der traurige Wolstand seiner Tochter. Der Officier, von einer großen Stadt kommend, in welcher ähnliche Verhältnisse, wie das Halten einer Concubine, zur Tagesordnung, ja zur Vervollständigung der comfortablen, standesmäßigen Einrichtung eines jungen Dandy gehörte — hatte nur zu bald eingesehen, daß die kleinstädtische Justiz minder nachsichtig sei.

Von den jungen Damen mit auffallender Kälte gemieden, von den Frauen mit an Verachtung gränzender Strenge behandelt, ward es ihm auf seine Verwunderung hierüber, die er gegen einen Kameraden aussprach, bald klar, daß sein, hier Aufsehen machendes Verhältniß die Ursache sei. —

Thekla Neumann hatte es nicht verstanden des jungen Mannes Herz oder Fantasie zu fesseln — seine Sinne waren befriediget, und ohne Reue, ohne Schmerz, gab er dies Mädchen auf, welche aus seiner Hand bald in die dritte, vierte ging und schnell zur verlornen Dirne herabsank. —

Von der Stunde an, da Thekla das Haus der Mutter verließ, hatte diese, nachdem sie vorher alle Vorstellungen, Bitten und Drohungen erschöpft, um ihr Kind zur Ordnung, zum Fleiße zurückzuführen, und diese an dem hartnäckigen Willen Thekla's, eine Dame spielen, und sich putzen und in Reichthum leben zu wollen, scheiterten, ihre Tochter nicht mehr gesehen — man sollte sogar ihren Namen nicht mehr nennen, so hatte die tiefgebeugte Mutter befohlen.

Aber Marie — dieses weiche, opferfähige Gemüth schlich im Dunkel der Nacht oft zu der unglücklichen Schwester — denn sie liebte das Kind ihrer Mutter wie ihr eigenes. — Es war mehr ein mütterliches, als schwesterliches Gefühl, was sie für Thekla hatte, denn sie, die fünf Jahre ältere Schwester war es ja gewesen, welche die kleine Thekla bei oft tagelanger Abwesenheit der Mutter pflegte und wartete; sie hatte dieses schöne Kind sich entfalten, blühen und reifen sehen und mußte nun den Jammer ertragen, die Blüte geknickt, die schöne Blume vom Hauche des Lasters vergiftet, sich entblättern zu sehen.

Und dennoch liebte sie ihre Thekla noch mit mütterlicher Zärtlichkeit, und wenn alles schlief, da verließ sie leise ihr Kämmerlein, und schlich still und tief verhüllt die Treppe herab, über den Hof, und wenn ja irgend Jemand sie bemerkte, so glaubte man, es sei Frau Neumann, welche zu einer Entbindung geholt worden, oder Marie bringe ihrer Mutter irgend einen vergessenen Gegenstand nach. Marie war zu geachtet und geliebt von ihren Nachbarn, als daß man Böses vermuthen hätte können.

— — —

In demselben Hause mit der Familie Neumann wohnte auch Josef Bruckner, der Engelwirthin Bruder, und betrieb auf eigene Faust, und vorläufig im Kleinen, das Schlächterhandwerk. Josef und Marie waren Spielgefährten gewesen; das sanfte stille Mädchen hatte oft den wilden Knaben zur Ordnung gebracht, und heute noch übte Mariens Nähe einen eigenen mächtigen Zauber über den so heftigen leidenschaftlichen jungen Mann, ohne daß er an Liebe dachte.

So war Marie denn auch heute wieder aus dem Hause geschlichen, hatte bald die Wohnung der Schwester erreicht, und es schlug eben Zehn Uhr, als sie bei dieser eintrat und sie allein fand.

Thekla schien Niemand zu erwarten. Sie lag, in einem Romane lesend, auf dem Sofa, warf das Buch, ohne sich zu erheben, bei dem Anblicke ihrer Schwester auf den Tisch, und rief fröhlich: Nun Mariechen, läßt Du Dich auch einmal wieder sehen? —

„Ja, Thekla," erwiderte diese dumpf — „es zog mich heute den ganzen Tag her zu dir — ist es eine Ahnung oder nur das Verlangen Dir meine Angst um Dich mitzutheilen — ich weiß es nicht, ich mußte Dich sehen."

„Nun, nun — rief lachend die Schwester — Du siehst, ich bin gesund, mir fehlt nichts, also laß die bösen Unkenlieder — Du weißt, ich mag sie nicht hören."

„Du solltest aber, Thekla, bei Gott, Du solltest sie hören! Sieh' ich habe mir heute vorgenommen Dir noch einmal in's Gewissen zu reden —"

Beide Ohren sich mit den beringten Fingern zuhaltend, schrie Thekla: „So, jetzt sprich, wenns Dich glücklich macht, wenn Du denn das Predigen nicht lassen kannst — aber erwarte nicht, daß ich Dir zuhöre."

„Thekla, meine Schwester — flehte Marie mit bittend gehobenen Händen — habe Mitleid mit Dir und mir! Wenn Du denn schon nicht vom Gewissen hören willst, wenn Du dieses schon in Dir zum Schweigen gebracht hast — jetzt — aber einst wird es umso lauter schreien und Dich vor Gott anklagen — so laß mich wenigstens zu deinem Herzen sprechen — es war ja immer gut und weich — es wird mich hören! O nimm die Hände weg, kränke mich nicht so tief!"

„Nun, so quäle mich denn — sagte Thekla verdrießlich, indem sie die Hände sinken ließ — wenns denn sein muß, so wiederhole das ewige Lied vom gefallenen Mädchen, von der verlornen Tochter."

„Für welche die Umkehr nicht zu spät ist," rief schluchzend Marie. „Komm, Schwester! komm! Laß all' diesen Tand — verlaß diese schmachbedeckte Wohnung —"

„Nimmermehr, — rief Thekla aufspringend, — nimmermehr! sprich nicht solche Thorheit. Ich sollte meine schönen Kleider, meine Putzsachen, all die tausend süßen Kleinigkeiten, von deren Reiz Du keinen Begriff hast, verlassen, dieses Leben voll Vergnügungen, Freude und Genuß! Und wofür? — o du bist wahnsinnig!"

„Wofür? Um wieder meine geliebte treue Schwester, um unserer guten Mutter Trost und Freude, um wieder geachtet und geliebt zu sein wie einst —"

„Du Thörin, — rief Thekla hocherglüht — Du glaubst, man würde mir verzeihen, das Urtheil der Welt würde mich wieder freisprechen, man würde vergessen, daß ich ein gefallenes Wesen bin? O Du kennst die sogenannten Tugendhaften nicht. Kein Schwert ist schärfer als ihre Zungen, kein Dolch trifft tödtlicher als ihre Worte, kein Blitz vernichtet schneller als ihre Blicke voll Verachtung. Einmal gesunken, erhebt sich ein Mädchen *nie* wieder, denn man verzeiht ihr nie den *ersten Schritt!*"

„Du magst Recht haben, Thekla," sprach weinend die Schwester, „aber es ist schrecklich, was Du da sagst, denn nach meinem Gefühle sollte man *die* gerade am meisten lieben und durch Geduld und Herzlichkeit emporzurichten suchen, deren heißes Blut, Verführung, oder welch' unglückliche Veranlassung immer, den höchsten Schatz des Lebens, das reine Bewußtsein geraubt haben."

„Ja, wenn alle Menschen dächten, wie Du, engelgutes Wesen — aber es gibt nur *lieblose* Richter, Unglücklichen gegenüber, wie ich es bin!"

„So wollen wir die Stadt, die Gegend verlassen, Thekla, wir nehmen unsere Mutter zu uns, wir arbeiten in einer großen,

fremden Stadt, wo uns Niemand kennt — unser Bruder findet sein Brot durch seine Profession — nichts bindet uns hier."

„Und der Vater," frug Thekla, „glaubst Du, er ließe mich ziehen, selbst wenn ich mir ein verrähtes und strickendes Leben jetzt noch möglich denken könnte? Glaubst Du —"

„Thekla — er ist nicht mein Vater — ich habe keine Rücksicht auf ihn zu nehmen — Du weißt, was besonders ich durch die Rohheit dieses Mannes gelitten, Du weißt, wie er unser letztes Habe vergeudet hat — ich thue daher kein Unrecht, wenn ich Dich ihm entreiße, die er nur zum Bösen verleitet — und unsere Mutter segnet die Stunde, welche sie von ihm scheidet —"

„Ich glaube es — sprach, langsam mit dem Kopfe nickend und starr vor sich hinsehend, Thekla — o ja, er ist der böse Geist unseres Hauses. Schon als Kind suchte er die Eitelkeit in mir rege, und mich zur Kokette zu machen. Als ich größer wurde und als er bemerkte, daß ich hübsch ward, da benützte er jede Gelegenheit, um den Samen des Lasters in mein nur zu empfängliches Herz zu legen — Ach! — er ging auf, dieser Same, wuchs, und er, der grausame Vater, freute sich seines Werkes — denn es bedurfte nicht langen Zuredens von seiner Seite mich zu bewegen, das stille in Arbeit verbrachte Leben bei Mutter und Schwester aufzugeben, um —"

Beide Hände vor das bleichgewordene Gesicht gedrückt, schluchzte Thekla bitterlich — und in Wehmut und Schmerz, zugleich aber Freude über der Schwester Gefühlsäußerung — die Erste seit lange — fiel Marie vor ihrem Stuhle nieder, legte die Arme auf die Knie der Schwester, umklammerte sie und flehte weinend: „O meine Thekla! und dieser Mann ist Dein Vater, dessen Pflicht es vor Gott und Menschen war, Dich, sein Kind, nur zum Guten zu führen! — Wirst Du noch Anstand nehmen, ihn zu verlassen?

Wirst Du nicht in die Arme der Mutter eilen, die sie vergebens Dir entgegenbreitet?“ —

Thekla sank schluchzend an's Herz der treuen Schwester, sie ließ sich vom Stuhle herabgleiten — die beiden jungen Wesen hielten sich fest umschlungen, und Marie wusch mit ihren reinen Thränen, die Sünde der Schwester ab!!! — — — —

„O sprich,“ schluchzte Marie endlich noch in Thekla's Armen, „sag das Wort, nach welchem ich lechze, versprich, daß Du mir folgen willst!“

„O Marie! glaubst Du, daß die Mutter mir vergeben kann? Wird sie nicht täglich mir Vorwürfe machen, und böse Reden geben?“

„Ich schwöre Dir! sie wird Dich mit Liebe aufnehmen, Du sollst kein bitteres Wort, keinen anklagenden Blick erfahren!“

„Nun denn, so —“

Plötzlich ward an der Hausglocke heftig angerissen — beide Schwestern fuhren erschrocken auseinander. —

„Wer kann dies sein, so spät noch?“ frug Thekla gleichsam sich selbst.

Das Dienstmädchen trat bereits ein, und meldete, daß Herr Neumann die Treppe heraufkomme, mit noch einem Herrn.

„Schweige, Thina, daß meine Schwester hier ist — rief Thekla dem Mädchen zu — und laß sie ein. Schnell Marie — hier hinein in mein Schlafzimmer — riegle aber nicht zu von innen, aber verbirg dich im Kleiderschranke, wenn der Vater sollte hinein kommen. Ist er betrunken, so kann ich ihn an nichts hindern, Du kennst ihn ja — er geht dann überall umher bis er einen Ruheplatz findet. Rühre Dich nicht — und sei unbesorgt, er soll Dich nicht finden — mein Gott, er würde Dich ja todtschlagen.“

Zitternd — kaum ihrer Sinne mächtig verschwand Marie im anstoßenden Zimmer, und im selben Augenblick erschien auch

schon Neumann mit einem anderen, besser als er gekleideten Manne, unter der Thüre.

Thekla sah schnell, daß ihr Vater heute ziemlich nüchtern, aber den Ausdruck von List und Verschmitztheit im Gesichte hatte, der sich bei ihm jedesmal zeigte, wenn eine Speculation, wie er seine schlechten Streiche nannte, für ihn in Aussicht stand.

„Meine Tochter," sprach er auf Thekla deutend — „ein Geschäftsfreund, fügte er, den Fremden vorstellend hinzu — ein alter Bekannter, aus besseren Zeiten."

Kalt verbeugte sich Thekla vor dem Manne, dessen Aeußeres ihr wenig Vertrauen einflößte, und da ihr Vater keinen Namen genannt, und geheimnißvoll zu sein beabsichtigte, so sprach sie: „Herr Gutsbesitzer Erber, wenn ich nicht irre?"

„Sie kennen mich, Mademoiselle?"

„Wie sollte in einer Stadt, klein wie unsere, irgend Jemand unbekannt bleiben können, besonders wenn er, wie Herr Erber, so viel von sich reden macht, sowie man zum Beispiele von Ihnen bei Gelegenheit Ihres Gutskaufes — und jetzt kürzlich wieder eines verloren gegangenen Documentes wegen, sprach." Herr Erber biß die Lippen übereinander und erwiderte, zu Neumann gewendet: „Ah! Ihre Tochter, lieber Neumann, ist nicht nur schön, sondern auch geistreich, pikant!" —

Mit finsteren Blicken, unzufrieden über diesen sonderbaren Empfang betrachtete Neumann erstaunt seine Tochter und sagte: „Verlaß uns, Thekla, geh' in dein Zimmer, leg Dich schlafen wenn Du willst — wir haben ein kleines Geschäft zu besprechen, das Gasthaus ist zu geräuschvoll. Herr Erber wohnt nicht hier, so hab' ich denn dein Zimmer gewählt, um ungestört mit meinem Freunde sprechen zu können."

„Warum soll Eure schöne Tochter uns verlassen? — Sie

mag hören, oder besser noch, wir verschieben unser Geschäft, und trinken zusammen ein Glas Wein." —

„Bin dabei!" rief Neumann, dessen Leidenschaft erwachte — „laß Wein bringen, Thekla!"

„Sie wissen, Vater, daß ich damit nicht versehen bin." —

„Ja leider! — sprach der Trunkenbold zu Erber — glauben Sie denn daß ich das Mädel bewegen kann, sich einen Keller zuzulegen — nichts als Rhum zum Thee höchstens, dürften wir bei ihr finden."

„Und selbst diesen heute nicht," entgegnete Thekla — ich bin ganz ohne Vorbereitung, Gäste zu bewirthen."

„O so war es auch nicht gemeint," sprach Erber so galant als möglich, „ich will nicht Ihr Gast sein, schönes Kind, Sie sollen mir erlauben Sie zu bewirthen. Vorwärts, Neumann, schickt das Dienstmädchen um Wein, Rhum und alle Ingredienzien zu einer guten Bowle —"

„Thun sie das nur selbst — erwiderte Neumann grob und kurz — saufen kann ich den Punsch, aber was dazu gehört um ihn gehörig süffig zu machen, das versteh ich nicht. Das Dienstmädel wird auch lieber gehen und schneller wieder kommen, wenn sie Ihre Aufträge mit einigen silbernen Gründen unterstützen."

Thekla, wohl merkend daß der Vater den Fremden auf einige Minuten zu entfernen suchte, ließ es daher geschehen, daß Erber hinausging, um dem Mädchen Geld und Befehle zu geben. —

„Du wirst," sprach Neumann augenblicklich als der Andere weggegangen war, „Du wirst freundlich mit Herrn Erber sein, das rath ich Dir! — Er ist reich — hat noch keine Frau, bedarf meiner in einer sehr wichtigen Sache, wer weiß ob ich ihn nicht bewege, Dich zur Gutsbesitzerin zu machen."

„Vater! erniedrigen Sie mich nicht noch mehr, als Sie schon gethan — soll ich mich anbetteln bei einem Manne? —"

„Gefällig sollst Du sein! Im schlimmsten Falle kann Erber als Ersatz für den schändlichen Verräther gelten, der Dich sitzen ließ, und mir doch versprochen hatte, Dich lebenslang zu versorgen."

„O schweigen Sie, Vater! o erinnern Sie mich heute wenigstens nicht an meine Schmach!"

„Schmach! dummes Zeug — kein Geld zu haben, das ist Schmach — hungern und arbeiten müssen, das ist Schande. — Hab ich Dich nicht mit Ueberfluß umgeben, hab ich nicht für Dich gesorgt wie ein guter Vater soll, und Du Undankbare sprichst von Schmach? — Aber nur Geduld, wir kommen ein andermal auf dies Kapitel zurück, — und hier ist Herr Erber."

Der Genannte trat ein, suchte galant und liebenswürdig gegen Thekla zu sein — sprach von Tagesneuigkeiten, bis die Magd mit den bestellten Waaren kam, und schnell war eine dampfende Bowle auf dem Tisch, Kuchen und Zubehör servirt, und die beiden Männer forderten Thekla auf, Theil zu nehmen, während sie selbst, und besonders Neumann kräftig zusprachen. —

Thekla litt fürchterlich. Nie war ihr seit ihrer Flucht aus dem Aelternhause ihre sittliche Entwürdigung so grell, so schneidend vor die Seele getreten, als in dem Augenblicke, in welchem die reine, tugendhafte Schwester in Thekla's entweihtem Schlafgemach eine Zeugin dieser Scene ward, und nie hatte sie bitterer gefühlt, welch' ein für sie entehrender Unterschied zwischen ihr, der elegant in Seide gekleideten Dame, und der im ärmlichen, verwaschenen, aber reinen, fleckenlosen Cattun gekleideten Schwester war! —

Und er saß vor ihr, mit glühenden, punschgerötheten Wangen, den stier und stierer werdenden Blick auf das volle Glas gerichtet, er saß vor ihr, der sie in dies Elend gestürzt — und dieser Seelenverkäufer, dieser erbärmliche Kuppler war ihr Vater! —

Sie wußte, was Marie leiden mochte im Nebenzimmer, welche Angst die Aermste haben, wie sie von Ekel und Verachtung erfüllt sein müsse, da sie jedes Wort hören konnte, und wie gerne sie zu ihr gegangen und sie ihres Schutzes versichert hätte — so war es ihr dennoch unmöglich, Marien in diesem Augenblick unter die Augen zu treten, denn sie fühlte nur zu tief, wie wenig sie dies werth sei. —

Erber schenkte dem eifrigen Trinker immer wieder ein, er schien es darauf abgesehen zu haben, ihn betrunken zu machen, und Thekla's Angst und Abscheu stieg mit jeder Minute.

Sollte sie gehen und sich mit ihrer Schwester von den Trinkern absperren, so riskirte sie, daß ihr Vater, sobald sein Rausch die gewöhnliche Höhe erreicht, Lärm machte und sie gewaltsam herauspochen würde. Blieb sie, so sah sie wohl an den immer glühender werdenden Blicken, den immer sich steigenderen Zärtlichkeiten Erber's, was von dieser Seite ihrer wartete — doch mächtig trieb es sie zu Marien hinein, um ihr wenigstens einige Worte der Beruhigung zu sagen. Es war ja finster in dem Schlafzimmer, Marie konnte ihr schamgeröthetes Gesicht ja nicht sehen.

Sie stand auf und machte sich im Zimmer zu schaffen — diese Unterbrechung der Situation schien auch bei Neumann eine Erinnerung an die eigentliche Absicht ihres Hierseins aufdämmern zu lassen; er schien zu fühlen, daß er in Kurzem zu keinem Geschäftsabschlusse mehr mächtig sei — raffte sich daher zusammen, wendete plötzlich sich gegen Erber, und rief:

„Apropos! eh' wir weiter trinken — oder vielmehr so lange wir noch bei Verstande sind, lassen Sie uns von unserem Geschäfte sprechen.“ —

Auch Erber schien dies zu wünschen, denn mit einem Blicke auf Thekla sagte er: „Ich bin einverstanden, wünsche aber doch —“

„Sie wollen mit meinem Vater allein sein — fiel Thekla rasch ein — ich bin im Begriff in mein Schlafzimmer zu gehen, und ein leichteres Kleid zu nehmen. — Sie sollen nicht gestört werden, meine Herren.“

„Gut, geh', Thekla, aber halte dich bereit, wieder bei uns zu erscheinen, sobald ich Dich rufe. — Nicht wahr, Herr Erber — unser Gespräch ist bald zu Ende, und dann bedürfen wir der kleinen hübschen Hexe“ und ein rohes Gelächter schloß die väterliche Rede. — Thekla war bereits im Nebenzimmer verschwunden, welches sie hinter sich abriegelte. —

Es war ihr schwer, die arme zitternde Schwester leise flüsternd zu bereden, an's Fenster zu gehen, um Luft zu schöpfen und den Winkel zu verlassen, in welchem sie sich, bebend vor Angst und Abscheu verkrochen, und mit Kleidern zugedeckt hatte, damit sie nichts hören solle, damit kein Wort der Orgie zu ihren Ohren dringe, und sie zugleich verborgen sei, wenn der Vater in das Cabinet käme.

Doch heute waren all' seine Sinne zu sehr beansprucht, als, daß er den Spender des Nektars und zugleich den Mann, der ihm ein gutes Geschäft in Aussicht stellte, auch nur auf einen Augenblick hätte verlassen sollen. —

Die beiden Mädchen traten an's Fenster und Thekla suchte die zitternde Schwester mit der Hoffnung zu beruhigen, daß der Punsch bald getrunken und die Männer sie dann sogleich verlassen würden.

In diesem Augenblick drang der Name Rafael zu Mariens Ohren — es war Erber, der ihn ausgesprochen. —

Blitzschnell verließ Marie das Fenster und legte das Ohr ans Schlüsselloch, aber nichts konnte sie vernehmen, als einzelne abgerissene Worte.

Neumann hatte offenbar seinen Genossen aufgefordert, leise zu sprechen — denn er selbst sprach noch leiser — und nichts konnte sie verstehen, als die Worte: „in sechs Wochen — 21 Jahre — Document — Brief — die Präsidentin — Eure Frau muß — Cornelia glaubt es — 500 fl. als Lohn — schnell zu Ende bringen —"

Ein heiseres, offenbar ein hohes Stadium seiner Betrunkenheit verkündendes Lachen — ein Handschlag, dann die Worte: „Auf gute Verrichtung" — ließen sich hören, und dann stand Erber auf und sprach laut:

„Nun, Eure hübsche Tochter scheint sich erwarten zu lassen?"

„Findet Ihr sie schön?" lallte Neumann.

„Allerdings. Aber wo ist sie?"

„Nun, und wenn sie käme, was wollt Ihr von ihr? Glaubt Ihr vielleicht, mein Kind sei eine Dreingabe auf's Geschäft? Nichts da!"

„Seid nicht preziös, Alter!" lachte Erber, „ich werde nicht knickerig sein. Uebrigens kenn' ich ja Eure und ihre Bedingungen. Die Officiere publiciren ja die Preistarife zur Genüge." —

Ein Schrei der tiefsten Empörung entrang sich Thekla's Brust, als sie dies Attestat ihrer Schmach und Schande in Gegenwart der halb leblosen Schwester aussprechen hörte.

Die Männer hatten den Schrei gehört, und donnernd polterte jetzt Neumann's Faust an die Thüre und verlangte, daß Thekla öffne.

„Verbirg Dich, Marie," hauchte diese aus zitternder Brust — „verbirg Dich, wo es sei, er bringt Dich um, wenn er Dich findet!"

„Sei es," erwiderte Marie ruhig, „ich werde mich nicht verbergen, mag er mich schlagen, mich tödten, er soll wissen, daß ich hier bin zu deinem Schutze — ich öffne ihm selbst."

Und rasch zog sie den Riegel zurück, und stand plötzlich unter der geöffneten Thüre — die Lichter warfen ihre volle Kraft auf Mariens bleiches Gesicht, die zitternde, in Angst und Schrecken erbebende Gestalt erschien gespensterhaft wirkend auf der Schwelle, und die beiden Männer, vom Trunke und der unerwarteten Erscheinung betäubt, taumelten entsetzt zurück.

„Du hier — vermochte Neumann endlich hervorzustoßen — was machst Du hier?"

„Ich bin bei meiner Schwester."

„Und hast gehorcht, uns belauscht?"

„Ich stand mit meiner Schwester am Fenster und beschwor sie, dies Haus der Sünde zu verlassen — ich kümmere mich nicht um Euer Thun und Lassen, ich denke, Ihr wisset, daß ich und meine Mutter dies längst aufgegeben haben."

„Nichtswürdige Kreatur!" brüllte Neumann — ballte die Fäuste und wollte sich auf Marien stürzen, „ich schlage Dich todt!"

Aber wie ein Pfeil war Thekla dazwischen geflogen, hatte des Betrunkenen beide Fäuste gepackt, drängte ihn zum Sofa — und ließ den halb Bewußtlosen dort in die Kissen fallen.

„Sie werden meine Schwester nicht berühren, Vater, Sie werden sie unangefochten ziehen lassen, oder ich schwöre Ihnen, daß ich mit ihr dies Haus verlasse, und Sie mich niemals wiedersehen. Die Gerichte werden mich vor Ihnen schützen."

„Das wollen wir doch gleich sehen," lallte der Säufer — „ich will sie schlagen, ich muß sie schlagen — was hat diese Unke hier zu thun — ich — ich — will" — und durch diese letzte Kraftanstrengung seiner Sinne ganz beraubt, sank das Unthier hin, und in wenigen Augenblicken lag es schwer athmend und schnaubend in tiefster Bewußtlosigkeit auf dem Sofa.

Nun wandte sich Thekla an Erber, der wie festgewurzelt noch auf derselben Stelle stand, und überlegte, und sann, ob sie

wol laut genug gesprochen hätten, um gehört worden zu sein. Doch Mariens ganz vernichtete Miene, das Zittern ihrer Glieder, welches jetzt zunahm, nachdem die momentane Aufregung vorüber war — und die Furcht vor dem ruchlosen Menschen, den sie Vater nennen sollte — dies Alles ließen ihn schließen, daß Angst und Schrecken die Mädchen zu sehr beschäftigt hätten, als daß sie auf das höchst leise geführte Gespräch gehorcht haben könnten.

„Mein Herr,“ sprach jetzt Thekla, welche ihre volle Geistesstärke wieder erlangt hatte, „ich bitte Sie, uns jetzt zu verlassen —“

‚Sie sehen mich im Begriff dies zu thun,“ sprach Erber Hut und Stock nehmend —

„Tina, leuchte dem Herrn,“ rief sie hinaus, die Thür öffnend, um jede Fortsetzung des Gespräches abzuschneiden. „Gute Nacht, Herr Erber!“ —

„Gute Nacht, mein Engel,“ sprach dieser, „morgen sehen wir uns wieder — ich habe noch mit Ihrem Vater zu sprechen.“

„Sie wissen ja wo Sie ihn im Gasthause treffen?“ erwiderte Thekla, und zog die Thüre hinter ihm zu.

„Aber nun, Marie!“ wendete sie sich zu dieser — „erhebe Dich und eile dann schnell nachhause — nichts verbürgt uns, daß der Vater nicht erwachen kann — und es wäre schrecklich — träfe er Dich hier, wenn sein Rausch nachgelassen. O geh', Marie!“

„Ja, ja, ich gehe — ich m u ß fort,“ lispelte diese — strich ungestüm wie um ihre verworrenen Gedanken zu sondern, die Stirne — sprach vor sich hin: zwanzig Jahre — in sechs Wochen — Rafael — Cornelie — der Brief — die Mutter — falsch — o mein Gott!! und sank überwältigt in einen Stuhl!

„Marie! was ist das? was sprachst Du da für Namen, die ich nie gehört — was bedeutet Alles dies?“

„Nichts, nichts“ — rief Marie gepreßt und emporspringend — „nichts als daß ich fort muß, fort, gleich in dieser Minute noch.“

„Nachhause mußt Du, ja, Marie. Gute Nacht denn, Marie! komm' morgen wieder, wir sprechen weiter über das, was Du mir gesagt.“ —

„Ja, ja, wir sprechen davon,“ erwiderte Marie ohne auf sie zu hören. „Gute Nacht! ich muß fort!!“ Und wie ein aufgescheuchtes Wild flog sie die Treppe hinab, schob den Riegel zurück und stürzte in die Nacht hinaus — aber nicht in der Richtung nach der Wohnung der Mutter hin, sondern ganz entgegengesetzt nach der am Berge liegenden Seite der Stadt zu. —

Eilftes Kapitel.

Marie eilte mit fliegendem Athem, kaum die Erde berührend dahin, durch die schweigende Nacht, über den Marktplatz weg, nach jener Straße hin, die sich dann rechts zum Thore hinbog, und gerade aus durch das Gasthaus zum goldenen Engel begränzt war.

Dumpf hallte von der nahen Hauptkirche die zwölfte Stunde herab. — Die Sterne flimmerten nur einzeln durch die grauen schnellziehenden Wolken hindurch — und die matte ärmliche Beleuchtung der Stadt, die sich noch nicht bis zur heutigen Gasverwendung emporgeschwungen hatte — erlosch schon fast gänzlich, und die wenigen noch brennenden Oellampen in den schmutzigen Laternen, zitterten, vom Winde bewegt, ruhelos hin und her, und warfen ein unheimliches — seltsame Gestalten erzeugendes Licht auf die Straße, und die gegenüber liegenden Häuser. Ein Wetterhahn, auf dem alten Rathsgebäude, kreischte sein eintöniges, hun-

dertjähriges Lied — nach dessen Takte die schläfrige Schildwache an der Hauptwache, ihre unvermeidliche Promenade auf dem, zwischen zwei frontbildenden Schilderhäusern angebrachtem schmalen Brette machte, und sehnsüchtig der Ablösung entgegen sah.

Die hohen rundscheibigen Fenster der alten Hauptkirche sahen wie durch tausend Augen schweigend in die Nacht heraus, und nur durch einzelne ihrer bleiumsäumten Augen glänzte matt, und unruhig flimmernd, das Licht einer ewigen Lampe, welche frommer Glaube, und der durch falsche Begriffe erzeugte Irrwahn, Gott habe an solchen Gaben Wolgefallen — in der Kirche auf ewige Zeiten gestiftet hatte. —

Während hier drei bis vier sogenannte ewige Lampen nutzlos ihr Oel verbrannten, und nur spärlich die nächsten Gegenstände beleuchteten, niemand zum Nutzen, niemand selbst zum Vergnügen — sondern in unheimlicher und mystischer Beleuchtung die heilige Stille des Gottestempels, das großartige tiefe Dunkel des mächtigen, säulengetragenen Domes unterbrachen — und so zwischen dieser erhabenen Finsterniß, diesem mit heiligen Schauern durchbebendem Dunkel, und dem lächerlichen Bestreben, jene erbärmlichen, immer dem Ersterben nahen Lämpchen in diesen colossalen Räumen Licht verbreiten zu wollen, eine jede Andacht, jedes erhabene Gefühl störende, fast komische Wirkung hervorbrachten — während zu Erhaltung dieser nutzlosen Beleuchtung — die weder Gott noch Menschen erfreuen konnte — von dem geistesbeschränkten Stifter derselben, bedeutende Summen angewiesen waren, und er sich stolz auf sein gutes gottgefälliges Werk in seinem Bette dem sanften Schlafe der Gerechten hingab — und keinen Gewissensbiß fühlte, daß er am Abend vorher einen Bettler herzlos abgewiesen — ein hungerndes Kind gescholten, statt es zu sättigen — saß in feuchter enger Bodenkammer manch' seufzendes Wesen, und suchte die, dem Erlöschen nahe Lampe, mit Aufwendung aller Mittel zu unter-

halten, denn dieses traurige matte Flämmchen mußte ihr helfen die Arbeit beenden, ohne welche es morgen kein Brot gab — ohne welches ihre Kinder morgen der Mutter Herz mit Jammertönen zerreißen würden!

Und kein Tröpfchen Oel fand sich mehr in der halslosen Flasche, die einst bei einer wilden Orgie zerbrochen und auf die Straße geworfen, von den Kindern der armen Frau gefunden, und als unschätzbares neues Hausgeräth nach der Dachkammer geschleppt worden war! — Kein Tröpfchen Oel mehr — und kein Heller war am Abend in der Hand der armen Frau gewesen, um welches zu kaufen! —

Die Sterne flimmerten so matt, und der Mond versteckte sich heimtückisch und wollte nicht sein Licht leihen, zur Beendigung der hungerstillenden Arbeit der trostlosen Arbeiterin, obgleich sie die mit Papier verklebten Fenster öffnete, und bittend, um einige Lichtstrahlen flehend, empor blickte — die roth umsäumten von Nachtwachen, Thränen und angestrengter Arbeit entzündeten Augen zu dem Himmel hob, der in diesem Augenblicke gnädig das Opfer von Tausenden ewiger Lampen annahm, und dem armen Weibe nicht ein flimmerndes Sternchen, nicht einen Strahl des Mondes lieh!! —

Und dort im hohen Dome brannten die ewigen Lampen, auf deren Stiftung ein Christenmensch stolz war, für deren Schenkung ihm das Prädikat „Wolthäter der Kirche,“ „echter Geist,“ „fromme rechtgläubige Seele“ zu Theil geworden war!! —

Glaubst Du, Stifter der ewigen Lampen, daß der große Geist über den Sternen Dir einst am Vergeltungstage für dein armseliges, herzenskaltes Oelgeschenk die Fackel der ewigen Freude anzünden werde? Glaubst Du, das Licht, der Glanz deiner ewigen Lampe überstrahle die dunklen Schatten deiner üblen Thaten, und blende den Blick der ewigen Gerechtigkeit? — Nein, armseliger

Thor! lösch' aus die nutzlos — des erhabenen Domes unwürdige, erbärmliche Lampe, und gehe hin in die Hütte der Armuth, suche auf die verschämt verschlossene Kammer, in der sich das Gespenst: Noth — heimliche, mit starker Seele getragene Noth heimisch gemacht! Gieb Brot und Trost — gieße Oel in die zerbrochene Flasche der Arbeiterin, die ihrer Kinder Hunger stillt, indem sie ihre Lebenskraft verarbeitet — schenke den Armen, und Du stiftest nicht nur für den Himmel ein ewig leuchtendes Licht — nein, Du entzündest tausend Sonnen, Du schaffst ein Lichtmeer, welches Dir die Sterbestunde im heiligen Glanze rein menschlich guter Handlungen verklären wird!!!

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Als Marie um die Ecke biegen und nach dem Thore zueilen wollte, ward das Thor des goldenen Engels geöffnet, und ein Schwarm lustiger Zecher eilte daraus hervor, um heimzukehren.

Aengstlich drückte sie sich in das gegenüber liegende Hausthor, aber bereits war sie erblickt und umringt worden.

„Wer da," rief ein halbbetrunkener junger Mann, und hob scherzend den Stock, wie ein Gewehr vor sich hin — „Antwort oder ich gebe Feuer."

Marie zog das Tuch fest über ihren Kopf zusammen, und kauerte sich in die schützende Ecke, ohne sich zu bewegen.

„Zum Teufel," rief ein Anderer, „es ist ein Mädel — zeig' dein Gesicht, und laß sehen ob man dich nachhause begleiten, oder mitnehmen kann."

„Sie scheint keine Ursache zu haben, auf ihre Larve stolz zu sein, sonst hätt' sie sie lang gezeigt."

„Ah, was da! sei nicht langweilig, Nachtvogel, und kriech hervor aus deinem Winkel," schrie ein dritter, und packte Mariens Arme, um sie hervor zu ziehen.

„Recht so, heraus mit ihr," schrie jetzt eine kräftige Stimme, „wir wollen um sie ringen, der Sieger behält sie —"

Aber kaum hatte Marie diese Stimme gehört, so riß sie sich hastig los von den Händen des Mannes, der sich bemühte sie hervorzuziehen, sprang auf den letzten Sprecher zu und rief:

„Josef, Josef! Gott sei Lob und Preis, du wirst mich schützen, Josef, rette mich!"

„Marie!" schrie Josef, der Engelwirthin Bruder, der mit seinen Cameraden eben nachhause gehen wollte — „Du hier? mitten in der Nacht? was suchst Du hier? —

„Ich — ich wollte meiner Mutter die Nachricht bringen, daß sie zu einer Frau kommen soll — sie ist — da in einem Hause außerhalb der Stadt, und pflegt eine Kranke."

„Also du kennst die Nachtschwärmerin?" rief einer von den Männern, der Marien nicht kannte.

„Allerdings," erwiderte Josef, sich vor Marien stellend, „und der Erste, der sie anrührt, hat meine Fäuste zu fühlen."

„Oho," riefen Alle — „nur nicht so hitzig, Freund Josef!"

„Laßt ihn seinen Schatz allein behalten," sagte Einer der jungen Leute, „und gehen wir!"

„Es ist der Hebamme Neumann Tochter," sagte ein Anderer — und fügte halb laut hinzu: „aber die Unschöne, nicht die lustige Thekla, die jetzt eine Dame ist."

„Da ist keine Unterhaltung zu hoffen," meinte ein Anderer, „gehen wir. Komm', Josef."

„Geht nur weiter, ich komme nach," erwiderte dieser, „ich bringe das arme erschrockene Mädel erst bis an's Haus, in welchem ihre Mutter ist —"

„Donnerwetter! ist wol gar deine Liebste," — lachte einer der Burschen — „nun könntest sie brauchen Josef, s'ist ein braves,

fleißiges Ding — und hat ein paar hübsche Augen. Gratulire, und gute Nacht, bin müde."

Und heimwärts, die Straße nach dem Markte zu, zogen die lustigeu Burschen.

Marie und Josef standen noch an der vorigen Stelle — Beide in Gedanken verloren.

Marie überlegte, wie sie Josef von sich entfernen, wie sie ihm verbergen solle, daß sie die Unwahrheit gesagt, da er jedenfalls sie nicht eher verlassen werde, als bis sie in's Haus getreten, von dem sie gesprochen.

Und wohin sollte sie gehen? Es gab kein Mittel, als ihm die Wahrheit zu sagen.

Und war es nicht tausendmal besser, wenn er sie begleitete auf dem noch so weiten Wege — konnte ihr nicht außerhalb der Stadt ein noch schlimmeres Ungefähr begegnen? War sein Schutz nicht ein Glück für sie? —

Jetzt erst stand das kühne Unternehmen, dem sie sich in momentaner Begeisterung für die Gefahr ihr theurer Wesen hingegeben, in seiner ganzen Größe vor ihr. Sie, das schwache, junge Mädchen wollte in der Nacht, allein, ohne irgend eine Waffe, durch den Wald, auf kaum bekannten Wegen zwei Stunden weit gehen, und mit dem Morgengrauen an der unübersteigbaren hohen Mauer ankommen, welche das einsame Jagdschloß umgab, und vor neun Uhr Morgens niemand einließ?

Was würde ihre Mutter leiden, wenn sie Mariens Bett unberührt, und sie nirgends fände? Und zwischen diesen Reflexionen über ihre momentane Lage — tönten in ihren Ohren die Worte hindurch: „Sie ist wol deine Liebste? —"

Zum erstenmale dachte sie sich, aber in unklarem, nebelhaftem Bilde als die Geliebte — als Gattin eines Mannes. — Josef's Persönlichkeit war ihr kein störender Gedanke bei diesen

Fantasien — sie hielt sein wildes und ungebildetes Wesen nicht für Folge bösen Herzens — sie glaubte, die milde Hand einer Frau werde ihn zähmen können — und ein warmes, nie empfundenes Gefühl durchströmte ihre Seele. —

Josef sah sich in dunkler Nacht einem jungen, ihm vertrauenden, von ihm Schutz verlangenden Wesen gegenüber — er fühlte sich zum erstenmale seit lange gehoben, in eine Stimmung versetzt, in welcher er zu allem Guten fähig gewesen wäre — er hatte immer viel auf Marien gehalten — sie war für ihn ein Gegenstand der Achtung, und froher Jugenderinnerungen — und als die eben gehörte Anspielung auf ein intimes Verhältniß mit ihr seine Seele durchzog, da gedachte er Mariens schöner, frischer Gestalt, der braunen Augen, die so treu und ehrlich blickten, der hübschen braunen Haare, und das unschöne Gesicht des Mädchens erschien ihm in wunderbarem Reize.

Es war ein Moment in Josef's Leben, in welchem sein guter Engel an seine Seite getreten, und zu ihm sprach. — Wer sie doch stets benützen wollte, diese seltenen Glücksblitze — die so schnell vorüberfliegen! — Natürlich bedarf die Feder zehnmal längerer Zeit um die verschiedenen Empfindungen, Gedanken und Bilder zu schildern, welche durch Herz und Geist der beiden jungen Leute zogen — es waren nur wenige Minuten gewesen, daß sie in schweigender Nacht einander so gegenüber standen, Marie sich auf den Eckstein, wie in Schreck und Angst ermüdet, niedergesetzt, und Josef's im ersten Moment ergriffene Hand noch in der ihrigen haltend.

Josef ermannte sich zuerst, denn Marie würde lange — lange die Stille nicht unterbrochen haben — ihre Gedanken waren ja so wolthuend — und sie wußte ja nicht, sollte sie vorwärts, oder heimgehen.

„So komm denn, Marie," sprach Josef sanft und weich, wie er sich selbst noch nicht hatte sprechen hören, „laß dich zu deiner Mutter bringen, ich gehe mit Dir, und warte bis man dich eingelassen."

„Josef," erwiderte Marie, „ich will Dir offen gestehen, daß ich die Unwahrheit sagte — ich habe einen weiteren Weg vor mir — meine Mutter ist zuhause —"

„Marie," rief Josef und seine Stimme vibrirte schmerzhaft, — „Marie! ist es möglich? auch Du?

„Was denkst Du, Josef? Du traust mir doch nichts Böses zu?"

„Woher kommst Du, Marie, so spät?"

„Von meiner Schwester, Josef!"

„O mein Gott! also doch! — ist es denn möglich?"

„Josef, Josef! sprich nicht so, ich verdiene deinen Argwohn nicht. Ich danke Dir, daß Du an mir armen Mädchen so viel Antheil nimmst, daß es dich, wie ich merke, schmerzt von mir Uebles denken zu müssen — aber Du solltest deine Jugendgespielin doch besser kennen, als ihr zuzutrauen, daß sie auf schlechten Wegen ginge, wenn Du sie auch mitten in der Nacht, allein, auf der Straße findest."

„So sag, Marie, wohin wolltest Du?"

„Zum Jagdhaus, Josef — wo eine Dame wohnt, die uns viel Gutes gethan, der wir Dank schuldig sind."

„Zum zwei Stunden fernen Jagdhause des Grafen Strahlow, im Walde? — Du allein? mitten in der Nacht? —"

„Ja, Josef! denn ich erfuhr durch eine wunderbare Schickung Gottes, daß jener Dame eine Gefahr droht, die vielleicht noch abzuwenden ist, — und mein Herz trieb mich hinaus in die Nacht, um sie zu warnen."

„Und wie willst Du denn in der Nacht dort Einlaß finden?"

„Das hab' ich jetzt erst überlegt, — und ich glaube es ist besser, wenn ich heimgehe, und am Morgen, das heißt in einer, oder zwei Stunden mich auf den Weg mache."

„Ich gehe mit Dir, Marie, Du sollst nicht allein so weit gehen."

„O was sollte mir geschehen, Josef? — am Tage fürchte ich niemand, und wenn man uns miteinander gehen sähe, so —" erröthend unterbrach sich Marie, und bereute diesen Punkt berührt zu haben.

„So würdest Du dich schämen, wenn man dich mit dem wilden Burschen, dem Trunkenbold, dem Schläger gesehen hätte?"

„Nein, Josef, das ist es nicht — ich weiß daß Du kein Trunkenbold bist, und daß Du nur Händel suchst, wenn man dich reizt — ich weiß, daß trotz all deiner Thorheiten dein Herz im Grunde gut ist, besser als deiner Schwester, und deines Bruders Carl Herz, — Dir fehlt nur eine sanfte Hand, die dich leiten könnte. Aber, laß uns heimgehen."

Heftig ergriff Josef des Mädchens Hand, preßte sie in der seinigen, und sprach mit aufgeregter Stimme:

„Noch einen Augenblick, Marie, warte. Dank! dank, Marie! Du bist die erste, einzige menschliche Seele, die an mich glaubt. Ja, Du hast Recht! Es gibt Stunden in meinem Leben, in denen ich mit Reue zurück schaue auf die, in unnützem Spielen und Herumtreiben verlorene Zeit, in der ich was Rechtes hätte werden können. Aber sieh! ich habe nichts gelernt, bin ein roher, unwissender Mensch geblieben, und mein Schlächterhandwerk paßt gerade für einen so wilden Gesellen, der zu nichts Besserem taugt. — Unter lauter rohen Cameraden, denn die Besseren weichen dem Raufbold aus, mußte ich ja zu dem werden, was ich bin!" —

„Aber Du bist jung — Du hast das Leben noch v o r Dir, Du kannst bei deiner Geschicklichkeit in deinem Geschäfte noch ein

tüchtiger, angesehener Bürger werden — ein glücklicher Hausvater —"

„Dazu bedürfte ich eines guten braven Weibes — wo aber ein Mädchen finden, welches in mich soviel Glauben setzte, um mir ihr Geschick anzuvertrauen?"

„O Du wirst sie schon finden, Josef — fange nur erst an solid und fleißig zu sein, so wird sich bald eine gute Partie für dich zeigen — denn Du mußt auch suchen etwas Vermögen zu erheiraten, um dein Geschäft zu heben." — Und Marie, Josef's Hand noch immer haltend, wendete sich jetzt zum Gehen, nach ihrer Wohnung.

Josef drückte krampfhaft ihre Hand, und folgte willenlos. Aber kaum zwei Schritte gegangen, blieb er wieder stehen, und sagte:

„Nein, Marie! ich brauche keine Frau mit Geld. Das Geschäft ist ergiebig, es bedarf nur Fleiß und Ausdauer, und ich will mir die Nägel blutig arbeiten, wenn ich ein Mädchen finde, welches mich lieben kann, so recht herzinniglich, und mir vertraut, und an meine Umkehr zum Guten glaubt! —"

Marie zuckte leise zusammen und schwieg.

Nach einer Minute sprach Josef kaum hörbar: „Glaubst Du, Marie, daß ich solch ein Mädchen finden kann?"

„Warum nicht, Josef," erwiderte sie mit bebender Stimme — „Du mußt eben suchen —"

„Aber wo, Marie?" frug Josef leise und traurig.

„Wie kann ich Dir das sagen, Josef — ich weiß ja nicht einmal ob dein Herz nicht schon längst gewählt hat? Du bist ja seit mehreren Jahren nicht mehr zu uns gekommen — früher glaubte ich einmal — meine — arme Schwester Thekla habe einen Eindruck auf dich gemacht — aber das —"

„Ja, Marie! sie gefiel mir, und ich hätte sie lieben können — aber — nun Du verstehst mich schon. — Bin ich auch selbst

ein wilder Bursche, so ist doch das was Anderes, und ich möchte doch kein Weib, und wär' sie reich wie eine Königin, wenn sie — wenn sie — nun — sei nicht bös', Marie — wenn sie Thekla's Weg gegangen wäre!"

„Es schmerzt mich, Josef, daß man von meiner Schwester mit Recht so sprechen kann, aber anderseits thut es mir wol, daß Du so gute, brave Gesinnungen hast —"

„Marie," unterbrach Josef sie — „Marie, darf ich dich etwas fragen, und willst Du mir ehrlich antworten, ohne allen Rückhalt?"

„Sprich, Josef! Du kennst mich ja — ich rede immer die Wahrheit." —

„Marie! liebst Du einen — einen Anderen? — Ist dein Herz noch frei?"

„Ja, Josef! ich bin zu unschön als daß ein Mann mich zur Frau begehren sollte, und zu leichtfertiger Liebschaft, das wirst Du mir wohl zutrauen, geb' ich mich nicht her."

„Wenn aber nun ein Mann käme und spräche: Marie, ich habe nichts als meine fleißigen Hände, unterstützt von Gesundheit und Kraft, ich will sie tüchtig rühren meine kräftigen Arme, wenn Du mein liebes Weib werden und meine kleine Wirthschaft treulich führen willst — wenn du Vertrauen zu mir haben kannst, — was würdest Du antworten, Marie?"

„Weiß ich das, Josef? Das käme doch wol darauf an, ob ich ihn lieb haben könnte — denn ohne Liebe kann ich mir keine Ehe denken! —"

„Und wie müßte er denn sein, daß Du ihn lieben könntest?"

„Mein Gott! ich weiß es nicht — ehrlich, gut, und treu — aber laß die Thorheit, Josef — sieh, wir sind gleich an unserm Hause. — Da ist der Schlüssel, schließ auf — und laß uns einander gute Nacht sagen."

Und der Mond trat hinter einer Wolke vor, und verklärte mit seinem milden Lichte die zwei Gestalten, die in leisem, ahnungsvollen Beben einander gegenüber standen.

Er war ein listiger Kuppler, dieser keusche Mond, denn sein magischer Schein ließ die beiden jungen Leute einander heute zum Erstenmale schön erscheinen. — Als hätten sie sich eben erst jetzt zuerst gesehen, fanden sie Eines am Anderen Vorzüge und Eigenschaften, die ihre Herzen, ihr Blut in heftige Aufregung brachte. — Marie erschien dem jungen Manne, der sie vorher als kaum bemerkenswerthe Jugendgespielin, seit sie erwachsen, nie betrachtet, oder sich gefragt hatte, ob sie schön oder häßlich sei, in diesem Momente wie eine Heilige, wie ein ihm vom Himmel bestimmtes Glück — und Josef stand vor Marien wie ein Halbgott — wie das Bild ihrer Träume, ihrer, im jungfräulichen Herzen still gehegten Wünsche — und als nun beide Augen sich trafen, als ein innig bittender Blick aus Josefs Seele in Mariens Herz drang, als er sie plötzlich stürmisch umfaßte, da sank das arme, ihrem Schicksale entgegengehende Mädchen in seine Arme, an sein Herz — innig hielten sie sich umschlungen — und der Mond verschwand schadenfroh lächelnd hinter einer schwarzen Wolke. —

Wäre sie blutroth gewesen die Wolke, um dir armes, unglückliches Kind das Bild deiner Zukunft die Farbe zu zeigen, in welcher sich einst deine Thränen tauchen sollen! —

— — — — — — — — — — —

Voll der seligsten Empfindungen, welche eine Menschenbrust beglücken können — das Bewußtsein geliebt zu werden, stieg Marie wenige Minuten nachher in ihr Kämmerchen und legte sich still auf ihr Lager — ohne sich zu entkleiden, denn sie hatte beschlossen, um Sechs Uhr aufzubrechen, um nach dem Jagdschlosse zu gehen und Josef sollte sie begleiten. Er hatte versprochen, sich nicht zu Bette zu legen, seine Arbeit für den anbrechenden Morgen sogleich zu

machen, und seinem Burschen die nöthigen Aufträge zu geben, damit seine Kunden bedient würden, und er, ohne Nachtheil für das kleine Geschäft, Marie begleiten könne. —

Am Mittage wollte Josef zu Mariens Mutter kommen und sie bitten, sie ihm zum Weibe zu geben. Marie hatte Josef nicht verhehlt, daß ihre Mutter wol anfänglich gegen ihre Verbindung mit ihm sein werde, aber Beide hofften, daß sie sich werde bereden lassen, sobald sie Josefs gute Vorsätze erführe und deren Ausführung sich zeigten. —

Es war Marien unmöglich zu schlafen. — Das neue, beseligende ihrer Gefühle, hielt ihr Blut in heftiger Aufregung — und hätte sie gewußt, daß die arme Mutter, welche heute und oft früher schon bemerkt hatte, wie Marie aus der stillen Kammer schlich, wie sie ihr das erstemal unbemerkt nachgegangen, und ein süßes beruhigendes Gefühl für das Mutterherz empfunden, als sie Marie zu dem verlornen, aber von der Mutter immer noch still und heimlich geliebten Kinde gehen sah — hätte sie gewußt, wie innig die Mutter ihr diese Liebe für die Schwester dankte — hätte sie gesehen, wie auch in diesem Augenblicke die Thränen der Rührung und des Schmerzes das Kissen der Mutter benetzten, als sie ihre Marie heimkommen hörte — und sie sich sagen konnte, sie kommt von meinem verlornen, aber doch so theuren Kinde — ach dann würde Marie zu ihr hingeeilt und ihr den Trost gebracht haben, daß der armen Thekla Herz noch nicht ganz verdorben, daß noch Hoffnung sei, sie zu retten. —

Da hörte sie plötzlich der Mutter Stimme leise flüsternd fragen: Bist Du krank Marie? Ich höre dich ruhelos umherwerfen?

„Du bist wach, Mutter?“ frug Marie. „O bleib' bei mir, schließe die Thür und lege dich hier zu mir her. Aber sag', ist der Vater zu Hause?“

„Er kam vor einer Stunde, schwer betrunken — sprach von großen Summen, die er verdienen werde und schläft nun fest und ruhig.“

„So schließe die Thür, ich habe Dir Wichtiges zu sagen.“

Die Mutter zog leise die Thür hinter sich zu, um den im Nebenzimmer schlafenden Gatten nicht zu wecken, und legte sich auf's Bett Mariens, nachdem diese hart an die Wand gerückt war, und sorgsam die Mutter mit ihrem Bette zugedeckt hatte.

Nun erzählte Marie der Mutter, leise flüsternd und immer horchend, ob der Schläfer sich nebenan nicht rühre — was sie erlebt bei ihrer Schwester.

Sie wiederholte die Worte, „Raphael — sechs Wochen, — Cornelie —, meine Frau glaubt es — die Präsidentin — fünfhundert Gulden als Lohn“ — und Frau Neumann ward immer aufmerksamer.

Marie gestand, daß sie in der Nacht noch nach dem Jagdhause habe eilen wollen, um der gütigen Dame draußen, die ihnen so viel Gutes gethan, Alles zu sagen, da es offenbar auf sie und die Präsidentin abgesehen war, bei dem finsteren Geschäfte, welches ihr Vater übernommen. Aber Angst und Furcht habe sie bestimmt, den Tag abwarten zu wollen, deshalb sei sie angekleidet geblieben, um schnell am Morgen bereit zu sein.

Lange schwieg Frau Neumann — die einfache Frau bedurfte der Zeit, um sich das Gehörte zurechtzulegen in ihrem Kopfe, um es zu verstehen.

Dann aber sprach sie entschlossen: „Nein, Marie! nach dem Jagdschlosse sollst Du nicht, aber ich werde, sobald es Tag ist, zu der Frau Präsidentin gehen und ihr die Sache erzählen — sie wird uns sagen, was zu thun ist. Aber vor Allem muß mein Mann beobachtet, jeder seiner Schritte verfolgt werden, wir müssen von Allem unterrichtet sein, was er thut. — Aber wie sollen wir arme

Frauen das ausführen? — Man müßte Jemand haben, auf den man sich verlassen könnte.“ —

Marie hatte noch nicht gewagt, von Josef zu sprechen. — Sie fürchtete der Mutter Unwillen — denn je mehr und mehr sie zur Wirklichkeit zurückkehrte, je mehr der süße Taumel des ersten Bewußtseins geliebt zu werden schwand — desto ängstlicher klopfte ihr Herz von dem Momente der Eröffnung ihres eingegangenen Bündnisses.

Nun aber schien der Zufall selbst sich ihr günstig zu zeigen und angstbeklommen flüsterte sie:

„Ja, Mutter! der Vater darf nicht aus den Augen gelassen werden — und ich weiß Jemanden, auf den wir uns verlassen können, der dies gerne und mit Verstand ausführen wird.“

„Du wüßtest Jemand, Marie? Und wer soll das sein?“

„Josef — Josef Bruckner,“ lispelte Marie.

„Wie? hab' ich dich recht verstanden? Josef, der Thunichtgut — der Raufbold? — dem sollten wir uns anvertrauen? — Du bist nicht bei Trost, Marie. Wie kommst Du mir auf diese Idee?“

„Du thust Unrecht, Mutter, wenn Du einen Menschen verdammst, ohne ihn genau zu kennen.“

„Und woher kennst Du den liederlichen Menschen besser und genauer als ich?“

„Ich habe eben jetzt viel und lang mit ihm gesprochen, Mutter!“

„Bei Thekla?“

„Nein, Mutter! er ist mit Thekla nie zusammengekommen, sie gefiel ihm einst, aber er gab sie auf, als sie — der Liebe eines redlichen Herzens unwerth ward.“

„Nun, das wäre mir gerade auch der erwünschteste Schwiegersohn gewesen! — sprich doch nicht so albernes Zeug, Marie. Wo und warum hast Du ihn gesprochen?“

„Als ich von wilden, halbtrunkenen Gesellen auf der Straße verfolgt, und durch sein Dazwischentreten befreit von ihren Zudringlichkeiten ward. — Er nahm sich kräftig meiner an, wir sprachen über sein wildes Leben, er ließ mich einen Blick in sein Herz thun, welches gut und ehrlich, nur vernachlässigt ist — und — o Mutter, warum soll ich Dir es nicht gestehen: er bat mich, sein guter Engel werden, ihn auf dem guten Wege beistehen zu wollen — und — und — sein Weib zu werden."

„Barmherziger Gott!" rief sich emporrichtend die Mutter. „Marie! mein Kind! war mir's doch, als habe eine Natter mich in's Herz getroffen — als Du diese letzten schrecklichen Worte sprachst. Du, meine gute sanfte Marie, das Weib des rohen, wilden Burschen, der, an Blut gewöhnt, zu Allem fähig sein mag."

„Mutter! Du kränkst mich tief," sprach Marie, und heiße Thränen rannen die bleichen Wangen herab.

Sie weinte um den kurzen, kaum viertelstündigen Traum ihres Liebesglückes, welches die Mutter jetzt mit rauher Hand gestört hatte. — „Mutter, Du bist ungerecht, und thust mir recht weh."

„So hast Du wol gar Neigung für ihn? — O sage nein, Marie! mache mir nicht auch diesen Kummer noch zu meinen übrigen Leiden!"

Jede wahre Liebe, und besonders wenn sie rasch entstanden, und in einem Herzen, welches schon viel gelitten, gibt einen ungewöhnlichen Muth, beseelt den Verhältnissen gegenüber, zu einer Kampflust, zu einer Seelenstärke, die zu großartigen Thaten begeistern kann.

Mehr noch, wenn ein Mädchen bereits in dem Alter ist, wie Marie, in welchem ohnedieß schon eine gewisse Selbständigkeit eingetreten, ein Bewußtsein der Rechte, die ihr als Weib zustehen.

So kam es denn, daß Marie zum Erstenmale fühlte, daß sie ihrer Mutter gegenüber eine liebende Tochter bleiben, und dennoch ihren einmal gefaßten Entschluß durchführen könne! —

Unter solchem Einflusse innerer Aufregung, erwiderte sie daher plötzlich fest und entschlossen:

„Mutter! sprich nicht mehr über diesen Gegenstand, es dürfte einst die Stunde kommen, in der Du es bereutest. Ich sage Dir: ich habe Josef Bruckner mein Wort gegeben, sein Weib zu werden — und ich werde es halten. Werd' ich unglücklich, so trage ich allein die Schuld, und Du sollst auch keine Klage von mir hören — jetzt aber laß uns den Fingerzeig Gottes benützen, der uns gerade in dem Augenblick einen männlichen Beistand sendet, wo wir dessen so sehr bedürfen."

Frau Neumann war eine sehr gottesfürchtige, man darf sagen abergläubige Frau — die Anspielung auf einen Fingerzeig Gottes wirkte daher bei ihr mehr, als alle Vernunftgründe und die Bitten ihrer Tochter vermocht hätten — und nebenbei war Frau Neumann eine ziemlich praktische Frau, und überlegte schnell daß Josef Bruckner beim Lichte betrachtet, allerdings in diesem Augenblicke die geeignetste Sauvegarde für ihren Mann sei — da er mit diesem, als Hausgenossen, genau bekannt und als lustiger häufiger Wirthshausbesucher nicht auffällig werden könne, wenn er da erschiene wo ihr Mann hinginge.

Sie kämpfte daher für den Augenblick ihren Widerwillen gegen Mariens Liebe nieder und sprach: „Nun nun, Mariechen, ich will dich nicht kränken, Du magst selbst entscheiden ob diese Heirat, wenn sie möglich wird, zu deinem Glücke führen kann. — Ich will versuchen, mich an diesen Gedanken zu gewöhnen — und will Josef beobachten; finde ich ihn Deiner werth, und kann er sein Geschäft in einer Art betreiben um davon eine Familie ernähren zu können, nun, so läßt sich über die Sache sprechen — aber für

den Augenblick ist es unsere Pflicht nur an unsere Wohlthäter zu denken. Ich glaube selbst, daß Josef geeignet ist, des Vaters Schritte zu beobachten, und wenn er, wie Du glaubst, dich liebt, so werden wir ihm vertrauen können."

„Gewiß, Mutter", sprach Marie besänftiget, „er wird uns treu zur Seite stehen."

„Aber wir müssen gleich mit ihm sprechen," sagte, sich vom Bette erhebend, Frau Neumann — „denn mit Tagesanbruch geh' ich ins Haus der Präsidentin. Du sagst meinem Manne wenn er aufwacht, ich sei zu einer Entbindung geholt, und dann muß Josef schon bereit sein, ihm zu folgen wenn er das Haus verläßt."

„So will ich ihn rufen — er ist nicht zu Bett gegangen — er arbeitet, weil er mich dann begleiten wollte."

„Nein, nein, herauf darf er nicht; wart', ich will mich ankleiden und sehen ob der Vater noch schläft, wir gehen dann Beide zu ihm hinab, und unterrichten ihn."

Leise schlich Frau Neumann in ihr Schlafzimmer, wo sie den wüsten Gatten fest und geräuschvoll schlafen hörte. —

Auch Marie hatte sich unterdessen erhoben, badete das Gesicht und die müden Augen in frischem Wasser, öffnete das Fenster, faltete die Hände und sah flehend und bethend empor zu dem grauen Morgenhimmel, der sich in einzelnen Lichtstrahlen von der, hinter Wolken verstecken Sonne schmückte.

Sie betete für ihr neues Leben, für die Sonne die ihrem traurigen Dasein in finsterer Nacht aufgegangen — sie flehte zu Gott, daß nicht auch an dem Himmel ihres Glückes so dunkle Wolken die Sonne wieder verstecken möchten! —

Armes Mädchen! Arme Marie! deine Sonne hat trübe Flecken, sie geht blutig roth auf! —

Frau Neumann erschien in wenig Minuten gekleidet und bereit, zu Josef hinab zu gehen, und beide Frauen stiegen langsam

die drei Treppen hinunter, um kein Geräusch zu machen — und niemand zu wecken.

Josef erstaunte nicht wenig, als Marie, von ihrer Mutter gefolgt eintrat, und diese ihm, mit prüfenden Augen und schlecht verhehltem Mißtrauen die Hand reichte, und versicherte, nur eine wichtige Veranlassung habe sie bestimmen können, zu so früher Stunde, und gleichsam heimlich bei ihm einzusprechen, aber sie verlange seine ganze Aufmerksamkeit für das, was sie ihm nun mitzutheilen habe.

Beide Frauen setzten sich, und Josef stand in heftigster Spannung Marien's Mutter gegenüber, welche sofort begann — doch wir lassen sie ihre Verabredung treffen, und wenden uns zu —

Zwölftes Kapitel.

den Rosen!

Das Gut Ahlsdorf mit einem prächtigen Schlosse und Parke, lag in einer Stunde Entfernung von Auburg, wie wir bereits wissen — und um nach dem einsamen Jagdschlosse zu kommen, bedurfte man eines Ganges von einer Stunde durch den Wald, der angrenzend an den Schloßpark zu Ahlsdorf begann, oder man hatte Eine und eine halbe Stunde zu fahren, auf einem eigens durch den verstorbenen Grafen von Strahlow hergestellten Verbindungsweg, welcher am Saume des Waldes hinlief, und nur von der Familie des Grafen, und jetzt seinen Erben benützt werden durfte, weßhalb auch ein, unter Schloß und Ketten gelegter Schlagbaum, der am Anfange und Auslaufe des Fahrweges sich befand, die freie Passage hinderte.

Wenn das Wetter günstig war, so flogen die weißen Rosen durch den Wald hin zum stillen Jagdschlosse — und ließen den,

sie in einiger Entfernung begleitenden Diener, sobald das Dach des einsamen Hauses sichtbar ward, zurückkehren, und eilten zu der Gartenpforte, die ihnen auf dreimaliges, eigenthümliches Läuten durch den alten Martin aufgethan ward.

Heute aber waren die Rosen von ihrer Mutter begleitet — welche langsam zwischen den beiden Elfen dahin schritt, und als wir sie einholen, in einem sehr ernsten Gespräche begriffen zu sein scheint — denn ihr Gesicht scheint bekümmert, und der Ton ihrer Stimme ist heftiger bewegt, als dieß sonst bei dem sehr ruhigen Temperamente der Dame der Fall ist, die auf Erden keine Sorge hat, als ihre Rosen, die bei jedem Wölkchen, was über die klare Stirne der Kinder zieht, in selbstquälerischer Angst, ein inneres Leiden, eine ausbrechende Krankheit fürchtet.

„Ich bin nicht im Irrthum, Anna," hören wir die Gräfin nnn sagen, „wenn ich behaupte, daß euer jetzt so häufiger Umgang mit Rafael zu erschütternd auf Eure Gesundheit wirkt — und müßte ich nicht anderseits wieder fürchten, daß die Trennung gar zu schmerzlich für Euch wäre, so würde ich Euch gänzlich verbieten ihn zu sehen."

„O meine Mutter!" erwiderte Anna's Engelstimmchen — „das könntest Du? — Du kannst es denken, nur dem armen Leidenden den einzigen Trost seines Lebens zu rauben? Hast Du vergessen, daß Doctor Werner sogar erklärte, sein Dasein sei an das Unsere gebunden, und hinge ganz von unserem Einfluß auf ihn ab?" —

„Ich habe dieß nicht vergessen, mein Kind, — obgleich ich es kaum begreife — allein Rafael lebte, eh er Euch kannte — und würde sich wieder gewöhnen Eure Nähe zu entbehren."

„Meine Mutter," sprach Anna mit Bestimmtheit, „Wesen, welche auf einander angewiesen sind und deren Dasein die Bedingung gegenseitiger Annäherung hat, können nur mit Lebensgefahr

von einander getrennt werden. So las ich — so sagte auch Tante Cornelie — es würde daher ein Verbrechen sein, wenn wir des ohnedem so unglücklichen Rafaels Leben aufs Spiel setzen wollten, selbst wenn ein Nachtheil für uns daraus erwachsen könnte."

„Und an Eure Mutter, an ihre Angst um Euch denkt Ihr nicht? Ist es nicht schon an und für sich eine gränzenlose Sorge, daß Ihr Beide gleichsam nur Ein Wesen bildet — daß die Eine schmerzt, was die Andere leidet, daß ich fürchten muß für Beide, wenn die Eine krank würde, daß ich kein Kind mehr hätte, wenn Gott mir das eine nähme, während ich doch Mutter zweier Kinder bin?"

„Ist es denn unsere Schuld," sprach Rosa sanft und schlang den Arm um Annas Hals, „daß Gott uns Eine für die Andere schuf?"

„Daß," fügte Rosa mit mehr Bestimmtheit bei — „die Natur ökonomisirte, indem sie für zwei Wesen nur eine Seele gab — ein Herz — und ein Leben!"

„Und dies theilt Ihr nun noch mit jenem Unglücklichen, der zwar mein innigstes Mitleiden hat, dem ich aber mein Kostbarstes auf Erden, meine Kinder nicht gutwillig opfern kann! — denn Ihr mögt sagen was Ihr wollt, ihr seid Beide seit mehreren Monaten bleicher und trauriger, als ich Euch jemals gesehen, und dies ist die Folge von dem fast täglichen Verkehre mit jenem Kranken, dessen Zustand Eure Nerven angreift und Euch in stete Aufregung versetzt."

„Du irrst, Mutter!" sprach Rosa schüchtern, „Rafael's Leiden greift jetzt, nachdem wir es jahrelang kennen, nicht mehr so tief in unser Leben ein. — Kann denn," flüsterte sie leise und kaum bewußt, daß sie spreche, träumend vor sich hin, „eine junge Menschenbrust nicht in ihrem eigenen Leid erzittern?"

Erstarrt blieb Anna stehen, und sah bebend der Schwester in die Augen. — Die Gräfin aber hatte Rosa's letzte Worte

nicht mehr gehört, denn sie waren bereits am Eingange zum Jagdschlosse augelangt, Martin hatte sie gesehen, hatte geöffnet und meldete jetzt der Gräfin, daß die Frau Präsidentin und Gräfin Cornelie ihrer im Pavillon warteten, und daß Rafael schlafe.

Die Gräfin wendete sich zu den Rosen und sprach: „Bleibt im Garten bis ich Euch rufe, Kinder!“ und ging nach dem Pavillon, gefolgt von Martin, der ihr die Thüre öffnete und selbst auch ins Haus ging.

Die Rosen standen zitternd in innerer Bewegung einander gegenüber. — Plötzlich ergriff Anna Rosa's Hand, zog die Schwester ohne ein Wort zu sprechen nach der dichtesten Partie des Parkes, ließ sie dort sanft aber schnell auf eine Moosbank gleiten, sank zu ihren Füßen hin, umklammerte mit beiden Armen die süße Gestalt, und sprach leise, aber mit fliegendem Athem:

„Jetzt sprich, süße Schwester, — nimm es nicht zurück das Wort, so Du eben erst gesprochen. — Du hast es für uns Beide gesagt: Kann denn eine junge Menschenbrust nicht in eigenem Leid erzittern? Nenne das Leiden Deines Engelsherzens, gieb ihm Namen, damit das Meinige Dich verstehe!“

„O, Schwester,“ erwiderte Rosa eben so leise und gepreßt, „bedarf es zwischen uns der Worte? — Denkst Du ich habe nicht empfunden, wie Dein ganzes Wesen erbebte, wenn ich derselben wonnig schrecklichen Empfindung erlag — glaubst Du, ich hätte nicht gefühlt, wie Dich neues Leben gleichwie durchströmte — wenn — wenn —“

„Wenn Er sich nahte,“ flüsterte Anna kaum hörbar — und in den Bäumen rauschte es wie Liebesgrüße und die Nachtigall sang ihr Sehnsuchtslied! — —

„Er, o Er!“ lispelte Rosa voll tiefer Seele, „o nenne ihn, meine Anna, laß uns den hundertjährigen Kronen dieser Bäume seinen Namen sagen, laß uns hier ihm einen Tempel errichten,

— ein heiliges Opfer zweier Herzen, deren Liebe er nie ahnen wird, ihm bringen."

Und die Lilienarme umschlangen sich — die Elfen sanken einander an die Herzen, die in wonnigen Schauern erzitterten, und die süßen Lippen Beider flüsterten: „Willibald!" — Und die kosenden Winde, die durch die Wipfel der Bäume rauschten, säuselten den Namen durch die hohen Pappeln und Linden — und eine Taube flatterte fort aus dem Gebüsche, neben dem die Rosen standen; und trug den Namen, den sie gehört weit, weit fort mit sich, und plauderte das Geheimniß unter süßem Gekose ihren Schwestern, ihrem Geliebten! — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Im Pavillon saßen die Präsidentin, die Gräfin Holm und Cornelie, deren geisterbleiche Züge heute in heftiger Aufregung schienen, denn selbst ein seit Jahren nicht gesehenes, mattes Roth gab ihren Wangen den Anstrich hektischer Ergriffenheit.

Die Präsidentin hatte einen Brief in den zitternden Händen, den sie aber zum unzähligenmale las.

„Ich schwöre Dir, er ist falsch — sprach Cornelie — gib dich keiner Täuschung hin —"

„Ich will mein Leben verwetten, Cornelie, er ist echt. Wer sollte einen Vortheil darin suchen, an diese Frau in seinem Namen zu schreiben? — Ich mag es überlegen, wie ich will, es lebt Niemand, der irgend ein Interesse haben könnte, eine solche Täuschung herbeizuführen. Was ist Deine Meinung, Valentine?" wendete sich die Präsidentin fragend zu der Gräfin Holm.

„Lies den Brief laut, Ulrika, — ich gestehe, daß ich in der ganzen Sache überhaupt noch nicht klar sehe. Also die Neumann brachte Dir heute Morgen —"

„Die Neumann kam," erzählte die Präsidentin, „heute Morgen ganz früh zu mir, und berichtete unter Versicherung gro-

ßer Angst für unsere Ruhe und unser Geheimniß, daß ihr Mann vor einem Monate schon einen Umgang mit dem, seit Kurzem in der Gegend etablirten Gutsbesitzer, Erber heißt der Mensch, glaube ich, pflege; daß ihr Mann seitdem immer Geld habe, und daß sie gestern durch ihre Tochter in Erfahrung gebracht, Neumann sei zu einem Unternehmen gewonnen, durch eben jenen Erber, welches Bezug auf uns habe, da sie die Worte: Rafael, und sechs Wochen, Präsidentin, Cornelia, — Eure Frau muß — 500 fl. Belohnung — erlauscht habe. Vor drei Tagen nun habe sie, die Neumann nämlich, diesen Brief durch die Post bekommen — er sei in einem Umschlag gewesen, versehen mit dem hiesigen Poststempel; woraus sie schließe, daß der Absender sich hier, in Auburg aufhalten müsse. Hört den Inhalt:

„Madame!

„Wenn ich nicht früher als heute mich an Sie wende, um Sie von meiner Existenz und einer Absicht zu unterrichten, bei welcher Sie mir gewiß behülflich sein werden, da sie durch das heiligste Gefühl eines Mannes, der Vaterliebe, geleitet wird, so mögen Sie glauben, daß nur die Unmöglichkeit, der eiserne Wille des Schicksals mich bisher daran verhindern konnten. Madame! Meere liegen zwischen uns — aber das Vaterherz verlangt nach beinahe 20 Jahren unterdrückter Glut, heute um so stürmischer sein Recht, und ich bin im Stande, meinem Kinde eine frohe, seiner Geburt und dem Stande seiner Mutter entsprechende Stellung, durch meinen hier erworbenen Reichthum zu sichern. Aber, Madame, wo ist mein Kind? lebt es überhaupt noch — hat man ihm gelehrt den Vater verachten, weil ihn keine Grafenkrone ziert? Was ist aus ihm und meiner Gattin geworden? Vergebens habe ich mich viermal an die Gräfin Cornelie gewendet — ich erhielt keine Antwort. — Ist auch sie todt, die einst so gütig für mich gesinnt war? — Sie wissen, daß mich ein entsetzliches

Unglück in dem Augenblicke von allen Denen riß, die ich liebte, als ich eben mein neugebornes Kind zum ersten- und letztenmale ans Herz drücken durfte, und ich hörte nur noch Ihre Versicherung: „Es ist ein Knabe!“ und fort riß mich mein böses Geschick. — Um nun klar in dieser, meine heiligsten Interessen berührenden Sache zu werden, habe ich einem vertrauten Freunde, der nach Deutschland reist, Vollmacht und Geld gegeben, um in meinem Namen zu handeln. Wichtige Gründe zwingen mich vorläufig noch, meinem in Deutschland befindlichen Bruder nichts von meinem Leben und meiner neuen Heimat wissen zu lassen. — Stehen Sie meinem Freunde, der sich Erber nennt, bei, mein Kind aufzufinden, meinen Sohn, und überhaupt, thun Sie, was dieser mein Bevollmächtigter von Ihnen verlangt, und sei der Auftrag Ihnen auch nicht erklärbar, so werden Sie durch ihn reich belohnt werden, und überdies noch den Segen eines bekümmerten Vaterherzens ernten.

„Vor Allem bitte ich Sie um Verschwiegenheit gegen Jedermann.

Rafael Marandi.“

Cornelie hatte, die Hände in den Schooß gefaltet, schweigend und fast bewegungslos zugehört.

Gräfin Holm wendete sich jetzt zu ihr und frug hastig:

„Und erhieltest Du wirklich Nachrichten von ihm?“

„Nie,“ erwiderte diese rasch, „nie! Und dies, und ein unerklärbares Gefühl, lassen mich bei der Behauptung bleiben, daß der Brief falsch, von irgend wem, und in Gott weiß welcher Absicht unterschoben ist“

„Dies ist auch meine Ansicht,“ sagte die Gräfin.

„Gerechter Gott!“ rief jetzt die Präsidentin, „wenn er noch lebte, so wäre ich verloren! — Die Frau zweier Gatten, und dennoch schuldlos an dem Verbrechen, denn Ihr alle versichertet

mich, daß Rafael todt sei, und Alles bestätigte es, was mühsame Nachforschungen ergaben. O, mußte es dahin kommen, daß ich seinen Tod als ein Glück betrachten muß! Rafael, Rafael, vergib, ich bin namenlos elend!"

„Muth, Muth," sprach Cornelia, „Rafael kann nicht leben, wir haben zu authentische Beweise seines Todes einst erhalten. O armer Freund, mußtest Du sterben zu unserer Beruhigung!"

„Jedenfalls," sprach jetzt die Gräfin Holm, „lassen die Mittheilungen der Neumann vermuthen, daß man etwas gegen uns im Schilde führt — und das Schrecklichste bei der Sache ist, daß wir unseren Feind und seine Absicht nicht kennen, daß wir nicht wissen, woher uns der Streich treffen kann. Verdoppelte Wachsamkeit ist nöthig, und unerläßlich wird es sein, diesen Erber zu überwachen, der sich an Neumann machte, und die geheimnißvollen Worte sprach. — Ob aber der junge Mann, den die Neumann, wie Du sagtest Ulrika, mit dieser Commission beorderte, derselben auch gewachsen ist, scheint mir zweifelhaft."

„Nun denn," erwiderte Cornelie entschlossen, „so haben wir eine unerwartete Hilfe in der Person des Hauptmann Marandi, — Rafaels Bruder scheint mir der Mann zu sein, der uns hier am nützlichsten sein kann."

Die Präsidentin sprang wie electrisirt empor und rief, auf und abgehend, in großer Aufregung:

„Ja, Du hast Recht, Cornelie, der Hauptmann ist es, dem wir uns anvertrauen müssen! — Aber bedenke, daß wir dieses Mannes Theilnahme und Mitwirkung nur gewinnen, indem wir ihn ganz offen und ohne Rückhalt mit Allem bekannt machen."

„Ich weiß nicht," erwiederte Cornelie, „ob dies nöthig ist, versuchen wir es doch früher, ihm nur so viel zu sagen, als unerläßlich ist, ohne ihn noch vorläufig ganz einzuweihen, ich müßte mich sehr irren, oder er ist delikat genug, unser theilweises Schwei-

gen zu ehren. Die Aufgabe, ihn zu unterrichten, übernimmst wol Du, Ulrika? — Du kennst ihn bereits."

„Und wenn er dennoch verlangen sollte, Alles zu wissen? — wenn der Bruder Rafael's es zur Bedingung seiner Theilnahme machte, seines Bruders Geschick, das Geheimniß gelichtet zu sehen, welches über diesen schwebt? — Wenn er Dich sehen und sprechen, wenn er Rafael zu umarmen begehrte?"

Unruhig bewegte sich Cornelie auf ihrem Stuhle — rang einen Moment lang die Hände, wie um Fassung flehend und sprach dann entschlossen und aufstehend:

„Nun, dann gib' ihm dies Heft, Du weißt, es ist geschrieben seit ich hier in der Einsamkeit bin, und wenn er es gelesen, so führe Rafael's Bruder in dies Haus, und zeige ihm die traurigen Ueberreste des kurzen Traumes von Glück und Lebensfreuden, den sein armer Bruder geträumt."

Und aus einem Secretär nahm sie ein enggeschriebenes, zusammengebundenes Heft, und gab es der Präsidentin mit abgewendeten Blicken hin.

Stumm, gewissermaßen feierlich, empfing es diese, drückte Corneliens Hand an ihr Herz — und legte das Heft bis zu ihrem Abgange in den Secretär zurück.

Die Gräfin war ans Fenster getreten, und fing mit dem feinen duftigen Taschentuche eine Thräne auf, die sich leise aus ihren Augen stahl.

„Wollen wir zu den Kindern gehen," sprach Cornelie, „ich sehe sie dort im Schatten, Rafael ist bereits bei ihnen"

Die drei Schwestern waren unwillkürlich ans Fenster getreten, und sahen nach der von Cornelie bezeichneten Stelle.

Hand in Hand mit den beiden Rosen ging Rafael, der arme unglückliche Jüngling, langsam, aber eine heftige Bewegung in seinen Mienen und in dem Tone seiner Stimme verrathend, zwi-

schen den hohen Bäumen einher, und traurig und schmerzvoll schienen die holden Kinder seiner Rede zu lauschen.

Wir wollen ihnen folgen und hören, was sie sprechen, während die drei Frauen, oben am Fenster mit sehr verschiedenen, aber nicht minder tiefen Empfindungen stehen, und auf die Wandelnden herabsehen.

„Nein,“ sprach Rafael mit melodisch weicher, aber krankhaft erregter Stimme, „Ihr irrt Euch beide. Mein Leben ist abgegränzt, ich werde nicht ein Jahr mehr hier auf Erden sein — Euch sichtbar, denn meine Seele, das ist ein Anderes — diese wird bei Euch bleiben, denn ich glaube, daß sie auch jenseits keine Ruhe, keine Seligkeit finden kann, so lange Ihr, so lange Eure Seelen, durch welche die meine ihr geistiges Leben empfängt, ihr fehlen.“

„Du wirst Dich krank machen durch solche Gedanken, Rafael — Du weißt, wie schmerzlich solche Worte uns kränken, und noch mehr, wie angstvoll Deine edle Mutter auf Deine bleichen Züge blickt, wenn sie ihr eine Aufregung zeigen, die unmittelbar mit dergleichen düstern Bildern verbunden ist,“ sprach Anna herzlich.

„Kann ich dafür, Anna?“ frug der Jüngling, „wenn sich solche Ideen unaufhörlich mir aufdrängen, wenn mein unglückliches Dasein, mein körperliches Elend sich lähmend, jeden frohen Eindruck verscheuchend, um meine Seele legen? — Sprecht!“ rief der Unglückliche plötzlich, indem er stehen blieb, der beiden Mädchen Hände fallen ließ, und die seinigen gefaltet auf die Brust legte, „sprecht, Ihr Kinder des Tages und des Lichtes — Ihr Begnadigten, Ihr von Gott Geliebten und Beglückten — gibt es auf Erden ein jammervolleres Leben als das Meine? Gibt es ein unglücklicheres Wesen als ich bin? — Nicht nur beraubt der höchsten, berauschendsten Wonne, das Licht des Himmels, die

ewig glänzende Sonne schauen zu können, dies Auge Gottes, welches Leben und Bewußtsein gibt den Millionen, die zu ihr empor blicken — der ganzen Schöpfung, dem Weltall, nicht nur ein Schrecken, eine unnatürliche Erscheinung für Alle, die mir nahe kommen, ausgestoßen aus dem geselligen Kreise, beraubt jeder Hoffnung auf Liebe und menschliches Glück, muß ich seit fünf Jahren es auch noch immer klarer und klarer fühlen, daß mein Leben, soll es nicht erlöschen, Eurer unmittelbaren Nähe bedarf, daß ich Eure Stimme hören, Euren Athem trinken muß, um leben zu können, daß mein Dasein erlischt, wenn Ihr ihm fehlt — daß ich nichts bin, ohne dem belebenden Hauch Eurer Gegenwart — daß ich vergehen muß in Jammer, wenn Ihr mich verlassen solltet."

Und schluchzend in namenloser Qual stürzte der Jüngling auf den Rasen nieder, und barg das weinende, schmerzzuckende Gesicht in die weißen, bebenden Hände.

Die Rosen hatten in angstvoller Bewegung ihm zugehört. Voll innersten Erbarmens, voll schwesterlicher Liebe und tiefstem Weh sahen beide zur Erde nieder, und durch ihre Seelen zog ein Hauch des Verständnisses — sie, die in ihren reinen Herzen einen Altar errichtet hatten für ein Bild, dem sie den heiligen Cultus, der keuschesten, edelsten Liebe weihten, sie verstanden das Leid des Jünglings, der ein ähnliches Gefühl, ein so natürliches in seiner Brust trug.

Und dennoch irrten sie sich theilweise.

Nicht Liebe, der Geschlechtstrieb, den die weise Natur in alle erschaffenen Wesen, ob Mensch, ob Thier, ob Pflanze legte, damit sie fortbestehen die erschaffenen Geschlechter, nicht jene Liebe, welche, und sei sie noch so rein, noch so opferfähig, noch so unselbstsüchtig, dennoch immer und immer mit dem Verlangen nach Besitz ringt, nach Besitz im umfassendsten Begriffe — nicht

jene Liebe war es, welche dieses unglücklichen Jünglings Seele durchzitterte.

Es war ein, in seinem krankhaft nervösen Zustande begründetes, electrisches Element, eine Ergänzung seines Wesens, die ihm durch galvanische Berührung ertheilt wurde, wenn sich die beiden Kinder ihm näherten.

Es ging hier ein großes Geheimniß der Natur vor, ein vielleicht unergründliches, wie Magnetismus, und überhaupt der Einfluß so mancher Materie, so manches Himmelskörpers auf den Menschen.

So lange Rafael ein Kind war, hatte sein Geist willig, und erstaunend schnell den Unterricht und die Belehrung angenommen, welche sowohl Cornelie, als auch ein von ihr gewählter, vorzüglich begabter Informator ihm gaben.

In seinem Wesen lag nichts von der unglücklichen Natur der Albinos, als die weißen Haare und die armen, dem Tageslichte verschlossenen, in die Farbe des Blutes getauchten Augen. Seine Begriffe, von früher Kindheit an schon durch ein geistig hoch begabtes Wesen geleitet, waren klar und reif, und ohne die Welt durch Selbstanschauung zu kennen, vermochte er dennoch so ziemlich ihre gesellschaftliche Ordnung, ihre Satzungen und Einrichtungen zu verstehen, und war es ihm auch nicht selbst gestattet, sich durch anhaltende Lectüre zu bilden, da seine kranken Augen nur dem Schimmer der Sterne, dem Glanze des Mondes sich öffneten, und nur vom Beginn der Nacht an in Thätigkeit kamen, und dann die blutrothe, unheimliche Farbe verloren, so hatte ihm Cornelie dennoch stets die düstere Einsamkeit belebt, durch belehrende und aufklärende Vorträge, ja selbst als er älter ward, durch gewählte, auf Geist und Gemüth wohlthätig wirkende Romane.

Als Cornelie die Erziehung Rafaels für seine Lage und seinen körperlich hoffnungslosen Zustand für beendet hielt, verließ

sie die große Residenzstadt eines fremden Landes, in welcher sie still verborgen gelebt, nur von Martin begleitet, und nur von dem Professor besucht, der in derselben Stadt wohnte, und Rafaels Erziehung in den stillen Stunden der Nacht leitete, in denen er sie auch beide begleitete, wenn sie zu Fuß oder im Wagen die reizenden Partien besuchten, welche in der Umgebung der Stadt lagen, oder auf dem Flusse sich schaukeln ließen, der die große mächtige Residenzstadt in zwei Hälften theilt — oder er saß mit ihnen im Garten am Hause, welches Cornelie für sich allein gemiethet und allein bewohnte, und in diesen stillen heiligen Stunden sog Rafaels dürstende Seele Belehrung, Aufklärung, das Leben des Geistes ein, in solchen Stunden zogen hehre, erhabene Töne, den Saiten einer Pedalharfe entlockt, durch Cornelie und oft auch durch Rafael selbst, in die Nacht hin — und oft, wenn ein Schläfer erwachte und diese fernen Töne hörte, so schienen sie ihm vom Himmel zu kommen, so faltete er fromm die Hände, und glaubte einen Chor der Engel gehört zu haben.

Sehnsucht nach der Heimat — nach ihren Schwestern — nach den unvergeßlich theuren Räumen des Jagdschlosses, in denen sie gelitten und geduldet, nach den alten Bäumen, die ihre Leidensgeschichte kannten, veranlaßte Cornelie dahin zurückzukehren, und sich, wie wir bereits wissen, nur von ihren Schwestern besucht, und deren Kindern, hier für die Dauer ihres Lebens, wie sie glaubte, niederzulassen.

Rafael war 15 Jahre alt, als er das Jagdschloß bezog — die Rosen, Kinder von 12 Jahren, schmächtige, zarte Blümchen. Constantin befand sich zu der Zeit auf Reisen.

Ida war ein Jahr vorher ins ferne Erziehungs-Institut gekommen.

Aus vorhergehender Schilderung sehen wir, daß es nicht ein gewöhnlicher cretinartiger Albinos — ein körperlich und gei-

stig verwahrlostes Geschöpf ist, was wir in unserer Erzählung begegnen, wir sehen, daß es ein unglückliches, beweinenswerthes Wesen ist, dem wir unsere innigste Theilnahme schenken müssen. — Kaum war Rafael mit den Rosen in Rapport gekommen, so schien mit seinem ganzen Naturel ein Umschwung vorzugehen.

An die Stelle früherer Gleichgiltigkeit für Alles, was nicht sein inneres, stilles Seelenleben anging, seine innige, an Vergötterung gränzende Liebe für Cornelie, die er Mutter nannte — für seine Harfe und seinen treuen Sirius, der ihn nie verließ, als höchstens, um einen neugierigen oder zufällig durch's Gitter sehenden, vorübergehenden Holzsammler anzubellen, und ihm zwei Reihen verderbendrohender, mächtiger Zähne zu zeigen — an die Stelle dieser geistigen und fisischen Ruhe trat plötzlich ein reges, unbeschreiblich thätiges Arbeiten in Kopf und Herz des Knaben — und seine körperliche Entwicklung ging so rasch vor sich, daß er in einem Jahre, also mit 16 Jahren, zum Jüngling geworden, und aus Allem, was er that und sprach, jeder kindische Character sich verloren hatte.

Wie aber Geist und Körper sich einerseits bildeten und reiften, so war anderseits eine nervöse, angsterregende Schwäche bei Rafael sichtbar geworden, die jedesmal sich zeigte, wenn die Rosen ihn verließen, welche oft stundenlang anhielt, und nur verscheucht werden konnte, wenn Cornelie die Harfe nahm und ihr Töne entlockte, die voll und beruhigend in die kranke Seele Rafaels eindrangen.

Noch wunderbarer ist die Erscheinung, daß Rafael jedesmal genau wußte, wenn die Rosen sich dem Jagdschlosse näherten — ja sogar von welcher Seite, ob durch den Wald, oder vom Fahrwege her.

Seines Sirius Halsband haltend, der ihm bei Tage, wo seiner Augen Sterne glanzlos blieben, gleichsam als Führer diente,

flüsterte er ihm dann leise die Gegend zu, nach welcher er zu wandern hatte, bog nach der Richtung ein, und der kluge Hund, durch Uebung und Instinkt belehrt, führte seinen stillen Herrn dahin, wo er hochklopfenden Herzens die Nahenden erwartete und ihnen dann aufjauchzend entgegenflog, sobald sie seinen Namen riefen, während Sirius tiefgrollend danebenstand, die Undankbarkeit seines Herrn durch lautes Murren strafend, der ihn jetzt achtlos stehen ließ.

Aber der treue Hund vermochte nicht auch den Rosen zu grollen, trotz Murren und unzufriedenem Brummen, wedelte er dennoch, die Rosen ansehend, mit dem Schweife, stieß sie leise mit dem Kopfe, wenn sie nicht bald seine Zärtlichkeit erwidern wollten, oder leckte ihre Hände und schüttelte das metallene Halsband mit dem Schlosse, um sich bemerkbar zu machen und sah liebevoll mit den ehrlich treuen Augen zu ihnen empor.

O Treue eines Hundes! wie viel mehr bist du oft werth, als die gelobte, für das Leben beschworene Treue der Menschen! wie oft überdauerst du diese.

So lange die Rosen blieben, war Rafael glücklich — sprach mit ihnen über Alles, was seine Seele bewegte, was ihm im Leben Interesse bot, er ließ sie bis in das Tiefste seiner Seele blicken — und sie enthüllten ihm dagegen ihre reinen, kindlichen Gemüther. Es war ein Austausch der klarsten, engelhaftesten Gedanken und Empfindungen und es gab nichts auf Erden, was diese drei, in ihrer geistigen, himmlisch reinen Ideenwelt lebenden, einander Alles geltenden Wesen hätte stören können, denn man freute sich ihrer Vereinigung, man ließ sie um so mehr gewähren, als man wol sah, daß menschliches Wissen, menschliche Einwirkung Gefahr drohend sein dürfte, daß man sich einem tiefen, magnetischen Rapporte, einem von diesen ätherischen Wesen ausströmenden, auf den lichtberaubten Jüngling übergehenden geheim=

nißvollen Fluidum gegenüber befand, welches man nicht erklären, nur bewundern konnte.

Aber seit einem Jahre hatte sich die Scene geändert.

Die Rosen waren still, träumerisch geworden, hatten den heitern Frohsinn der Jugend, mit welchem sie früher so wohlthätig auf Rafaels Gemüth gewirkt hatten, verloren — eine Heftigkeit der Empfindungen, ein schwärmerisches Auffassen der einfachsten Dinge, eine tiefe Schwermuth, welche sich in Blick, Ton und Zügen der Elfen ausdrückte, eine Bläße der Wangen, die oft wieder plötzlich in hohem Roth erglühten, wenn irgend ein Wort, eine nur ihnen verständliche Berührung der einen Saite ihrer jungen Herzen erfolgte, die jetzt den Grundton ihres Lebens angab — dies Alles zeigte sich dem genauen Beobachter, und das geschlossene Auge des armen Lichtberaubten sah in hellen Strahlen in seiner eigenen Seele wie eine Fata-Morgana dies Bild vorüberziehen, das Bild, welches den Kummer der weißen Rosen, und den Zustand ihrer jungen Herzen darstellte.

O Allmacht der Liebe! o unerforschliche, geheime Kraft der Sympathie! Sie liebten — nicht ihn, nicht ein Wesen, welches er kannte, nicht ein Ideal, zu dem er in geistig erregter Stimmung oft beigetragen, wenn sie im süßen Vereine sich Bilder der Zukunft schufen, oder von erhabenen Characteren und menschlicher Größe und Edelmuth sprachen — sie liebten — er wußte nicht wen — aber als die Liebe in ihre Herzen einzog, hielt sie auch in den seinigen ihren Auferstehungstag, und machte nicht wie bei jeder ersten Liebe sein Glück, seines Daseins Seligkeit aus, sondern schuf ihm nie geahnte Qualen — raubte ihm den letzten Rest des Lebensglückes.

Nie sprachen sich die Kinder über die Veränderung ihrer Lage aus, sie gingen still und wortlos an der Pforte dieses Ge-

heimnisses umher, und keine Hand wagte das Schloß zu öffnen — kein Laut wagte sich über die schweigenden Lippen.

Aber sie fühlten genau, was sie durch eine fremde Liebe im Herzen, dem armen, mit seinem Leben auf ihr schwaches Dasein angewiesenen Freunde entzogen — und suchten durch unendlich zarte Vermehrung ihrer Zärtlichkeit für ihn, durch die rührendste Sorgfalt für Alles, was er bedurfte und ihn erfreuen konnte, nach Möglichkeit zu ersetzen und auszugleichen.

Und dennoch vermochten sie den Unglücklichen nicht zu täuschen — er fühlte und kannte genau die Quelle, aus der ihre Handlungen, Worte und Blicke flossen — und sein Gram vermehrte sich mit ihrer Zärtlichkeit für ihn, seine Reizbarkeit erreichte den höchsten Grad, — und ließ Cornelie oft für sein Leben fürchten.

Die sonst so kluge, vorsichtige Frau hatte keine Ahnung davon, welch' ein Drama sich vor ihren Augen vorbereitete. — Sie bewunderte mit ihren beiden Schwestern den wunderbaren, übernatürlichen Einfluß, den die Rosen auf Rafaels Wesen übten — sie rechnete dies, wie die ganze Existenz des Jünglings, zu den unerforschlichen Geheimnissen der Natur, und dankte Gott, daß er dem armen, allen Lebensfreuden unzugänglichen Jünglinge dies Geistesleben, diese Seelenverbindung gestattet habe.

Der Rosen Mutter sah die Blässe, die krankhafte Reizbarkeit ihrer Kinder, und glaubte den Grund dafür in dem fortwährenden, aufregenden Verkehr mit dem Kranken suchen zu sollen, und mithin sich verpflichtet, ihre Kinder dem nachtheiligen Einflusse mehr und mehr entziehen zu müssen.

Wir hörten, was sie darüber zu den beiden Rosen sprach.

Arme Mutter! Du gehst auf falscher Bahn, suche anderwärts das Gift, welches die reinen, süßen Lebenskelche Deiner Rosen zerstört.

Sie starben innerlich an dem Weh unerwiderter, unverstandener Liebe! sie verzehrten sich in dem schrecklichen Bewußtsein, daß sie Beide, so wie sie einen Gott liebten — wie sie eine Seele hatten, wie sie jemals nur an ein und demselben Gedanken Wohlgefallen, für ein und dieselben Ideen Sympathien gefühlt hatten, wie sie sogar ein und denselben Geschmack an materiellen Genüssen, bis zum Geruchssinn die gleiche Neigung oder Widerwillen empfunden hatten, wie sie so ganz Eins waren, ein Wesen in zwei gleichen Körpern — daß sie auch ein und denselben Gegenstand liebten — und somit nur elend, nur unglücklich sein konnten.

Dies war das Gift, das an deinen Rosen fraß — arme Mutter! Pflanze Cypressen, Trauerweiden, Rosmarin und weiße Lilien für deine weißen Rosen, es dürften dies die einzigen Blüthen sein, mit denen du sie noch schmücken wirst!

Arme Mutter! — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Wir sahen Rafael hinstürzen auf den Rasen, und finden nun die Rosen zu ihm hingekniet, beide weinend, wie er, beide gränzenlos unglücklich, denn sie fühlten, daß jedes seiner Worte Wahrheit, daß noch größere Schmerzen seiner und ihrer harrten, und alle des Trostes bar und keiner Worte fähig, weil sie zu tief empfanden, schwiegen sie in tiefem Weh!

Der alte Sirius sah seines Herrn Schmerz — und keinen Gegenstand findend, an dem er seinen gerechten Zorn, seine Wuth über des theuern Gebieters und Freundes Leid auslassen konnte, hob er hoch den doppelnasigen Kopf und bellte die ziehenden Wolken, die Sonne an, als wolle er sie verantwortlich machen für die Thränen, die hier geweint wurden — für die Seufzer, die aus drei jungen Herzen quollen. Treuer Sirius, gutes Thier!

Anna, die stets Stärkere und Muthigere, fand zuerst wieder so viel Kraft und Fassung, um zu sagen:

„Rafael, mein Freund! gib' Dich nicht so trüben Gedanken hin, die Deine Gesundheit zerstören — wir verlassen Dich ja nie — wir bleiben Deine treuen Schwestern — wir lieben Dich ja mehr als Alles."

Wie electrisirt erhob sich der Jüngling, erfaßte Anna's Hand und rief gepreßt:

„Nie sagtest Du? — nie? — Ihr liebtet mich mehr als Alles? — Du lügst, ich fühle es, Du lügst — ich weiß nicht w a s oder w e n Ihr in Euren Herzen meine Stelle einnehmen lasset, ich weiß nicht, ist es ein Mensch, eine Blume, eine Taube, ein Vogel, gleichviel — ich bin nicht mehr das erste, nothwendigste Gefühl Eurer Herzen — ich bin zurückgedrängt. — Ihr denkt nicht an mich, wenn Ihr fern von mir — o, Ihr denkt kaum an mich, wenn Ihr bei mir seid! — Da, da," rief er in fürchterlichster Aufregung, und wühlte mit den zitternden Händen in seiner Brust, und mit festgeschlossenen Augen, wie dies beim Tage immer der Fall war, da er nur bei besonderen Anlässen sie einen Moment öffnete, „da — sieh, wie Rosa erbebt, sieh' wie sie erbleicht — fühle, wie Du selbst erbleichst, o sieh, wie Ihr Beide vor einem Götzenbilde, das Ihr in Eurem Innern aufgestellt, anbetend liegt!"

Einen entsetzensvollen, schmerzlichen Blick des Einverständnisses wechselten die beiden Mädchen, und ihre Arme sanken erschöpft herab, die Thränen rannen unaufhaltsam über die bleichen Wangen. Das Wunder, von dem kranken, fast blind zu nennenden Freunde, durch und durch, bis in die tiefsten, kaum selbst erkannten Schichten ihrer Herzen, durchschaut zu sein, raubte ihnen momentan jede Besinnung.

Sie standen einer übernatürlichen Erscheinung, einem unerklärlichen Geheimnisse gegenüber.

Anna, von tiefstem Mitleid erfüllt, kam endlich zu sich, nahm Rafaels Hand in die ihrige, und sprach leise, aber mit festem Entschlusse:

„Höre Rafael, was ich Dir zu sagen habe, und lasse meine Worte zu Deinem Herzen dringen! Wenn jemals ein Moment in unserem Leben kommen sollte, der uns zu einer Trennung von Dir Anlaß gäbe, so werde ich mich widersetzen. Sieh, mein Freund, Du kennst die Welt, die selbst wir kaum noch kennen, noch viel weniger als wir, aber Du weißt doch, daß es des Weibes Bestimmung ist, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen.“

„Ihr werdet heiraten,“ sagte Rafael verzweifelnd und auf jedes Wort ein schmerzvolles Gewicht legend, „o, ich verstehe Dich!“

„Es mag kommen, daß unsere Mutter dies wünscht, daß sie uns dazu sogar zu überreden versuchen wird, dann, mein Freund, wird Rosa den Willen der Mutter erfüllen, und vielleicht“ — und sie wendete sich liebevoll zu Rosa, „o, man kann ja nicht wissen, wie sich das Herz der Menschen oft wendet — der heute noch kalt und gleichgiltig an Dir vorübergeht, weil er Deinen Werth nicht kennt, süßes Kind, mag morgen vielleicht um Liebe flehend zu Deinen Füßen liegen. Dann wirst Du glücklich sein, Rosa! Ich aber, Rafael, ich bleibe bei Dir! Ich schwöre Dir hier unter dem Auge des Himmels, ich bleibe Dir für's ganze Leben die treue, nur Dich liebende Schwester!“

„O, grausames Mädchen,“ schluchzte Rosa, „was habe ich Dir gethan, daß Du mich ausschließest, daß ich nicht Theil haben soll an Eurem Vereine? O, Du weißt nur zu gut, daß wir beide gleiches Geschick haben — daß uns beide keine Lebensfreuden erwarten. — Gibt es aber hier eine Wahl, soll von uns

die eine, wie Du gesagt, das Glück erreichen, so bist Du es, Anna denn ich — ich —" und sie sank an Rafaels Herz und umschlang seinen Hals, seine Locken mit ihren Armen — „ich finde nur Glück und Ruhe bei Dir, mein Bruder, mein Freund!"

Und Anna umschlang beide, und sie weinten alle drei, und vereinten die schluchzenden Häupter, und der alte Sirius wollte auch seinen Theil von Schmerz und Freude haben, sprang von rückwärts an seinen Herrn empor, legte die großen Tatzen auf dessen Schultern und leckte zärtlich und knurrend Rosa's umschlingende, weißen Arme! — —

Plötzlich erklangen süße hehre Töne vom Pavillon her.

Die Frauen hatten Rafaels große Aufregung vom Fenster aus gesehen. Cornelie eilte auf Umwegen, um von den Kindern nicht bemerkt zu werden zum Pavillon und griff in die Saiten der Harfe.

Sie wußte ja, daß sie durch die göttliche Einwirkung der Musik, Rafaels Schmerz wenigstens in Thränen auflösen werde.

Und so war es auch.

Die Gruppe der drei schmerzdurchzuckten Kinder erbebte erst, als die himmlischen Töne mit dem Gesäusel des Abendwindes sich mischten — als sie aber in ihre Seelen herübergetragen wurden auf den Schwingen der frisch und würzig duftenden Luft — da weinten sie nicht mehr, sie drückten sich stumm und innig die Hände, und sanken im frischen Grase auf die Knie nieder, und lauschten den Harmonien, die Himmelschören gleich von den Saiten der Harfe rauschten.

Die Präsidentin war mit der Gräfin Holm nach der Stadt gefahren, die beiden Rosen blieben bis zum andern Tage, wie es oft geschah, im Jagdschlosse.

Dreizehntes Kapitel.

Kaum in der Stadt angekommen, ward der Präsidentin abermals Frau Neumann gemeldet, und zu ihr ins Cabinet geführt.

Sie berichtete, daß ihr Mann heute überaus freundlich gegen sie gewesen, gar nicht ins Wirthshaus gegangen sei, ihr von alten, bessern Zeiten vorgeplaudert und beigefügt habe, daß er herzlich wünsche, ihr häusliches Verhältniß möge sich wieder friedlicher gestalten. — Er sehe ein, daß er viel Unrecht wieder gut zu machen habe, und wolle deshalb auch, um seinen guten Willen zu zeigen, wieder fein zu Hause bleiben, er wolle Arbeit suchen und fleißig verdienen, Schreiberei u. dgl. werde man ihm, der eine schöne Handschrift schreibe, wohl zukommen lassen. Auch mit Marien sei er fast zärtlich gewesen, habe ihr den Auftritt bei ihrer Schwester abgebeten, habe sie belobt wegen ihrer Liebe für diese, und von möglicher Rückkehr Thekla's zum Guten gesprochen — kurz auf jede mögliche Weise sich ihnen wieder zu nähern gesucht.

Sie selbst, berichtete Frau Neumann, sei schwach genug gewesen, an seine guten Absichten zu glauben, aber Maria, durch Josef aufmerksam gemacht, sei klüger, und habe ihre Mutter gewarnt, auf ihrer Huth zu sein.

Als aber Neumann gegen Abend mehre Male aus einer in seinem Rocke befindlichen Flasche getrunken habe, worauf sich im Zimmer ein widerlich spirituoser Geruch verbreitete, da sei er nicht mehr so vorsichtig in seinen Reden geblieben, sondern habe unter Anderm geäußert:

„Es ist dummes Zeug, was ich da vom Abschreiben und fleißigem Arbeiten plauderte. Das Glück liegt uns nahe, wir brauchen's nur zu erfassen, wir haben nur darnach zu greifen. Aber

auch Du, liebe Frau, mußt das Deinige dabei thun. Du mußt vernünftig sein und mir zur Hand gehen."

Auf einen Wink Mariens, so berichtete Frau Neumann, that ich, als wolle ich darauf eingehen, und sagte daher: „Nun, ich weiß ja noch gar nicht, was Du damit meinst. Wo liegt denn das Glück, von welchem Du sprichst?"

„Nun," erwiderte Neumann, „hast Du denn den Brief schon vergessen, den ich Dir gebracht und der durch die Post an Dich kam? Siehst Du, seitdem hat sich Derjenige mir zu erkennen gegeben, der bevollmächtigt ist, in Herrn Marandi's Namen zu handeln."

„So," frug ich, „und wer ist es denn?"

„Das wirst Du schon erfahren, sobald Du erst etwas gethan haben wirst, um seinen klingenden Dank zu verdienen."

„Aber was soll ich denn eigentlich thun?"

„Du sollst vor Allem genaue Auskunft geben, was aus dem Kinde geworden, welches mit Deiner Hilfe zu Welt kam, in jener Nacht, in welcher Herr Marandi so plötzlich von seiner Familie gerufen wurde."

„Wie kann ich das genau wissen?"

„Schweig mit solchem Unsinn," rief mein Mann schon etwas ungeduldig, „Du weißt Alles, denn Du verkehrst im Hause der Präsidentin — Euer Excellenz," sprach die Neumann tief knixend, „vergeben schon, daß ich das so ungenirt herausspreche, wie er es sagte. — Du bist auch die einzige fremde Person, fuhr er fort, welche in das verzauberte Jagdschloß darf, von dorther, ich weiß es durch Thekla, hast Du manche reichliche Unterstützung bekommen. — So was thun die Vornehmen nur, wenn sie damit etwas zu erkaufen haben, Verschwiegenheit für Vergangenheit oder Gegenwart, oder sonst Dienste, die sie von uns verlangen;

Du allein kannst uns sagen, ob der sonderbare junge Mann, der im Jagdschlosse sein soll, und den die Einen einen Blödsinnigen, die Andern einen Mondsüchtigen, wieder Andere eine Mißgeburt und Gott weiß was alles nennen, der Sohn Rafael Marandi's ist. Du allein kannst uns sagen, wie ich es anfange, heimlich und ohne daß Jemand etwas davon erfährt, mit dem jungen Manne sprechen zu können, denn siehst Du — ich muß ihn sprechen, davon hängt unser Glück ab, und wenn Du mir dazu verhilfst, so soll Dir eine hübsche Summe die kleine Mühe ersetzen. Aber vor Allem ist nothwendig, daß wir wissen, ob er der Rechte ist. Also sprich was Du weißt und dann laß mich handeln."

„Nun," frug die Präsidentin angstvoll, „und was antworteten Sie, liebe Neumann?"

„Euer Excellenz, ich bin nur eine sehr ungeschickte Frau, solchen Angriffen gegenüber, und dachte mir schon: Nun wenn sie weiter nichts wissen wollen, als ob der junge Herr Rafael wirklich Herrn von Marandi's Sohn ist, und wenn er nur mit ihm sprechen will, um ihm vermuthlich von seinem Vater Grüße und Aufträge zu bringen, so ist ja weder Unrechtes, noch Gefährliches bei der Sache und ich wollte daher schon weiter darauf eingehen. Aber Gott gab mir in all' meinem Unglück in meiner Tochter Maria nicht nur einen Trost, sondern selbst eine Stütze; denn das kluge Mädchen sah weiter als ich — sie hatte längst den schlechten Charakter ihres Stiefvaters erkannt, und vermuthete auch jetzt eine böse Absicht."

Ehe ich daher noch antworten konnte, nahm sie das Wort und sprach:

„Wenn Ihr die Mutter zu solchen Commissionen gebrauchen wollt, so darf man annehmen, daß die Sache einfach und rechtlich ist, und mein Rath wäre daher, Ihr ginget offen und

ehrlich zur Gräfin Cornelie, sagtet Ihr von dem Briefe, den die Mutter erhalten, und bittet sie um die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem jungen Herrn."

Jetzt war Neumann's heuchlerische Miene plötzlich wie weggeblasen, erzählte Frau Neumann weiter, wüthend sprang er auf Marien zu, wollte nach ihr schlagen, sie war ihm aber geschickt ausgewichen, und sich dann zu mir wendend schrie er: „Da Du nicht im Guten nach meinem Willen thun willst, so sollst Du meinen Befehlen gehorchen. Du bist mein Weib, Du wirst thun was ich Dir sage, oder — Du kennst mich, es kommt aber dann schlimmer als Du es nur denken magst. Entferne die vorlaute Dirne aus dem Zimmer, ich habe mit Dir allein zu sprechen, und mischt sie sich nochmals zwischen uns, so soll sie aus dem Hause; der Teufel soll mich holen, wenn ich sie nicht hinauswerfe. Plaudert sie oder Du ein Wort an unrechter Stelle, so bring' ich Euch Beide um; darauf kommt es mir gar nicht an, und ich werde es schon einzurichten wissen, daß der Verdacht nicht auf mich fällt, denn ich habe eine mächtige Stütze. —"

Und er faßte Marien beim Arme, und wollte sie in die Kammer sperren, um mit mir allein zu sein, denn der Elende hatte richtig berechnet, daß er mit mir bald würde seinen Zweck erreichen, und durch verfängliche Fragen aus mir herauslocken können, was er zu wissen verlangte; aber in demselben Augenblicke trat Josef, unser Nachbar herein, wendete sich zu meinem Manne, und sprach: „Sie sind mir noch Revange schuldig, Neumann, von vorgestern. Ich komme Sie zu holen, wir wollen zum goldenen Lamme geh'n."

Mein Mann wollte Einwendungen machen, er habe zu thun, er habe mir versprochen zuhause zu bleiben, aber man merkte es ihm wohl an, daß die zu hoffende lustige Gesellschaft ihn lockte, das jahrelang getriebene Wirthshausleben zog ihn an mit unwider=

stehlicher Gewalt, und er wußte ja, daß ich morgen auch noch für ihn zu finden sei.

Ueberdies verließ uns Josef nicht, und so blieb meinem Manne nichts übrig, als ihm zu folgen.

Kaum waren sie Beide fort, so wollten ich und meine Tochter überlegen was zu thun sei — da kam Josef eiligst zurück. Er hatte seinen Stock stehen lassen, um eine Ursache zur Rückkehr zu haben, und rief uns nun schnell zu: „Ich stand schon eine Viertelstunde vor der Thüre — und habe Alles gehört. — Gehen Sie gleich, liebe Frau Neumann, zu der Frau Präsidentin, sagen Sie ihr Alles, das ist mein Rath — denn glauben Sie mir, es geht eine Schurkerei vor, bei der Sie mißbraucht werden sollen. Ich lasse Ihren Mann nicht aus den Augen — er wird nichts unternehmen können, dafür steh' ich Ihnen, so lange er in meinem Bereiche ist. Aber eilen Sie. Adieu, Marie!" und fort war er.

Ich ging gleich zu Euer Excellenz her, um den Vorgang zu erzählen, Sie waren aber noch nicht zuhause, ich wartete also, und nun bitte ich, befehlen Sie was ich thun soll."

Sinnend ging die Präsidentin in ihrem Zimmer auf und ab.

Es schlug Eilf Uhr — heute war es somit zu spät, den Hauptmann Marandi rufen zu lassen, was sie — rathlos wie sie war — für das geeignetste hielt.

Mit ihrem Gatten über die Angelegenheit zu sprechen — davon hielten sie zarte Rücksichten ab, die wir später einst begreifen und billigen werden. —

Sie blieb plötzlich vor der Neumann stehen und sprach, ihr freundlich die Hand reichend:

„Ich danke Ihnen, liebe Neumann, für die meinem Hause bewiesene Treue und Ergebenheit! und brauche Sie nicht erst zu bitten, darin auszuharren, ich weiß das. Aber Klugheit muß ich Ihnen anempfehlen, Vorsicht, denn Sie stehen schlauen listigen

Gaunern gegenüber, verzeihen Sie mir diese Offenheit, die Sie, Ihres Mannes wegen, unangenehm, ja schmerzlich berühren muß. Aber ich kann Sie nicht schonen, ich muß Ihnen meine offene Meinung sagen, um Sie vorsichtig zu machen. Suchen Sie morgen Zeit zu gewinnen, bringen Sie den Vormittag außer dem Hause zu, damit sie vor Ihres Mannes zudringlichen Fragen sicher sind."

„Ich werde dies, Excellenz, — allein die Vormittage bedarf mein Mann immer, um sich nüchtern zu schlafen. —"

„Wer weiß, meinte die Präsidentin, ob nicht seine Geldgierde die Herrschaft über seine Trunksucht behält, — ob er heute nicht nüchtern bleibt. — Also entfernen Sie sich ehe er aufwacht, — und in der Mittagszeit werde ich Sie hier wieder sprechen. Finden Sie sich pünktlich ein."

„Ich stehe zu Befehl, Excellenz!"

„Warten Sie noch, liebe Neumann! Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß ein Hauptmann zu unserem Regimente versetzt wurde, der ein Bruder Rafaels von Marandi, des Vaters unseres armen Rafael ist? —"

„Nicht ein Wort weiß ich davon, Excellenz! Wer sollte es mir auch gesagt haben? Mein Gott! der wird doch von ihm Näheres wissen? —"

„Weniger als wir, liebe Neumann. Aber er ist es, mit dem ich mich zu berathen beabsichtige, — und da ich wünsche, daß Niemand in meinem Hause erfährt, daß ich den Hauptmann zu mir bescheide, so thun Sie mir den Gefallen, ein Billet an ihn, sobald es morgen Früh schicklich ist, zu besorgen."

„Josef soll es ihm hintragen; Excellenz, verlassen Sie sich auf unsere Pünktlichkeit."

Die Präsidentin schrieb schnell einige Zeilen, übergab sie der Neumann mit einigen Goldstücken, und entließ diese.

Die Neumann kehrte heim, erzählte ihrer Marie, was sie besprochen — und um acht Uhr Morgens ging Josef, von Marien beordert, zum Hause des Hauptmanns Marandi, den er bereits auf, und als er auf ein, seinem Klopfen gefolgtes „Herein!“ eintrat, beschäftigt fand ein Billet zu lesen, welches weniger fein und zierlich gefaltet, aber eben so duftend, und dem ernsten Blicke zufolge, den der Hauptmann darauf heftete, gewiß nicht minder wichtig für diesen war, als das Billet, welches Josef zu übergeben hatte.

Josef richtete seinen Auftrag aus, und wollte sich schon entfernen — da fiel sein Blick unwillkürlich auf das, durch den Hauptmann auf den Tisch vor sich hingelegte Billet, welches er bei Josefs Eintritt gelesen — und dieser blieb wie gefesselt stehen, denn er hatte nicht nur seiner Schwester, der Engelswirthin Hand deutlich erkannt — sondern auch die Worte am Schlusse des Billets gelesen: „die trostlose Eva.“

Was war das? —

In welchem Zusammenhange stand der fremde Officier, der nun kaum einen Monat hier in Auburg lebte, mit seiner Schwester?

Der Mann, nahe den Vierzigen, schien zu ernst, zu edel, um an eine Liebelei mit einem leichtsinnigen Geschöpfe, wie seine Schwester war, zu denken. — Aber dennoch, er war schön — männlich. Josef konnte es glaublich finden, daß seine leicht entzündbare Schwester an ihm Wolgefallen finden mochte! Sollte er hier hinter ein Geheimniß gekommen sein?

Josefs Charakter — schwankend und leicht — wenn auch nicht gerade bösartig, wie der seines älteren Bruders Karl, welcher es besser als er verstand, die Miene der Heuchelei anzunehmen — trat in diesem Augenblicke wieder hervor — denn schnell sah er durch diese Entdeckung hindurch eine silberne Ernte schim-

mern, mit welcher er seine unaufhörlichen Geldverlegenheiten zu heben hoffen durfte.

Die Schwester sollte ihm den Mund mit alten Thalern stopfen und sein Schweigen erkaufen.

Ferner nahm er auch Interesse an dem Hauptmann, weil seine Marie ihn zu ihm gesendet und ihm gesagt hatte, daß der neue Hauptmann eine, für alle bei der geheimnißvollen Angelegenheit Betheiligten, sehr bedeutende Person sei.

Der Hauptmann erstaunt, daß sein Billetträger, den er nicht kannte, noch immer hier sei, wendete sich zu ihm und schien die Mittheilung noch eines Auftrages, den Jener vorher vergessen, zu erwarten.

Aber Josef verbeugte sich und sprach auf eine kleine doch gewählte Waffensammlung deutend, welche über dem Bette an der Wand hing, „Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, daß ich noch hier bin. Mich fesselten die schönen Waffen. — Herrliche Arbeit —“

„Und sicher“ — erwiderte der Hauptmann geschmeichelt, denn seine Waffen waren sein Steckenpferd.

„Ihr Diener, Herr Hauptmann. Mein Name ist Josef Bruckner, wenn Sie meiner bedürfen sollten —“

Aber kein Zeichen, keine Veränderung in den Mienen des Hauptmannes verrieth, daß dieser Name die mindeste Bedeutung für ihn habe.

„Ich habe oft die Ehre Sie zu sehen, Sie besuchen das Haus meines Schwagers des Engelwirthes, und —“

„Sie sind ein Bruder der Frau Schramm?“ sprach der Hauptmann rasch und maß den jungen Mann mit einem festen, fragenden Blicke.

„Und was veranlaßt Sie, mir dies zu sagen?“ fügte er nicht ohne offenbare Spannung auf den Inhalt der Antwort bei.

„Dies Billet, Herr Hauptmann,“ erwiderte Josef kühn, den es verdroß, daß der Hauptmann ihn gewissermaßen mit vornehmer Herablassung behandelt habe — während er mit seiner Schwester in einem sicherlich nicht erlaubten Briefwechsel stand.

Der Hauptmann raffte das Briefchen schnell auf, steckte es in die Tasche seines Morgenrockes und sprach: „Sie sind sehr neugierig, junger Mann — ich glaube, daß meine Correspondenz für Sie durchaus ohne Interesse sein dürfte, noch weniger aber kann ich Ihnen ein Recht einräumen, einen vorwitzigen Blick in dieselbe zu werfen.“

„Auch nicht, Herr Hauptmann, wenn ich unter einem Briefe meiner Schwester Namen finde?“

„Auch dann nicht — denn ich glaube schwerlich, daß Sie der Vertraute Ihrer Schwester sind, und Sie begreifen vielleicht, daß, wenn Ihre Schwester wirklich an mich geschrieben hätte, ich ihr Diskretion schuldig wäre. Uebrigens sind Sie im Irrthum —“

„Nicht im Mindesten, Herr Hauptmann, denn ich sah deutlich den Namen Eva. —“

„Es gibt der Even viele, lieber Freund. —“

„Gewiß Herr Hauptmann, die Welt ist leider überreich an Even, wie meine Schwester ist — aber die unter Ihrem Briefe unterschriebene Eva ist meine Schwester — ist die Eva, welche so Manchem schon den Apfel vom Baume der Erkenntniß zu kosten gab — Manchem, dem recht geschehen, wenn er sich daran die Zähne stumpf biß — aber auch Manchem, der mir leid thun würde, wenn er nicht stark genug wäre, die lockende Frucht zu verschmähen, die nur von Außen so schön und frisch scheint, im Innern aber wurmstichig ist.“

Mit tiefem Blicke betrachtete der Hauptmann einen Moment lang Josefs etwas aufgeregte, nicht unschöne Züge, welche jetzt eine Familienähnlichkeit mit seiner schönen Schwester nicht verläug-

nen konnten. Er nahte sich ihm, legte seine Hand auf Josefs Schulter und sprach: „Ich danke Ihnen junger Mann — es scheint, Sie meinen es gut.“

„Ich meine es gut mit jedem Menschen, der mir gefällt, der mich durch irgend einen Zug in seinem Gesichte, durch sein Benehmen, oder durch ein Interesse, was andere Personen, die mir werth sind, an ihm nehmen, anzieht. Bei Ihnen Herr Hauptmann, ist Beides der Fall, somit möchte ich Ihnen gerne dienen, oder nützlich sein — und darum warne ich Sie vor meiner Schwester. —“

„Lassen Sie diesen Gegenstand fallen, junger Freund — ich bin kein Jüngling mehr und kenne die Welt und die Weiber. Aber wenn Sie Schramm's Schwager sind, so müssen Sie einer der wilden Gesellen sein — von denen er als von seinen Schwägern nicht eben in den ehrenvollsten Ausdrücken spricht.“

„Ja, ich bin einer jener Raufbolde, Spieler und Herumtreiber,“ sprach Josef — „oder vielmehr, ich war es bisher, denn nichts hinderte mich es zu sein — und mein natürlicher angeborner wilder Trieb zwang mich seither dazu. Aber ich habe nie betrogen, nie eine schlechte That gethan. Ich prügelte den tüchtig, der die Hand gegen mich erhob, ich raufte mit Jedem, der da wollte, ich soff, weil es mir schmeckte, und Niemand zu mir sagte: thu' es nicht — ich spielte, weil ich Geld zu erringen hoffte, und ich raufte, soff und spielte um so heftiger, weil man mich einen Taugenichts, einen Raufbold nannte, und weil Niemand ein gutes Wort für mich hatte. Aber seit ich weiß, daß es ein Herz gibt, dem ich eine Kränkung bereiten würde, wenn ich mein wüstes Leben fortführen wollte — seit ich weiß, warum ich eigentlich lebe — seitdem bin ich ein ganz anderer Kerl geworden, und arbeite — schlage meinen Ochsen vor die Köpfe, statt meinen Raufbrüdern, berühre keine Karten mehr und trinke nur gegen den Durst.“

„Und darf ich wissen, wer Sie bekehrt hat — jedenfalls ein hübsches Mädchen.“

„Für mich die Schönste, Herr Hauptmann, wenn ich gleich weiß, daß Niemand eigentlich meine Marie schön nennen wird — aber sie ist brav und gut und hat mich lieb — und ich gehe für sie in die Hölle — wenn es sein muß.“

„Gott stärke und erhalte Sie in Ihrem braven Vorsatze. —“

„Ja, Herr Hauptmann, das will ich schon selbst thun, denn Gott wird wol Wichtigeres zu thun haben, als sich um so einen unbedeutenden Burschen, als ich bin, zu bekümmern — aber noch=einmal sag' ich Ihnen: Hüten Sie sich vor meiner Schwester Eva und vor meinem Bruder Karl — die Beiden sind ein Herz und eine Seele — und haben schon manches Lebensglück gestört, meine Schwester um ihrer Eitelkeit Opfer zu bringen, mein Bruder — s'ist eine Schande, daß ich's sagen muß — um seine Taschen zu füllen. Es gibt Personen, die mir theuer sind, und diese scheinen wieder an Ihnen Interesse zu nehmen, Herr Hauptmann, deshalb sind Sie für mich nicht fremd und da ich den Faden einer im Gange befindlichen Intrigue mit meiner Schwester durch dieses Billet bei Ihnen entdeckte, hielt ich es für recht und für meine Pflicht, Ihnen diesen Wink zu geben. So jetzt thun Sie damit was Sie wollen — und nun leben Sie wohl.“

„Warten Sie einen Augenblick, lieber Freund,“ sprach der Hauptmann, angezogen durch die einfache, aufrichtige Sprache des jungen Mannes. — „Sie haben mir vielleicht einen großen Dienst erzeugt, größer, als Sie wohl ahnen können — als ich selbst vielleicht noch nicht einmal zu durchschauen vermag. Sie äußerten vorher besonders Gefallen an meiner kleinen Waffensammlung, wählen Sie sich ein Stück derselben aus — ich möchte Ihnen eine Erinnerung an diese Stunde geben.“

Josef sah verlegen nach den Waffen, seine Augen aber glänzten freudig. „Es wäre unverschämt, von mir," sagte er endlich — „wenn ich selbst — "

„Nun, ich sehe wol, sprach der Hauptmann, Ihre Blicke haften an dem alterthümlichen Dolche, ein Stilet eigentlich, hier nehmen Sie es als Andenken — es ist eine ächt italienische Art, und hoffentlich nicht bestimmt, jemals gebraucht zu werden, aber einem jungen Manne, der schöne Waffen liebt, muß es gefallen. Nehmen Sie es zum Andenken, aber zeigen Sie es nicht Jedem. Es ist zwar nicht zum Gebrauche geschliffen, da es eigentlich mehr seines Alters wegen, Interesse hat und in der Scheide eingerostet ist. — Gottlob haben wir auch in Deutschland keine Veranlassungen zu derlei Mitteln Zuflucht zu nehmen. Hier nehmen Sie."

Und der Hauptmann nahm ein altes Stilet aus der Sammlung und Josef, ein großer Freund der Waffen, dankte ihm mit glänzenden Augen und schied von dem Hauptmann mit der Versicherung, daß er auf ihn zählen könne in Noth und Tod, denn es that ihm wol, daß dieser so ernste, anscheinend vortreffliche Mann ihn wie seinesgleichen behandelt und seinen Worten Glauben geschenkt hatte.

An wie schwachen — dunklen Fäden hängt oft das Geschick der Menschen!

Welche große Rolle solltest du in einem Drama spielen, armselige Waffe, deren Werth in der Zahl der Jahre lag, während denen Du thatenlos in deiner Scheide rostetest!! Welche Bedeutung gewinnt oft ein todtes Werkzeug, wenn es den Besitzer wechselt! — Und wer half dich aus deiner rostigen Scheide ziehen, wer war Schuld daran, daß du der harmlosen Kameradschaft an der Wand entzogen — in Thätigkeit gebracht wurdest? — Der Liebesbrief eines leichtsinnigen Weibes — — — — — —

Noch lange, nachdem Josef den Hauptmann verlassen hatte, stand dieser sinnend und tiefe Blicke in die Vergangenheit und Ge-

genwart senkend in seinem Zimmer — aber als eine späte Stunde des Vormittags schlug, erinnerte er sich, daß die Präsidentin ihn zu sich habe bitten lassen — kleidete sich an und ging zu ihr.

— — — — — — — — — — — —

In sichtbarer Aufregung empfing die Präsidentin den Besucher und befahl Niemand vorzulassen, da sie mit dem Hauptmann eine Besprechung über eine Fête habe, welche vorläufig noch Geheimniß bleiben, und eine Ueberraschung werden solle. Der Präsident befand sich in seinem Bureau.

Ida war nach Ahlsburg gefahren. Die Präsidentin begann:

„Nach dem tiefen Blicke, den Ihnen der Zufall bereits gestattete in mein Inneres zu thun, werther Herr Hauptmann, kann es Sie nicht mehr überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß unsere heutige Unterredung eine, für mich und meine nächsten theuersten Interessen höchst wichtige sein wird."

„Gebieten Sie über mich, gnädige Frau — erwiderte Marandi — Sie sollen mich zu jedem Dienste bereit finden."

„Ich glaube Ihnen — und thue dies um so lieber, sprach die Präsidentin, als ich überhaupt in Ihrem Erscheinen hier bei uns, einen Wink des Himmels vermuthe —, den mein Herz gläubig annimmt, umsomehr, als Sie uns gerade in einem Momente zugeführt werden, in welchem Sie uns und einem Ihnen selbst sehr nahestehenden Wesen von unendlichem Nutzen, von tiefer Bedeutung werden können. Sie fühlen wol ohne meine Versicherung, daß ich von Ihrem Bruder spreche — von —"

„Von Rafael! ja Excellenz! nur von ihm konnten Sie mit diesem Beisatze sprechen, denn außer ihm habe ich Niemand auf Erden, der mich nahe anginge — und das Schicksal wollte es, daß ich von ihm in so langen Jahren nichts gehört, daß ich ihn als todt zu beklagen alle Ursache hatte — bis —"

„Bis Sie meine Vermuthung, daß er noch leben müsse, erfahren — die auch Ihre Hoffnung neu belebte. Nun denn, Herr Hauptmann, mögen Sie denn erfahren, daß das Geschick Ihres Bruders mit dem unserer Familie eng verbunden ist, daß es eine Zeit gab, in welcher wir hofften eine Familie bilden zu können. Ein fürchterliches Unglück hat diesen schönen Traum, den zwei junge Herzen wonnetrunken träumten, zerstört — die Zeit — diese gebieterische Macht — hat zwar ausgeglichen — die tiefen Wunden, die das Schicksal schlug, mit Narben verharrschen lassen — aber tief im Innern zittern die Töne der Erinnerung nach — und mit blutigem Griffel steht in den Herzen der Unglücklichen die Geschichte jener Tage eingegraben. — Sie haben den Bruder geliebt — ich weiß es — er sprach mit Innigkeit oft von Ihnen, obgleich Ihre Lebensziele sie trennten, da Sie dem Willen Ihrer Mutter folgend, in Italien zurückblieben, als sie mit ihren älteren Kindern nach Deutschland zog."

„Ja, gnädige Frau! so ist es — ich sah Rafael nur als Kind — und würde ihn kaum wieder erkennen, denn nur dunkel erinnere ich mich seiner Züge. —"

Die Präsidentin öffnete schnell ein Fach ihres Pultes, nahm ein, in verblichenen rothen Sammt gefaßtes Etui heraus, drückte an eine Feder, und hielt dem Hauptmanne das Bild eines schönen jungen Mannes vor die Augen.

Marandi erfaßte dieses schnell, sprang auf, eilte damit an's Fenster, und betrachtete es mit tiefer Rührung, vergessend Zeit und Umgebung.

Da fühlte er plötzlich eine weiche warme Hand auf seiner Schulter, er wendete sich, und seine in Thränen der Erinnerung schwimmenden Augen begegneten denen der hohen schönen Frau, welche sich unhörbar ihm genähert hatte — und deren tiefe Rührung sich in den schmerzdurchzuckten bleichen Zügen, den gro-

ßen Thränen, die sich über die alabasterweißen Wangen stahlen, und dem Zittern der ganzen Gestalt ausprägte.

„Er war mir einst Alles," hauchte sie, „und nur Gottes Wille konnte uns trennen! — Heute stehen zwischen ihm und mir der Tod, und später eingegangene heilige, mir theuer gewordene Pflichten — und ich weihe diese Thränen nur der Vergangenheit!"

„Nehmen Sie dies Bild mit, Marandi! sehen Sie sich satt an den geliebten Zügen, nehmen Sie eine Copie davon, wenn es Sie erfreuen kann —"

„Das war es eben, um was ich Sie, Gnädigste, bitten wollte — ich selbst bin Maler —"

„Um so besser! denn ich würde das Bild nicht gerne in fremden Händen wissen, legen Sie es vor sich hin, und werfen Sie oft und mit Liebe Ihr Auge darauf, während Sie dieses lesen, es wird sein Anblick Ihnen manches Opfer, ihm gebracht, begreiflich machen. Dies Manuscript ist von der Hand meiner Schwester Cornelie geschrieben, dem edelsten vollkommensten Wesen, welches Gott schuf! — Kein Menschenauge hat bis heute dies Heft gelesen — außer den Meinigen. Ehe ich Ihnen sage, was wir von Ihnen verlangen, müssen Sie eingeweiht sein in die Verhältnisse. — Darum nehmen Sie — lesen Sie — und wenn Sie gelesen, so kommen Sie wieder — und ich führe Sie dahin, wo ein Ihnen nahestehendes, unglückliches junges Wesen ein schmerzdurchzogenes Halbdasein träumt! Adieu für heute!"

Und die Präsidentin verließ schnell das Zimmer.

Der Hauptmann nahm bebend das ihm hingelegte Heft und das Bild, eilte in seine Wohnung, befahl seinem Diener Niemand einzulassen, wer es auch sei — vergaß Liebesbrief, und die noch schuldige Erwiderung — und las:

Die Geschichte unseres Leidens!!

Vierzehntes Kapitel.

„Wer wird sie einst lesen, diese Geschichte, deren Inhalt mit blutigen Lettern in meine Seele geschrieben ist?

Dein Auge, armer Rafael wird sich, wie ich fürchte schließen, ehe Du das Alter erreicht hast, in welchem die Leiden derer, die Du liebst, dir verständlich werden könnten — wir Anderen wissen was wir gelitten — es bedarf also der Erinnerung nicht, und ein kaltes profanes Auge soll nicht eindringen unter die Schleier, mit denen wir unser Unglück verhüllen! —

Für wen also schreibe ich?

Ich weiß es nicht! —

Und dennoch treibt es mich mächtig an, jene Tage voll Kummer, Angst und Grauen noch einmal zu durchleben — noch einmal sie zurückzurufen, die wenigen leuchtenden Momente, in denen durch mein freudenarmes Dasein ein warmer Hauch des Glückes zog! —

Ich beginne!

Mein Vater, Ulrich Graf von Stralow, war ein polnischer Edelmann — und hatte sich, nach einer der vielen verunglückten Erhebungen des polnischen Adels, mit unserer Mutter, einer Gräfin Rohnberg vermält, welche in hiesiger Gegend reich begütert, den schönen jungen Polen innig liebte, und ihn durch ihre Hand zum reichen, angesehenen Gutsherrn machte.

Vier Kinder, ein Sohn, und drei Mädchen folgten sich in sechs Jahren und das Glück der Familie schien gesichert.

Da zog eine Frau in Auburg ein, welche einige Zeit das Gespräch der kleinen Stadt bildete, und zu den unsinnigsten Vermuthungen über ihr Herkommen und ihre Verhältnisse Anlaß gab.

Die kleine Familie, bestehend aus: Mutter, Tochter, einem Sohne und einer Dienerin zogen in dem Hause ein, welches einen Seitenflügel des Unsrigen bildete. Die Tochter Beatrice war bereits 15 Jahre alt, als die Familie bei uns erschien, eine volle üppige Centifolie mit glühenden dunklen Augen, und in Aussehen und Benehmen die südliche Abkunft bekundend.

Meine Aeltern, welche die Wintermonate auf dem Lande zu einförmig fanden, zogen im Spätherbste stets vom Lande herein in die Stadt, und bewohnten dann eines der Häuser, welche meiner Mutter gehörten.

Frau Marandi, so hieß die fremde Dame, eröffnete bald nach ihrer Ankunft eine Schule, in welcher neben feinen weiblichen Arbeiten, auch die italienische Sprache gelehrt wurde, und da sie nur in ihrer Wohnung unterrichtete, so sandten unsere Aeltern auch uns zu ihr, damit wir abgesondert von dem gewöhnlichen, allgemeinen Unterrichte, den sie gab, diese Sprache lernen könnten.

Unsere Gouvernante begleitete uns stets dahin.

Hiedurch entstand zwischen uns Kindern ein inniges Verhältniß, und bald waren sowohl Frau Marandi als auch ihre Kinder tägliche Gäste in unserem Hause — und oft erzählte sie uns von der schönen südlichen Heimat ihrer Kinder, denn sie selbst war eine Deutsche, und war nach dem Tode ihres Gatten, der Officier in italienischen Diensten gewesen, wieder dem Verlangen ihres Herzens folgend, nach Deutschland gezogen. Sie erzählte uns, daß sie einen noch jüngeren Sohn in Italien zurückgelassen bei seinem Oheim, und daß sie beabsichtige, diesen jüngeren Sohn, Namens Salvator — in einigen Jahren nach Deutschland zu berufen, und dagegen den älteren, Rafael, hin zu senden, der sich nur schwer an das kältere Klima gewöhnen könne, während der Jüngere, Salvator, in all' seinen Briefen eine große Sehnsucht nach seiner Mutter und Geschwistern ausdrücke. —

Aber Jahr um Jahr verstrich — und Rafael blieb — er hatte Italien und seine Myrthen und Rosenhaine vergessen — der Knabe reifte zum Jüngling heran — und wußte es stets zu verhindern, daß die längst von seiner Mutter gewünschte Abwechslung mit seinem Bruder Salvator, zur That würde.

So blieb Salvator bei seinem Oheim in Italien — und wir lernten ihn nicht kennen; Rafael blieb bei seiner Mutter, und war der unzertrennliche Spielgefährte unseres Bruders Alexander, er theilte dessen Unterricht, den dieser durch seinen Hofmeister genoß, und woran wir Mädchen in Allem was nur irgend zu weiblicher Bildung passen mochte, Antheil nahmen.

Zwischen unseren beiden Familien hatte sich ein inniges Freundschaftsband geknüpft. Später unterblieb unsere Uebersiedlung nach dem Gute, wir wohnten für immer in der Stadt, und brachten nur Wochen auf unseren Gütern zu, wobei aber die Kinder der Frau Marandi stets uns begleiteten.

Fräulein Marandi — die Südländerin, das schöne junge, blühende Mädchen, welches sich wundervoll entwickelt hatte, und in deren Augen die leidenschaftliche Glut ihrer Heimat loderte, hatte in dem sehr entzündbaren Herzen unseres Vaters ein Feuer angefacht, welches das Glück seiner Häuslichkeit, die Ruhe meiner Mutter zu verzehren drohte, und war es Duldsamkeit und Sanftmuth unserer Mutter, oder hatte sie zu inniges Vertrauen in die Liebe des Gatten, und in die Redlichkeit dieser Frauen — wer kann dies wissen — meine Mutter ging still und freundlich neben den beiden Verräthern an Treue und Freundschaft einher — und blieb sich ewig gleich an Milde und Güte gegen sie.

Die ganze Stadt sprach von dem skandalösen Verhältnisse — meine Mutter erfuhr nichts — wer würde es gewagt haben, ihr die Augen zu öffnen, die sie vielleicht absichtlich schloß — wer durfte die Ruhe stören, die sie wenigstens äußerlich zur Schau trug? —

Es würde auch schwer geworden sein, denn Frau Marandi war fast stets um meine Mutter — und diese hatte nur mit Personen der gebildetsten Klasse Umgang — welche sich natürlich nicht dazu berufen fühlten, in dies dunkle Verhältniß einzugreifen.

Ich hege die feste Ueberzeugung, daß auch Frau Marandi nichts ahnete von dem verbrecherischen Verhältnisse, in welchem ihre Tochter mit unserem Vater stand — sie würde sonst gewiß dagegen eingewirkt haben.

Ich übergehe die Jahre unserer Kindheit, und gehe zu der schrecklichen Zeit über, welche entscheidend für uns Alle ward. —

Das innige Geschwisterband, welches uns Kinder verknüpfte, ward endlich dadurch gestört, daß Salvator Marandi seiner Mutter den festen Entschluß mittheilte, zu ihr zurückkehren zu wollen, und wollte sie nicht die Aussicht auf die sehr bedeutende Erbschaft des Oheims gefährden, so mußte Rafael die Stelle des Bruders einnehmen, da der Oheim erklärt hatte, daß er bis zu seinem Tode stets einen ihrer Söhne um sich haben wolle.

Salvator wollte sich überdem dem Militärstande widmen, während Rafael sich ganz zum ruhigen stillen Leben eines Land- und Güterbesitzers eignete nnd berufen fühlte.

Rafael sollte scheiden!

Nun erst erkannten wir, was dieser Jugendgespiele uns geworden!! —

Ich zählte 15, meine Schwester Ulrika 16, unsere Schwester Valentine 17, unser Bruder Alexander sowie auch Rafael 19 Jahre. Ulrika war unbedingt die Schönste von uns Schwestern, obgleich man uns alle drei mit zahllosen Schmeicheleien über unser blühendes Aussehen, unsere sogenannte klassischen Schönheiten überhäufte.

Die Natur hatte eine eigenthümliche Laune bewiesen, als sie uns drei Schwestern schuf — denn wir vertraten die verschiedensten Abstufungen weiblicher Schönheit.

Valentine konnte als die vollendetste Blondine gelten, mit allen süßen lieblichen Reizen, welche dieses Genre weiblicher Schönheit selten zwar, aber dann um so anziehender, auszeichnet.

Ulrika war die üppigste Brünette und gab an Feuer in Aug' und Ausdruck der Züge selbst Beatricen der Südländerin nichts nach — jedes Wort ihrer melodievollen, herrlichen Stimme drang zu den Herzen der Hörer — jede Bewegung ihres schlanken elastischen Körpers entzückte das Auge. —

Ich selbst war weniger schön als meine Schwestern, wenigstens nach meinen Begriffen von Schönheit, obgleich mir nicht selten der Vorzug gegeben wurde — ich hatte lichtbraunes Haar, dunkelblaues Auge, und ziemlich schlanke, zu meinem Wesen und Manieren passende Gestalt.

Von Herzen waren wir gleich gut, an Verstand überstrahlte uns Ulrika — und Valentine zeigte schon als Kind, wie sehr sie berufen war, ein stilles, beglückendes, häusliches Leben zu genießen, und den Ihrigen zu bereiten. —

Als sich unter uns die Nachricht, daß Rafael scheiden solle, verbreitete, wurden eben auch bei uns Anstalten gemacht, um unsern Bruder Alexander nach der Universität zu senden. —

Wir sowohl, als auch unsere Aeltern hatten Alexanders finsteres, in den zwei letzteren Jahren unstätes, oft bis an's menschenfeindliche streifende Benehmen für eine traurige Nuance seines Charakters betrachtet, als er nun scheiden sollte, brach dieses düstere Wesen die Schranken durch, und es zeigte sich plötzlich eine Leidenschaftlichkeit, welche uns für Alexanders Leben fürchten ließ. —

Er liebte — unser armer Bruder, liebte mit der Kraft und Gewalt eines Jünglingsherzens — er liebte — die heimliche verbrecherische Geliebte seines Vaters!!

O es liegt viel Jammer und Unglück, viele Thränen und Leiden in diesen wenigen Worten! —

Alexander verschob seine Abreise unter den nichtigsten Scheingründen von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, — und all sein Glück bestand darin, die Geliebte zu sehen, und mit ihr — wenn sie gelaunt war, des viel jüngeren, sich für sie in Liebe verzehrenden Freundes Klagen anzuhören — von einer Zukunft zu sprechen, die sich seine feurige Fantasie mit Hoffnung und Glück ausgeschmückt hatte, und in welcher ihr Bild als Gottheit thronte. —

Mein Vater, noch immer in den Banden der Sirene gefesselt — erfahren, und ein großer Menschenkenner, bemerkte endlich die Glut, die seines Sohnes Augen belebte — er sah endlich — daß sie demselben Gegenstande zugewendet war, für welchen er selbst die Ruhe seines Lebens — seiner Seele hingegeben hatte.

Eine heftige — o daß ich es sagen muß, — unwürdige Scene fiel vor, zwischen Vater und Sohn! — und endete mit der Erklärung Alexanders, er werde das väterliche Haus noch nicht verlassen, indem er sich noch nicht gehörig vorbereitet für die Universität halte, und überhaupt noch nicht entschieden sei, ob er nicht den Militärstand wählen, und die Universität gar nicht beziehen werde. —

Es hatte sich ein unheimlicher Gast in unser sonst so friedliches Haus eingeschlichen — der Unfriede — das Mißtrauen — ach und Vater und Sohn standen sich schroff gegenüber wie zwei lauernde feindliche Elemente! —

Wir alle litten unter dieser Stimmung — nur Beatrice ging siegbewußt ihren Weg stolz zwischen uns dahin. —

Rafael hatte zwischen mir und Ulriken nie eine sichtbare Bevorzugung blicken lassen — er schien uns Beide gleich innig zu lieben — und dies Gefühl schien so natürlich, nur auf die Ge-

wohnheit täglichen Umganges basirt, daß wol Niemand daran dachte, hinter unserer geschwisterlichen Liebe eine tiefere Bedeutung zu suchen. Valentine hielt sich weniger zu uns, sie war in Allem verschieden von uns, stiller, ruhiger — und eine vortreffliche Malerin, während ich für Musik, namentlich für Harfe und Clavier besonderes Talent besaß, und Ulrika alles versuchte, alles verstand, es aber in keiner Kunst zu einer besonderen Ausbildung brachte, weniger aus Mangel an Befähigung, als durch ihren veränderlichen Geschmack, der sie heute dies, morgen jenes ergreifen ließ.

Als Rafael nun aber scheiden sollte, da ward es uns klar, was er uns in den Jahren innigen Zusammenseins geworden war. —

Ulrika — das belebende Element unseres Hauses — die frohe heitere Lerche, die von Sonnenaufgang bis zum Lichte der Sterne mit ihrem süßen munteren Gezwitscher und Gesang, Haus und Garten durchtönte — verstummte plötzlich. Mit trüben thränenschweren Augen, bleichen Wangen, und schwerathmender Brust schlich sie unter uns einher — und erbebte wie eine Espe, wenn von Rafaels Abreise die Rede war — und mir ward es plötzlich klar und fürchterlich hell in Herz und Seele, ich fühlte, daß mit Rafael mein Leben, die schönste Saite meines Daseins scheiden werde! —

Der eigene Schmerz befähigte mich, den Schmerz der Schwester zu verstehen und mit nicht zu schildernder Pein sah ich, daß wir Beide für ein Wesen glühten — daß nur Eine von uns glücklich werden könne, wenn überhaupt unseres Vaters oft ausgesprochener Adelstolz eine Verbindung mit dem namenlosen Fremdlinge zulassen würde. O ich hatte nicht lange zu zittern und das Geschick zu fragen, welche von uns Beiden das Opfer sein werde! eine schmerzliche Enthüllung sollte mich aufklären! —

Es war am Tage vor Rafaels Abreise. —

Wir hatten ihm kleine Andenken gearbeitet. — Valentine hatte unsere Porträts ihm und das Seinige uns gefertiget. — Wir saßen im Garten, die Aeltern, Frau und Bratrice Marandi etwas entfernt von uns — da nahm Rafael plötzlich meine Hand und sprach: „Cornelie! willst Du meine exotischen Pflanzen unter deine Pflege nehmen, bis ich wieder komme — denn ich hoffe bald wiederkehren zu dürfen."

„Gerne, Rafael, erwiderte ich, wir Alle —"

„Nein, Du allein sollst dies besorgen, sprach er, Valentine würde über Pinsel und Palette, Ulrike über — Gott weiß was Allem darauf vergessen und meine Pflanzen bedürfen sorgfältiger, pünctlicher Pflege. Du bist zuverlässig — ich kenne Dich, Dir vertraue ich sie an."

Armes, so leicht täuschbares Mädchenherz, wie schlugst du feurig und freudig! denn du bildetest dir ein, dies Bevorzugen sei ein Zeichen von Liebe! —

„So komm', sprach Rafael weiter, ich zeige Dir diejenigen, welche ganz besonderer Pflege bedürfen", und wir gingen zu dem kleinen Gewächshause, welches mein Vater den beiden jungen Männern überlassen hatte, da auch Alexander, ehe die unselige Leidenschaft sich seiner bemächtigte, Vorliebe für Zucht fremder Pflanzen und Gewächse gezeigt hatte. Später war es nur Rafael, der die schönen seltenen Blüthen pflegte.

Als wir in dem kleinen Gewächshause angekommen waren, stürzte Rafael plötzlich vor mir nieder, ergriff meine Hände, drückte heiße Küsse darauf und in der heftigsten Aufregung rief er:

„Cornelie! Freundin meiner Kindheit, geliebte theure Schwester! o sprich, liebst Du mich genug, um —"

Wer Du auch seiest, der diese Blätter einst lesen wird, ob mir befreundet, ob fremd — ob jung oder über die Hoffnungen des

Lebens hinaus — halte still hier und blicke auf dein eigenes Leben zurück, oder in deine Gegenwart — und Du wirst einen Moment in der Erinnerung finden, der Dir gleich dem leuchtenden Sterne deines Lebenshorizontes erscheinen wird — es wird der Moment sein, in welchem Dir das, was Du geliebt hast, in die Arme gesunken, dein Eigenthum geworden war! — und solcher Moment war dies für mich! Es war der Glücklichste — der einzig wahrhaft Glückliche meines Lebens — denn ich glaubte mich geliebt. — Ich war es also, die er vorzog!! ich, die stille unscheinbare Blüte, die neben der süß duftenden Königsblume halb verborgen stand! —

Dieser Augenblick umfaßte das ganze Glück meines Daseins, was ihm folgte, war ein Leben der Opfer und Entbehrung! — „Vergebt Ihr Theuren, für die ich es ertragen dieses Dasein, es war dies der letzte Schmerzensschrei, den ich dem Grabe jenes kurzen seligen Augenblickes widme! —

Bebend, am ganzen Körper zitternd, wollte ich eben antworten — als ich Rafaels Nachsatz hörte —:

„Liebst Du mich genug, sprach er, um zu dem Glücke deines Freundes und deiner Schwester beitragen zu wollen?“ —

Ein dumpfer Schrei entrang sich meiner Brust — ich hörte nur noch wie im Nebel, was Rafael weiter sprach — wie er mir erklärte, daß er und Ulrika sich namenlos liebten, wie sie Beide lieber sterben, als von einander lassen würden, wie sie beschlossen hätten, um jeden Preis — und sei es mit Verletzung aller Rücksichten einander anzugehören und wie sie dahin übereingekommen seien, mich zu ihrer Vertrauten zu machen und von mir Hilfe und Rath zu verlangen! — ! —

Ich war währenddem langsam bewußtlos geworden — die letzten Worte Rafael's hörte ich nur noch wie aus weiter Ferne zu mir herübertönen — und als ich erwachte, lag ich in seinen

Armen, an seinem, vor Angst, ach! nicht in Liebe für mich klopfenden Herzen — und mit dem rückgekehrten Bewußtsein stand mein Elend, aber auch meine Pflicht klar vor meiner Seele. —

Rafael bedeckte mit herzlichen Küssen meine Stirne, nannte mich mit den zärtlichsten Namen — aber sie trugen alle den Stempel brüderlichen, ruhigen Gefühles — sie galten der Gespielin, der Freundin, der Schwester seiner Geliebten! —

Ich habe von Gott ein starkes Herz, einen festen Willen erhalten — ich bedurfte deren ja! —

Wer nur zu Entsagungen bestimmt ist, wessen Leben ein immerwährendes Opfer sein soll, muß auch die Kraft von Gott mitbekommen, um die schwere Mission erfüllen zu können! — Ich habe sie erfüllt! —

Eine Blume, mit würzigem Dufte, an der Rafael mich riechen ließ, stärkte meine Nerven momentan — ich wand mich aus seinen Armen und sprach:

„Ich bin bereit, für Euch zu thun, was ich vermag — aber ich begreife nicht, wie — Du hoffen kannst, mit Ulrika vereint zu werden, wenn Du morgen scheidest — und Ulrika vielleicht nie wieder sehen darfst!“

„Es ist Alles bereits besprochen zwischen uns, erwiderte Rafael. Du weißt, daß Eure Mutter seit einigen Monaten kränkelt. — Offenbar nagt ein Kummer an ihrem Herzen — und sie äußerte schon mehrere Male, daß sie eine Luftveränderung wünsche, daß ein milderes Klima ihr wolthun werde. Ich reise morgen — und in wenigen Tagen nach meiner Ankunft in Neapel werde ich Euch einen Bericht über die herrliche Luft, das Gesundheit stärkende Klima und über die Wunder, die es in dieser Weise wirkt, machen, und zugleich die Einladung meines Oheims senden, die Gräfin möge mit einem Theile ihrer Familie auf seiner Villa den Rest des Sommers und den Herbst zubringen. Den Oheim zu

dieser Einladung zu bewegen, wird eine Kleinigkeit sein, da er sehr gesellig und reich ist, und namentlich eine Vorliebe für den Adel hat. Deine und Ulrika's Aufgabe wird es dann sein, die Mutter zu der Reise zu bestimmen, und dies ist es, was ich von Dir erbitte — denn seid Ihr einmal in Italien, o so wird es uns auch gelingen, die Mutter für unsere Liebe zu gewinnen — sie wird zwischen uns und dem Ahnenstolze Eures Vaters vermittelnd stehen — und gelingt dies nicht — will er seine Einwilligung zu unserer Verbindung nicht geben, so sind wir entschlossen uns heimlich trauen zu lassen und dem Willen des harten Vaters zu trotzen! — Zu all dem aber bedarf Ulrika eines vertrauten, theilnehmenden Herzens — und dies Cornelie sollst und wirst Du sein! O nicht wahr? Du willst, Du wirst es! — Ich kenne ja deine Liebe zu uns, dein edles, vortreffliches Herz! —"

„Ich werde mich ganz Eurem Dienste weihen, Rafael, preßte ich mühsam hervor, ich will thun, was ich kann, obgleich ich noch kaum weiß, was Du mir da Alles gesagt, so betäubend — so verwirrend wirkten all' die neuen Eindrücke auf mich, die Du eben in mir hervorriefest."

„Habe Dank, Cornelie, rief er — und vergib, daß ich Dir so großen Schrecken bereitete! — O Du lagst so blaß und so starr in meinen Armen, daß ich schauderte bei dem Gedanken Dich getödtet zu haben! O Cornelie! Dich todt zu sehen, ein Gedanke des Entsetzens für mich! denn nach Ulriken bist Du mir das Theuerste auf Erden! — ich liebe Dich mehr als Mutter und Schwester — fast so innig und heiß, als ich Ulrika liebe. —"

Bebend vor Wonne und Schmerz zugleich, stand ich vor ihm — süße Schauer durchzogen meine Brust. —

Er liebte mich, fast eben so innig und heiß, als er sie liebte, die Glückliche!

F a st eben so innig und heiß! —

O welch ein Abgrund von Schmerz und Demüthigung lag in dem kleinen unscheinbaren Wörtchen.

Ich weiß nicht, was ich geantwortet hätte — aber plötzlich fühlte ich mich von zwei weichen weißen Armen umschlungen — Thränen mischten sich mit denen, die mir unbewußt heiß über meine Wangen rannen, und die Stimme meiner Schwester Ulrika nannte mich mit den süßesten, herzlichsten Namen, und bat mich ihr beizustehen, sie nicht zu verlassen und ihren Schmerz nicht in Verzweiflung übergehen zu lassen, durch Verweigerung meiner Theilnahme an ihrem Plane.

Ach! ich gelobte Alles, was die Glücklichen verlangten! — Ich hätte nicht die Kraft gefunden, ihnen in irgend etwas zu widersprechen — was sie so glühend verlangten, ich würde lieber tausendmal gestorben sein, als das Fantasiebild ihrer Hoffnungen gestört haben.

Wir schieden am andern Morgen, nach einer Nacht voll betäubenden Schmerzes — und gränzenloser Pein — so muthig und gefaßt, als es unter solchen Umständen möglich war.

Ulrika, von Hoffnung und Liebe getragen, sah der nächsten Zukunft mit großer Fassung entgegen; für mich waren die Tage nach Rafaels Abreise, bis zu dem Eintreffen seines ersten Schreibens aus Neapel, eine Zeit der geistigen Prüfung und Stählung; ich entrang meiner Seele die Kraft, den Entschluß meine Hoffnungen, ja mein Leben denen zu weihen, an welche Gott mich durch Bande des Blutes oder der Liebe angewiesen hatte — und ich glaubte mich endlich stark genug, um mein schweres Missionswerk vollbringen zu können.

Unterdessen trat Alexanders Leidenschaft für die schöne Beatrice immer klarer hervor, und er erklärte endlich unseren Aeltern, daß er entschlossen sei, Soldat zu werden, und in Kurzem sahen wir ihn dem, in Auburg garnisonirenden Regimente als Kadet einverleibt.

Nach vier Wochen kam ein Schreiben Rafaels, begleitet von einem unendlich artigen Briefe seines Oheims an meine Mutter, worin dieser seine dicht bei Neapel gelegene Villa anbot, und meine Mutter auf die verbindlichste und zugleich dringendste Weise einlud, sich dem so wolthätigen Einflusse des südlichen Himmels anzuvertrauen, und ihn durch ihre Gegenwart zu beglücken.

Es kostete uns wenig Mühe die Mutter zu bewegen. — Die Reise ward beschlossen, und da auch unser Vater keine Einwendungen machte, sondern gewiß aufrichtig wünschte, daß die Mutter seiner Kinder, die, wie er wohl fühlen mochte, unter dem Drucke ihres geheimen Seelenleidens verlorene Gesundheit wieder erhalten möge, da ferner wir Schwestern alles thaten, was nur die Reise beschleunigen konnte, so sahen wir uns in wenigen Wochen darauf unterwegs, und bald in der herrlichen Villa bei Neapel eingewohnt, umgeben von Allem, was das Leben reizvoll und angenehm machen kann. Unsere gute Mutter selbst lebte unter der neuen anregenden Umgebung, unter der Zärtlichkeit ihrer Kinder, der unendlichen Zuvorkommenheit von Rafaels altem Oheime wieder auf und schien vergessen zu wollen, welche Ursachen und Quellen von Gram und Schmerz sie daheim in Deutschland gelassen hatte.

Selbst als wir einen besonders schönen Abend, an welchem unsere Mutter ausnahmsweise heiter war, benützten um ihr die Hoffnungen Ulrika's und Rafael's zu entdecken, als wir sie baten, dies Band zu segnen, und sich um des Vaters Einwilligung zu verwenden, war sie weniger überrascht, als ich gefürchtet hatte, und versprach all ihren Einfluß aufzuwenden, um den Vater zu bewegen.

Es waren dies Tage des Glückes und ungestörter Wonne für die beiden Liebenden — mit der Mutter Segen, mit des Oheims voller Zustimmung, der die künftige Nichte auf Händen trug — in der frohen Erwartung der väterlichen Einwilligung,

tranken die beiden jungen Wesen mit vollen Zügen aus dem Borne irdischer Glückseligkeit!

Rafael's Bruder Salvator, hatten wir nicht mehr getroffen, er verließ Neapel mehrere Tage vor Rafael's Ankunft, da ein hoher Stabsofficier, und Freund seines Oheims ihn mit auf eine Reise nahm, welche er theils wissenschaftlicher Forschungen wegen unternahm; und da er sich für den geistvollen jungen Mann interessirte, so hatte er sich ihn zum Begleiter erwählt, und versprochen am Ende der Reise ihn wolbehalten in Deutschland bei seiner Familie abzuliefern.

Nur ein, von Salvator hinterlassener Brief an Rafael sprach sein inniges Bedauern aus, daß er seinen so lange entbehrten Bruder nicht mehr erwarten könne. So hatten denn auch wir ihn nicht kennen gelernt, und ich habe später nach vielen Jahren erst erfahren, daß seine Reise mit jenem Officiere über zwei Jahre gedauert, und daß er später in deutsche Militärdienste getreten und durch Vermittlung seines hohen Gönners sehr bald zum Officier avancirt sei.

Fünfzehntes Kapitel.

Ich schweige über meine eigenen heimlichen Qualen, während jener Tage voll Glück für die beiden Liebenden!

Nicht Mißgunst oder Bitterkeit erfüllten mein Herz — ich segnete im Stillen tausendmal des Tages die Theuren — die meinem Herzen in doppelter Beziehung so nahe standen — ich würde ihr Glück mit meinem Leben erkauft haben, aber ich litt dennoch namenlos! —

Ich durchweinte die Nächte, ich rang verzweifelnd die Hände und flehte zu Gott, er möge diese sündige Liebe aus meinem

Herzen reißen, wenn es auch darüber brechen, oder verbluten sollte.

Ach, ich litt gränzenlos!

Und Niemand ahnete es! —

Niemand errieth, warum ich täglich bleicher und hagerer wurde — Niemand frug mich was das frühere Feuer meiner Augen getödtet, was meine Gestalt gebrochen habe — nur Rafael's Oheim bemerkte einige Veränderung an mir, doch wurde sie dem heißen, ungewohnten Klima zugeschrieben.

Da kam des Vaters Antwort.

Sie enthielt — was ich gefürchtet — einen Donner von Verwünschungen über die leichtsinnige Mutter, welche ein so unpassendes Verhältniß auch nur für möglich halten konnte, und den Befehl sofort zurückzukehren.

Meine Mutter war vernichtet von der Härte ihres Gatten — und wollte seinem Befehle augenblicklich Folge leisten; nicht so die Liebenden.

Man könnte sagen, daß ihre Bestürzung eigentlich nur gering gewesen, daß sie mit wunderbarem Gleichmuthe des Vaters Weigerung hinnahmen, und Rafaels Oheim, empört in seinem Innersten, ja an der Familienehre gekränkt, beschloß dem stolzen Grafen eine schmerzlich fühlbare Lehre zu geben, eine Strafe für die Ueberhebung des Adels, wie er es nannte, und bot seine reichen Mittel dar, um die heimliche Trauung der Liebenden möglich zu machen.

Mit Gold ist überall Alles, und in Italien das Unmögliche möglich zu machen — und so fand sich denn auch schnell ein Priester, der den Segen über das in Glück und Wonne schwimmende Paar sprach — und Niemand als Rafaels Oheim, unsere arme Mutter, welche halb bewußtlos dem Acte beiwohnte, ein Nachbar und unser Diener Martin, der unserer Familie schon seit seiner

Kindheit gedient hatte, und ich selbst waren die Zeugen dieser ehelichen Verbindung.

Meine arme Mutter! —

Wie soll ich sie schildern, die weiche, gütige, und doch innerlich so kräftige Seele, ohne ihr weh', ohne ihr unrecht zu thun!!

Wer ein so tiefes Leiden wie den Schmerz um die verlorene Liebe eines theuren Mannes, den Vater von vier Kindern, jahrelang muthig, und ohne lautes Murren trägt, sollte doch wohl verdienen eine starke Seele genannt zu werden.

Sie that dies — die arme Frau! sie trug dies Leiden still, stumm — wortlos mit heroischer Kraft — sie ging Jahre lang lächelnd — ach wol bitter und schmerzlich lächelnd an der vorüber, die ihr das Glück, den Werth des Daseins gestohlen hatte — und murrte nicht, und stieß dies Wesen nicht von sich, nicht aus dem Hause; — sie überhäufte den Gatten, den treuvergessenen nicht mit Vorwürfen und Klagen, wie Tausende gethan haben würden, sie litt und schwieg — sie war groß im Leiden, folglich ein fester, starker Charakter! — Und dennoch war sie dies nicht. — Sie war nur ein edles Weib — ganz Weib! mit allen herrlichen Tugenden und Vorzügen, aber auch mit den liebenswürdigen Schwächen, die nach meinen Begriffen von dem wahren Wesen des Weibes, das echte Weib, wie es sein soll, um Anderer Glück zu gründen besitzen muß!

Wie sie dem eigenen Schmerze gegenüber stark und kräftig dagestanden — so weich und willenlos erlag sie den Bitten, den Thränen ihrer Kinder nach kurzem Kampfe, und so gab sie endlich ihre Einwilligung zu dem Ehebund, der so namenloses Elend im Gefolge hatte! —

Das junge Ehepaar wohnte in Neapel im Hause des Oheims, und meine Mutter und ich sahen mit banger Sorge dem zweiten Briefe des Vaters entgegen, der eine Antwort bringen sollte, auf

ihre wiederholte Bitte, seine Gesinnungen ändern und milder für die Wünsche seiner Tochter stimmen zu wollen.

Täglich kamen Rafael und Ulrika, meistens von dem Oheime begleitet, der sich in ihrem Glücke verjüngte, zu uns heraus. — Wir verlebten stille, seelenvolle Tage — und wenn Italiens dunkelblauer Himmel seinen Sternenmantel umgehangen, und das Auge der Nacht, der leuchtende Mond die Myrthen und Rosenlauben mit magischem Scheine beleuchtete, saßen wir innig vereint beisammen, und hofften und glaubten an das Glück! — Arme, kurzsichtige Menschen! —

Da kam die zweite Antwort! —

Der Vater lag schwer krank darnieder. —

Er hatte einen Sturz mit dem Pferde gethan, und Valentine schrieb, daß die Aerzte das Schlimmste fürchteten, indem er sich die Hirnschale an einem Steine verletzt habe, und nicht vorauszusehen sei, welche Folgen für sein Leben, oder für seinen Geist dieser Fall haben könne. —

Ich brauche wol nicht erst zu versichern, daß wir noch am selben Tage abreisten, und daß Rafael uns, nach einem schweren Kampfe mit dem Oheim, der ihn vergeblich beschwor, vorläufig zurückzubleiben, begleitete. —

Wir reisten ohne Aufenthalt, und so sehr hatte die Nachricht meine arme Mutter erschreckt und uns Alle in Schmerz und Angst versetzt, daß es keinem von uns einfiel, an etwas Anderes, als an des Vaters Gefahr zu denken. —

Nach höchst beschwerlicher, ermüdender Reise standen wir endlich am Krankenbette des Vaters. —

Er kannte uns nicht! Das Uebel hatte zugenommen — ein heftiges Nervenfieber raubte ihm für Monate lang Besinnung und Klarheit.

In dieser Zeit war es namentlich mir vorbehalten, die kindlichen Pflichten zu erfüllen, da Valentine kurz nach unserer Rückkehr in Folge langer Nachtwachen und heftiger Gemüthsbewegungen, welche auf sie, die Ruhige, Gemessene, um so empfindlicher einwirkten, als sie seltener bei ihr vorkamen — erkrankte, und Ulrika unsere arme Mutter pflegen mußte, welche über den Anblick und das Leiden des Gatten fast die Besinnung verlor. —

Rafael hielt sich heimlich bei seiner Mutter auf — und sah seine junge Gattin nur in den Stunden der Nacht, wo es ihm gestattet war, durch den Garten in unser Haus, und in die Zimmer unserer Mutter zu kommen.

Beatrice fanden wir zu unserer unbeschreiblichen Verwunderung ganz in unserem Hause eingezogen, zum Schutze, zur Hilfe für Valentine, wie *sie* uns versicherte; auf besonderen Wunsch des Vaters, wie *Valentine* uns sagte!

Es ist hier an der Zeit ein Wort über Frau Marandi zu sagen — und möge Gott meine reine Absicht bestätigen, wenn ich behaupte: Sie war das kurzsichtigste, schwächste und dabei gutmütigste Wesen, welches mir jemals begegnet ist, die zärtlichste Mutter, die ich gekannt, aber schwach, wie ein willenloses Kind, in ihrer gränzenlosen Liebe für ihre Kinder — und im Stande mit mütterlicher Blindheit sogar deren effectives Unrecht für Tugenden zu erkennen. —

Niemand würde es gelungen sein, sie zu überzeugen, daß das Verhältniß ihrer Tochter zu unserem Vater ein verbrecherisches sei — Niemand würde sie haben überreden können, daß Beatrice ein schändliches Spiel nebenbei mit meinem Bruder treibe, mit unserem unglücklichen Bruder, der ganz in ihren Banden seufzte, ein willenloses Werkzeug ihrer Launen, und der nicht mehr jung und unerfahren genug war, um nicht zuweilen einen Blick in das schaudervolle Verhältniß zu werfen, welches ihn zum

Nebenbuhler des eigenen Vaters machte, und der dennoch nicht aus den Händen, aus den Fesseln dieser bösen Fee kommen konnte — denn er liebte sie so wahnsinnig, daß er ihr Alles vergeben haben würde, ja daß er selbst zum Verbrecher geworden wäre, um einen Blick der Liebe, der Gewährung aus ihrem dunklen Glutauge zu kaufen.

Meine Mutter konnte bei ihrer Duldsamkeit und Sanftmut dennoch sich nicht enthalten, Beatricen zu sagen, daß sie es jetzt für passender finde, wenn sie wieder zu ihrer Mutter zurückkehre, da Valentine genügenden Schutz und Hilfe an Mutter und Schwester habe. Mit halb spottendem, halb erzürntem Ausdrucke in Mienen und Stimme gab Beatrice ihre Befremdung über diese Ausweisung, wie sie es nannte, zu erkennen. —

Sie zog zu ihrer Mutter und man konnte ihr natürlich Rafaels Hiersein nicht verbergen; ja die schwache Mutter unterrichtete sie bald von dem heimlich geschlossenen Ehebund, nachdem sie vorher gelobt hatte, unserem Vater nichts davon mitzutheilen.

Alexander und Rafael, Freunde, so lange sie denken konnten, vertrauten sich gegenseitig die Geheimnisse ihrer Herzen, und Alexander versprach, all seinen Einfluß für die Liebenden zu verwenden, sobald des Vaters Zustand es gestatten werde, von so aufregenden Dingen mit ihm zu sprechen.

Die Aerzte verordneten für meinen Vater bald eine veränderte Lebensweise.

Wir mußten ihn nach dem einsamen Jagdschlosse bringen, welches von unserer kleinen Stadt nur zwei Stunden entfernt, aber ganz im Walde gelegen und fern allem Lärm und Getöse, das im Gefolge häuslichen und industriellen Schaffens und Wirkens der Städte ist, und nur zwei Personen sollten um ihn sein, sein Diener und eine seiner Töchter, zur speziellen Pflege.

Es versteht sich von selbst, daß ich ihn begleitete und Martin, unser treuer Diener.

Valentine war noch leidend, Ulrika pflegte unsere Mutter, welche sich von dem empfangenen Schmerzensschlage nicht erholen konnte.

Ueber ein halbes Jahr lang war ich in jenem einsamen Schlosse die einzige Gefährtin des halbwahnsinnigen Vaters, der mir in seinen Fantasien das fürchterliche Bild einer verbrecherischen Liebe entrollte, und mir meine Jugend, meinen Glauben an Menschen vernichtete, meine Achtung vor dem heiligen Vaternamen raubte, und mich, zerrissen und zerstört, verletzt in all' meinen tiefsten, heiligsten Empfindungen oft an den Rand der Verzweiflung brachte. —

Da — in diesen entsetzensvollen Stunden war denn Niemand um mich, als der treue alte Martin — er, der all' das Unglück unseres Hauses kannte — der alles wußte, denn er hatte ja mit klarem, unbefangnem Auge, nicht wie Jedes von uns, durch ein eigenes geheim getragenes Leiden für das geblendet, was um uns her vorging — das Verhängniß kommen und sich erfüllen sehen — er wußte ja Alles! — Er war es dann stets, der vor mir niederkniete, wenn ich verzweifeln wollte, meine Hand nahm und demüthig zärtlich sprach:

„Die beste, edelste der Töchter muß auch die beste, gläubigste Christin sein! Fassen Sie Muth, liebes Fräulein und schauen Sie da hinauf! Gott verläßt die Seinen nicht!“ —

Diese einfachen rührenden Ermahnungen gaben mir denn auch stets die nöthige Kraft wieder, um die Wucht meiner Leiden zu tragen.

Fast jeden Abend kam Alexander heraus geritten, öfters kam unsere Mutter und die Schwestern, um nach dem Vater zu fragen, aber sie blieben stets im Gartenpavillon — Wagen und

Pferde hielten in gehöriger Entfernung, daß kein Geräusch des Vaters Ruhe störte, denn selbst das Fallen eines Briefes, ein kaum hörbarer Tritt verursachte ihm heftige Schmerzen. —

Wir hatten alle bewohnten Zimmer mit dicken doppelten Teppichen belegt, Thüren und Fenster mit Vorrichtungen versehen, daß sie geräuschlos zu öffnen waren — und gingen in filzbesohlten Schuhen wie schweigende Gespenster im dunkelverhängten Schlosse umher.

O es war eine trübe, traurige Zeit — die Zeit meiner Jugend! —

Bald kam meine Mutter nicht mehr nachzufragen — sie erkrankte — sie zehrte sichtlich ab. — Man verheimlichte mir lange die schreckliche Vermehrung unseres Familienunglückes, aber als sie gar nicht mehr kam, und mir die unbestimmten Nachrichten über sie nicht mehr genügen wollten, als ich in Aller Augen Thränen sah, die man mir verbergen wollte — da beschwor ich Rafael, der jetzt täglich mit Alexander kam, um nach dem Vater zu fragen, mir die Wahrheit zu gestehen, und Rafael sprach:

„Meine theure Cornelie! es ist längst gegen meine Ansicht geschehen, daß man Dich über den Zustand der Mutter täuschet — Du bist so kräftig, so muthig im Leiden — Du verdienst mehr als alle Anderen den Segen der Mutter — daß man Dich nicht in Gefahr bringen sollte, ihn nicht mehr empfangen zu können."

„Barmherziger Gott, schrie ich, so stirbt meine Mutter?"

„Sei stark, meine Schwester, sprach jetzt Alexander. Ich fürchte, es ist so. Seit mehreren Wochen verläßt sie das Bett nicht mehr, segnet dich täglich tausendmal, nennt dich, und mit Recht, ihr bestes, edelstes Kind — leidet es aber nicht, daß man Dich zu ihr führe, denn sie will dem Vater Deine Pflege nicht rauben, an die er gewöhnt ist, und ohne welche er, wie sie meint, sterben müsse. O Cornelie! es ist schweres, tiefes Unheil

über unsere Familie hereingebrochen — wann und wo wird es enden!!" —

Ich versuche es nicht, den Schmerz zu schildern, der mich durchtobte! — Das Herz zog mich hin an's Bett der leidenden, geliebten, verehrten, eben in ihrem still getragenen Schmerze mir als eine Heilige vor der Seele schwebende Mutter — hier fesselte mich die Pflicht an das Lager des Vaters, den ich, ach, daß ich es gestehen muß, nicht einmal mehr achten konnte, der mir als der Mörder meiner Mutter erschien, und der dennoch ausschließlich meine Pflege verlangte!!

O es gab einen Augenblick — warum soll ich mein Unrecht, die Schatten meines Charakters nicht schildern — wenn ich Alles erzähle, was mich im günstigen Lichte erscheinen läßt — es gab einen Augenblick, wo ich mir sagte: „ich werde Beatrice zu seiner Pflege herausschicken, mag dieser Dämon unseres Hauses die bösen Tage mit ihm theilen, wie sie in den Tagen des Glückes ihn zum Untergang geleitet hat" — aber natürlich siegte kindliches Erbarmen mit dem hilflos daliegenden Manne bald, und ich that wieder meine Pflicht. —

Jetzt aber — als jede Stunde mich fürchten ließ, sie könne die Letzte der theuren Mutter sein — jetzt ließ ich mich nicht mehr halten, und als am nächsten Abend Valentine mit Alexander kam und mir sagten, daß die Mutter sehr schwach und leidend, heute selbst den Wunsch geäußert habe, mich zu sehen, da ließ ich Valentine bei dem Vater, der seit mehreren Tagen volles Bewußtsein erlangt hatte, sagte ihm, daß unsere Mutter eine leichte Unpäßlichkeit befallen und daß sie wünsche, mich auf einige Tage bei sich zu sehen, und daß Valentine meine Stelle vertreten werde.

Der Vater mochte kaum ahnen, daß er bereits sieben Monate in dem einsamen Schlosse unter meiner Pflege gewesen — er nickte freundlich zustimmend, und flüsterte:

„Aber bleibe mir nicht zu lange — und grüße die Mutter und — die Anderen,“ fügte er leise erbebend bei. —

Schaudernd wandte ich mich ab, eilte in den Wagen und in die Arme der Mutter, die mich fieberhaft an sich preßte, mich mit den innigsten Zärtlichkeiten überhäufte und mich tausendmal segnete, und unter heißen Thränen ihr bestes Kind nannte.

Ich hatte durch lange Nachtwachen, innere und äußere schmerzliche Eindrücke, und durch den fast ununterbrochenen Aufenthalt in dem finstern Jagdschlosse die Kraft meiner Nerven fast erschöpft. — Der Anblick meiner sterbenden Mutter, der Gedanke, dies theure Wesen bald nicht mehr, nie mehr im Leben wiederzusehen — Alles was meine einmal aufgeregte Fantasie mir im Gefolge dieser schmerzvollen zu erwartenden Ereignisse zeigte, betäubte mich gänzlich, und es war wol eine Art Ohnmacht, welche mich am Bette meiner Mutter erfaßte. Ich sank zusammen, man legte mich auf ihren Befehl auf ein Ruhebett neben dem ihrigen, und ich lag so halb schlafend, bewußtlos mehrere Stunden neben ihr, und dennoch war es keine Ohnmacht nach gewöhnlichen Begriffen, die sich meiner bemächtigt hatte, es war mehr ein Ausruhen der Nerven und Lebensgeister, welche, zu straff angezogen, plötzlich den Dienst versagten und gleichsam die Ruhe einiger Stunden für sich erzwangen.

Plötzlich fühlte ich meine Stirne wie mit Geisterhauch berührt, ich hörte ein Flüstern über mir, mit süßen, wohlbekannten Worten, eine schwere Thräne fiel auf meine Wange, ich öffnete die Augen und sah das bleiche, edle, schöne Gesicht meiner Mutter, welche sich mühsam im Bette aufgerichtet, über mich beugte.

Die Nachtlampe warf einen matten magischen Schein über das dunkle Gemach, Niemand war zugegen, als meine sterbende Mutter und ich.

Schnell sprang ich empor, beschämt und schmerzlich berührt darüber, daß ich zu schwach gewesen einzuschlafen und mich selbst um die kostbaren, ach vielleicht letzten Stunden bei meiner Mutter zu betrügen.

„Ich habe Dich geweckt, mein Kind," flüsterte meine Mutter, „vergib, aber Gott allein weiß, ob ich noch einen Tag erlebe, ob noch eine Nacht für mich diesseits des Grabes anbricht, und ich habe mit Dir noch zu sprechen."

„O sprich nicht so, geliebte Mutter," flehte ich, „Du wirst wieder genesen, wenn Du nur wieder Muth fassen, wenn Du den Wunsch haben möchtest, zu leben, denn Du stirbst, weil Du willst, ich fühle das klar und deutlich, wenn ich es gleichwohl nicht näher erklären könnte."

„Das ist es, mein Kind," erwiderte meine Mutter, „was mich auch jetzt bewegt, mit Dir, der Jüngsten unter meinen Kindern, zu sprechen, das ist es, was Dich stets meinem Herzen näher brachte, als die Andern, obgleich ich alle meine Kinder mit gleicher Innigkeit liebe, Dein reifes Urtheil, Dein klares Auffassen der Dinge und Verhältnisse. Du bist theilweise von der Natur schon besonders begabt mit festem, kräftigem Lebens- und Leidensmuthe — andern Theils haben die schmerzlichen Eindrücke, die Dein junges Leben berührten, Dich frühreif und über Deine Jahre hinaus verständig gemacht. Bedecke die Lampe besser mit dem Schirme, mein Kind, und habe Acht, was ich Dir sage."

Ich that, wie sie befahl.

Es war fast dunkel in dem Zimmer, nur am Plafond über der Stelle, wo die Lampe stand, war ein runder glänzender Fleck, der Licht verbreitete, wie eine strahlende Sonne, die ihre letzten Feuerkräfte verwendete, um die feierliche Todesstunde eines edlen Menschenlebens zu beleuchten.

„Neige Dich ganz zu mir, mein Kind, und gib mir Deine Hand," fuhr meine Mutter fort, „und merke genau, was ich Dir zu sagen habe. Ich sandte Deine Geschwister fort, weil ich verlangte, mit Dir allein zu sein, weil ich heute noch die Kraft fühle, zu sprechen."

„Du bist zu klug, meine Cornelia, um nicht das schaudervolle Unglück unseres Hauses erkannt zu haben. Wenn auch noch ein Kind damals, so hast Du dennoch oft Deine klaren Augen forschend auf mir ruhen lassen, und Dich mit Thränen abgewendet, wenn Du mich in stummen Schmerz vergehen, und die bittern Demüthigungen still ertragen sahest, welche — jenes unselige Geschöpf mir bereitete."

„Ich sah später, mit welcher Kraft Du Dein eigenes Leiden trugst, denn das Mutterauge erkannte bald das unglückliche Gefühl, welches in dem Herzen meiner beiden Töchter für ein und denselben Gegenstand erwachte, und ich sah, wie Du edel und entsagend schwiegst und der Schwester Stütze wurdest. Gott segne Dich dafür, mein Kind, Du hast Dir durch diese Selbstverläugnung die Achtung Deiner Mutter erworben, und der Vorzug, den ich Dir sterbend einräume, denn in Deine Hände lege ich mein Vermächtniß, und Du sollst nach meinem Tode die Vollstreckerin meines Willens sein."

Müde und angegriffen legte meine Mutter jetzt sich in die Kissen zurück und nach kurzer Ruhe fuhr sie fort:

„Wenn ich werde im Grabe ruhen, und Dein Vater seine Gesundheit wieder erreicht haben wird, dann wird jenes Geschöpf die alte Gewalt wieder über ihn erlangen, dann wird sie vielleicht ganz meine Stelle einnehmen wollen, und ich fürchte, daß Dein schwacher, ach so verblendeter Vater dann alle ihre Wünsche erfüllen, und ihr den Namen geben wird, nach dem sie strebt, als das Ziel ihrer Wünsche."

„O nein!“ rief ich, schaudernd vor dieser Möglichkeit, — „o nein, meine Mutter, — nein — das kann, das darf nicht geschehen!“

„Es würde sicher geschehen,“ sprach meine Mutter fest, „wenn ich nicht noch aus dem Grabe herauf reichen und das Abscheuliche hindern würde. Wenn also dieser schreckliche Moment käme, so tritt vor Deinen Vater hin, mein Kind, und sprich, indem Du ihm das versiegelte Schreiben gibst, welches Du in meinem Secretär in der dritten Schublade rechts finden und gleich nach dieser unserer Unterredung zu Dir nehmen wirst, sprich: „mein Vater, dies Schreiben sendet Dir meine Mutter aus dem Grabe zu, sie legte es in meine Hände und befahl mir, es Dir an einem vorherbestimmten Tage zu geben, und bei Dir zu sein, wenn Du dessen Inhalt lesen würdest.“

„Dann wird Euer Vater jenes Geschöpf nicht an meine Stelle setzen — er kann es nicht, es würde eine ruchlose Blutschuld sein, die ich Dir, mein reines, schuldloses Kind nicht näher bezeinen kann. Ich aber werde erst dann die Ruhe des Grabes finden — wenn jenes Geschöpf für unsere Familie unschädlich geworden — wenn mein armer verblendeter Gatte den Abgrund ihrer Verworfenheit erkannt — und meines armen Sohnes leidenschaftliche Glut für denselben unwürdigen Gegenstand erloschen ist — dann erst werde ich ruhen, ach ruhen, tief und selig.“ — —

Ich gelobte meiner Mutter Alles was sie verlangt hatte, treu und redlich zu erfüllen, obgleich ich hoffte, daß mein Vater nicht so weit in seiner Verblendung gehen werde, wie sie befürchtete.

„Dann,“ fuhr meine Mutter fort, „sei Ulrika's Schutzengel — und wenn Euer Vater das geheim geknüpfte Eheband nicht anerkennen, nicht vergeben wollte, obgleich ich in einem Ulriken übergebenen Schreiben an ihn, seine väterliche Liebe zu bewegen suchte — so möge Ulrika mit ihrem Gatten nach Italien zurückkehren;

dort in der schönen Villa, an dem Herzen der vollkommensten, der schönsten, herrlichsten Natur, bei dem braven, liebenswürdigen Oheim Rafael's wird sie ein Glück finden, welches so wenigen Sterblichen zu Theil wird."

„Ihr, meine andern Kinder werdet vielleicht weniger glücklich sein — aber auf Euch allen ruht der Segen der sterbenden Mutter, und Du wirst, mein gutes, geliebtes Kind, Dich kräftig und thätig des armen, irregeleiteten Bruders annehmen, Du wirst ihm sagen, daß die Mutter von dort oben herab auf ihn blickt, und daß er die Ruhe ihres Grabes stören würde, wenn er bei seiner unseligen Leidenschaft für das gefallene, unwürdige Wesen beharren wolle, für die Mörderin seiner Mutter."

Nach diesen Worten fiel das theure Haupt der Sterbenden schwer zurück — die Züge nahmen eine eigenthümliche Schärfe an, die Augen schlossen sich.

Angsterfüllt, entsetzt eilte ich ins Nebenzimmer, wo Ulrika, Alexander und Rafael in großer Sorge und schmerzerfüllt den Moment erwarteten, wieder eintreten zu dürfen.

Wir eilten ans Bett der Mutter — Rafael hob den Deckel der Lampe empor — der Schein des Lichtes beleuchtete ihre theuren, ach so sehr veränderten Züge — wir glaubten, sie sei bereits hinübergegangen, und Ulrika sank mit einem Schmerzensschrei am Bette nieder! —

Kehrte die scheidende Seele, bewegt durch die Stimme des geliebten Kindes noch einmal zurück zur Erde, der sie bereits schon entflohen war, oder hatte sie so lange geweilt, bis die theuren Wesen, denen sie den letzten Scheideblick schenken wollte, versammelt waren? — Wer könnte hierüber entscheiden?

Genug, die gebrochenen Augen erhielten noch einmal einen matten Schimmer — ein verklärendes Lächeln zog über die bleichen Züge — der Mund, der uns so oft Tausende von Liebeswor-

ten zugerufen, bewegte sich fieberhaft, und das Herz der Mutter errang den Sieg über die schon marmorkalte Gestalt; es belebte, erwärmte sich für einen Moment, und mit unaussprechlicher Liebe flüsterte unsere Mutter:

„Ich segne Euch, geliebte Kinder, lebet wohl, bringt meinen Segen, die Versicherung meiner Liebe Eurer ältesten Schwester. Gott erhalte Euch einig — in Liebe für einander — ich vergebe Eurem Vater — wenn er — bereut — duldet nie — meine Kinder, daß —"

Ein elektrischer Blitz durchzuckte die Gestalt, ein matter Schrei — und sie war todt!

* * *

Ich kehrte am andern Tage nach dem Jagdschlosse zurück, denn am Morgen nach der Mutter Tod, kam der alte Martin herein und brachte den Befehl des Vaters, daß ich kommen möge, da Valentinens Pflege ihm zu geräuschvoll sei.

Ehe ich die Stadt verließ, hatte ich die von meiner Mutter bezeichneten Papiere zu mir genommen, und mit Ulrika und Rafael ernstlich über die Zukunft gesprochen und erfahren, daß das heimlich geschlossene Band bald nicht mehr zu verbergen sein werde, da Ulrika bereits in zwei Monaten Mutter werden solle.

Rafael klagte mir seine tiefe Empörung über Beatricens Betragen, denn wie hoffnungslos auch der Zustand unseres Vaters war, so blicke aus Allem, was sie spreche und thue dennoch klar hindurch, daß sie die Hoffnung hege, einst noch die so schmerzlich leergewordene Stelle unserer armen Mutter einzunehmen.

Ich vermochte es nicht, meinen gränzenlosen Abscheu vor diesem Wesen zu verbergen, und Rafael, der edle Freund, der unglückliche Bruder Beatricens theilte mein Gefühl, und wir beschlos-

sen vereint dahin zu wirken, daß ihre Ränke machtlos werden sollten.

Beatrice befand sich seit mehreren Monaten schon auf einem Gute in der Nähe Auburgs bei einer Dame von sehr zweifelhaftem Rufe, welche sich ihr besonders angeschlossen hatte, nachdem sie von der bessern Gesellschaft unserer Stadt schon aus Achtung für meine Mutter offenbar gemieden wurde.

Alexander hing, blind und taub gegen alle unsere Vorstellungen, an den Blicken der Zauberin, und selbst der momentan tiefe Eindruck, den der geliebten Mutter Tod auf ihn gemacht, schwand bald unter dem verderblichen Einflusse Beatricens, welche er oft und stets auf mehrere Tage in ihrem neuen Aufenthaltsorte besuchte. — —

Als ich ans Bett des Vaters trat, nachdem ich Valentinen den Segen der Mutter gebracht und wir uns Herz an Herz gedrückt, und uns über den unersetzlichen Verlust satt geweint, war ich überrascht, ihn auffallend munter und bei Bewußtsein zu finden, und wie ich seit sieben Monaten nicht mehr von ihm gehört, sprach er vernehmlich und zusammenhängend:

„Bist Du endlich da, Cornelia, mein Benjamin? Ich habe schon mit Sehnsucht auf Dich gewartet, denn wie aufmerksam Deine Schwester auch gewesen, wie sie mich zärtlich pflegte, so bin ich nun doch schon zu lange an Deine weiche Hand gewöhnt, als daß ich den Unterschied nicht sollte gefühlt haben."

„Ich freue mich, lieber Vater," erwiderte ich, „Dich so kräftig und verändert zu finden."

„Dies glaube ich Dir, mein Kind, Du hast dadurch Hoffnung, endlich dem finsteren Aufenthalt Lebewohl sagen zu können, der Dir wohl drei bis vier Monate Deiner Jugendzeit geraubt hat. Nicht wahr, so lange mag es wohl sein, daß ich hier bin?"

Valentine sah mich fragend an, sie hatte dem Vater schon einmal ausweichend auf dieselbe Frage geantwortet, und es schien ihm daran zu liegen, daß man ihn aufkläre, wie lange er krank gewesen.

O ich kann es nicht verbergen — es lag in diesem plötzlichen Aufleben des Mannes, der seine Frau, einen Engel der Güte und Duldung, durch seine Kälte, Treubruch und Lieblosigkeit getödtet hatte, ein namenlos bitteres Gefühl. Noch klangen in meiner Seele die Abschiedsworte meiner geliebten Mutter nach, noch fühlte ich den matten, krampfhaften Druck ihrer Hand, noch sah ich das sterbende, brechende Auge, und die theure Gestalt im Sarge liegen, in welchen ich sie, ehe ich schied, betten half, und meine Seele empörte sich davor, ihn dem Leben entgegen gehen zu sehen, dem Leben, welches er vielleicht mit der Mörderin unserer Mutter theilen wollte. —

So kam es denn, daß ich mit geringerer Vorsicht, als ich jedenfalls früher angewendet hätte, erwiderte: „Du liegst bereits seit sieben Monaten hier."

„Sieben Monate!" schrie er plötzlich und barg das Gesicht in den Händen, „o was kann in sieben Monaten Alles geschehen sein!!"

„Viel, o viel," rief ich schluchzend, und auch Valentine konnte die mühsam zurückgehaltenen Thränen nicht länger mehr hemmen.

Verwundert sah er uns an, abwechselnd mich und Valentine, und frug dann:

„Ihr weint? Ist Eure Mutter kränker geworden? Oder ist sonst ein Unglück —"

„Unsere Mutter," erwiderte ich unter Valentinens lautem Schluchzen, „ist sehr, sehr krank — und es gibt wohl kein Unglück für uns, welches mit diesem verglichen werden könnte. —"

„Sehr krank!“ wiederholte er vor sich hinstarrend „sehr krank? — Ich möchte sie sehen — mit ihr sprechen — wenn sie leidend ist, kann ich vielleicht ihr Trost geben! — Ist Eure gute Mutter nicht im Stande die kurze Fahrt heraus zu machen? Kann sie nicht zu mir kommen,“ frug er plötzlich, sich zu uns wendend.

Ein doppelter Schmerzensschrei, aus zwei gramerfüllten, trostlosen Kinderherzen kommend, antwortete ihm — und diese Sprache war deutlich genug für ihn. — Leblos sank er zurück — und nur mit Anwendung aller zu Gebote stehenden Mittel und Martins Hilfe brachten wir ihn langsam zum Bewußtsein zurück. Als Valentine am Abend zur Stadt zurückgekehrt und ich bei ihm allein war, nahm er plötzlich meine Hand und sprach:

„Mein liebes Kind! ich bin, wenn auch noch sehr schwach und krank, dennoch jetzt stark genug, das Schrecklichste zu hören — ich bin auf Alles vorbereitet. Darum sage mir die Wahrheit: ist meine Mathilde todt?“ —

„Sie ist bei Gott“ — hauchte ich, ängstlich, daß die Nachricht eine abermalige böse Wirkung haben könne. —

„Todt!!!“ — sprach er vor sich hin — „todt — geschieden ohne mir Lebewohl gesagt, ohne mir vergeben zu haben,“ flüsterte er kaum hörbar.

Da stand ich auf, es kam ein Gefühl über mich, als gebiete mir meine Mutter ihren letzten Willen zu vollziehen — als müsse jetzt der Sturm auf sein Herz gemacht werden, der es retten solle.

Ich nahm seine zitternde Hand — und sprach laut und feierlich:

„Ich bringe Dir den Segen meiner Mutter! Sterbend hat sie Deiner in Liebe gedacht, und mir befohlen, Dir die Versicherung ihrer unwandelbaren Liebe, die bis zum Tode und darüber hinaus als heilige Flamme in ihrem Herzen gelodert, und ihre Vergebung zu bringen!!“

„Ihre Vergebung?“ lispelte er, die Hände faltend.

„Bedingungsweise!“ wagte ich, „das siebzehnjährige, aber durch harte Prüfungen früh reif gewordene Mädchen, beizufügen — und gab mich einer momentanen Inspiration hin — einer dunklen Hoffnung, daß jetzt der Augenblick sei, Eindruck auf des verblendeten Mannes Herz zu machen. —

„Bedingungsweise?“ betonte er langsam nachsprechend, „o ich verstehe!“

„Bedingungsweise, mein Vater,“ fuhr ich fort, „denn die Sterbende drohte ihren Segen, ihre Vergebung zurückzunehmen, wenn jemals —“

Ich vermochte es nicht weiter zu sprechen. Aufregung, Angst über mein Wagniß — die Furcht, auch den Vater sterben zu sehen, wenn ich weiter in ihn dringe, erstickten mir die Stimme.

Mit einem unbeschreiblichen Blicke sah mein Vater zu mir empor, sprach leise, unverständlich für mich, vor sich hin, und schloß dann die Augen. So lag er bis Mitternacht. —

Es kam die Stunde, in welcher mich Martin ablösen sollte, und ich wollte eben den nebenan ruhenden treuen Diener wecken, da mich Müdigkeit und Ermattung einer Ohnmacht nahe brachten, als mein Vater plötzlich die Augen öffnete, mich scharf ansah und sprach:

„Wenn einst die Stunde käme, in welcher Du die Erinnerung an Deiner Mutter letzten Auftrag an mich geeignet finden solltest, so thue es kühn, mein Kind, sage Deinem Vater: Die Mutter verzieh nur bedingungsweise! — und dies wird genügen! Es wird eine Zauberformel sein gegen jeden bösen Einfluß. — Geh schlafen, mein Kind! Du bist dem Umsinken nahe! Auch ich will schlafen. Sie schläft ja sanft und ruhig. Schlaf wohl, Mathilde,“ flüsterte er, „und habe Ruhe im Grabe!“

„Amen," sprach Martin leise, der unterdessen eingetreten war, und meine Stelle einnahm.

Ich sank bewußtlos auf mein Bett, und der Engel des Schlafes goß Trost und Erholung in meine müde Seele.— —

— — — — — — — — — — — —

Die Mutter ruhte seit vier Wochen in der stillen Gruft, der Vater hatte sich an den Gedanken, sie Jenseits zu wissen, gewöhnt, und erholte sich wunderbar schnell, so daß die Aerzte wünschten, er möge wieder langsam sich in das Leben finden lernen; an Geräusch und Bewegung sich gewöhnen.

Wir führten ihn täglich in den Garten, der Frühling hatte sich in voller Pracht mit Blüten und Blumen geschmückt — und mit der erwachenden Natur erstarkten auch seine Lebensgeister.

Der heftige Schmerz im Gehirne kehrte nur selten und immer in milderem Grade wieder, und wenn auch seine Gestalt noch gebrochen, sein Gang schleppend und mehr der eines siebenzigjährigen Greises als eines rüstigen Fünfzigers war, so konnte man dennoch den täglichen Fortschritt der Besserung erkennen. —

Täglich kamen Valentine oder Ulrika zu uns, auch Alexander, wenn er nicht bei Beatricen weilte, die sich noch immer bei ihrer neuen Freundin aufhielt.

Auch Frau Marandi kam einige Male, und vermied es offenbar von ihren Kindern zu sprechen, hielt sich auch immer nur kurze Zeit auf, und mein Vater schien jedesmal von ihrem Erscheinen so seltsam peinlich berührt, daß sie endlich ganz weg blieb.

Nach weiteren vierzehn Tagen wünschte mein Vater plötzlich nach der Stadt zurückzukehren, und da die Aerzte nichts dagegen einwendeten, so mußten wir gehorchen.

Dieser Umzug wurde von meinem Vater mit einer fieberhaften Hast betrieben — er konnte den andern Morgen kaum erwarten, der ihn zur Stadt bringen sollte, und als die Geschwister

Abends zurückgefahren, und wir zum Letztenmale allein waren in dem einsamen Waldschlosse, da rief mich mein Vater plötzlich zu sich, schloß sein Bureau auf, nahm eine Rolle Ducaten, legte sie in meine Hand und sprach: „Ich weiß mein Kind, daß ich Dir keine größere Freude machen kann, als wenn ich Deinem guten Herzen Gelegenheit gebe, Gutes zu thun, darum übergebe ich Dir eine nicht unbedeutende Summe, verwende sie nach Gutdünken. — Habe Dank, mein geliebtes Kind! für die Pflege, für das Opfer kindlicher Liebe und Treue, das Du mir gebracht! So wie der Segen Deiner verklärten Mutter schon auf Deinem theuren Haupte ruht, so möge auch der Segen Deines dankbaren Vaters Deinem Herzen Genugthuung und Lohn sein, für so viel Liebe und Ergebenheit! —"

Und mit inniger Zärtlichkeit drückte er mich in seine Arme, an sein Herz. —

Ich fühlte, daß jetzt der Moment gekommen sei, für meine arme Schwester zu sprechen, zog des Vaters Hand an meine Lippen und sprach bebend:

„Mein guter Vater! wenn Du die Erfüllung meiner kindlichen Pflicht so hoch anschlägst, so dürftest Du wohl auch geneigt sein, die Bitte Deines Kindes, die erste, die es im Leben an Dich richtet, zu erfüllen."

„Wenn ich es vermag," erwiderte er mit einem leichten Stirnrunzeln.

„Sie betrifft Ulrikens Liebe zu—".

„Sprich nicht weiter," rief mein Vater, „nenne Niemand von jener Familie, die als Räuber unseres Glückes in unser Haus eindrangen."

„Du bist ungerecht," wagte ich zu entgegnen, „höchst ungerecht, mein Vater, denn Rafael ist ein edler, rechtschaffener Mann,

liebt Ulrika mit Treue und Innigkeit, und nur der Mangel eines adeligen Namens ist es, den Du ihm vorwerfen kannst."

„Ich will nicht," rief er plötzlich laut und heftig, „daß mir jemals mehr von dieser unpassenden Verbindung gesprochen werde. Willst Du mich neuerdings krank sehen?"

„Ich schweige, mein Vater, aber ich hoffe, daß Du selbst zur Einsicht kommen werdest, wie das Glück Deiner Tochter wohl die Ueberwindung eines Vorurtheiles verdient."

„Es ist kein Vorurtheil, was mich bestimmt, diese Verbindung für unmöglich zu erklären, Du bist zu jung, als daß ich mit Dir tiefer darauf eingehen könnte; — aber rathe Deiner Schwester, daß sie diese unmögliche Hoffnung aufgebe, wenn sie nicht des Vaters Haß — ja mehr noch — seinen —"

„Halt ein," rief ich innerlich entrüstet, wie noch nie, denn ich hatte zu viel gehört, zu viel beobachtet, um nicht trotz meiner Jugend und Unerfahrenheit dennoch einen richtigen Ueberblick in die ganze Sachlage thun zu können — und ich fühlte daher klar, daß mein Vater seines eigenen begangenen Unrechts wegen, die Verbindung des Bruders seiner Geliebten mit seinem eigenen Kinde für unpassend, vielleicht naturwidrig hielt—"

„Halt ein," rief ich, „und sprich das entsetzliche Wort nicht aus, welches Dir auf den Lippen schwebt. Ich setze Deiner Drohung die letzten Worte meiner Mutter entgegen: — sie sandte Dir bedingungsweise ihren Segen, ihre Vergebung — aber sie segnete aus vollem mütterlichen Herzen, unbedingt Ulrikens Liebe, und nannte Rafael ihren Sohn! —"

„Weil sie nicht wußte —" hauchten meines Vaters bleiche Lippen.

„Alles!" sprach ich, „Alles! sie kannte die volle Tiefe des Unrechtes, welches an ihr begangen ward, aber ihr reines edles Herz vermochte zu verzeihen! — Und so wirst auch Du vergeben

müssen, wenn Ulrikens Herz nicht im Stande ist, sich Deinen selbstsüchtigen Wünschen zu fügen. Was auch geschehen sein mag, um Dir diese Verbindung als unpassend, sündhaft erscheinen zu lassen, Rafael und Ulrika haben nichts dazu beigetragen, ihre Liebe ist rein, natürlich, und vor Gott und Menschen gerechtfertiget; denn warum sollten zwei schöne, junge, edle Wesen sich nicht lieben, wenn Sympathien und Neigungen sie einander in die Arme führen. — Gibt es Etwas, was diese Verbindung als ein Unrecht stempelt, so falle die Verantwortung auf die Häupter derer zurück, die solches Unrecht veranlaßt haben."

O es war dies nicht die Sprache eines Kindes zu dem Vater, und eines siebenzehnjährigen Mädchens — und dennoch gedenke ich jener Nacht mit Stolz, in welcher ich den Muth hatte, für die mir theuersten Wesen auf Erden also kühn aufzutreten.

„Genug," sprach mein Vater, „ich sehe, Du bist wohl unterrichtet, und staune über Dein frühreifes Urtheil. Laß uns für heute abbrechen, ich fühle mich sehr angegriffen, und Du willst doch wohl nicht selbst gewaltsam wieder zerstören, was Du befördern halfst — meine Genesung."

Er wendete sich ab von mir und ging zu Bette.

Am andern Morgen kam Valentine und der Arzt, und wir brachten den Vater nach der Stadt zurück.

Der Eintritt in unser Haus, in welchem nicht mehr die edle Gestalt der geliebten Mutter waltete, in welchem alle Zeichen der Trauer und des Schmerzes vorherrschten, die schwarzgekleidete Dienerschaft, meistens langjährige, treue Diener, welche meine sanfte, stille Mutter wie eine Heilige verehrt, und mit wahrer Trauer beweint hatten, und in deren stummen Mienen ein stiller Vorwurf für denjenigen lag, der die beste der Frauen langsam in Gram sich verzehren ließ — die öden, leeren Zimmer, Ulrikas und Valentinens tiefer Schmerz, Alexanders blasse Wangen und un-

heimlich glühende Augen, die sich oft fragend auf den Vater richteten, alles dies wirkte schmerzlich auf ihn ein, und schon fürchtete ich die Rückkehr seines Gehirnleidens.

Die wenigen näheren Befreundeten unseres Hauses, welche in den ersten Tagen kamen, den Vater zu besuchen, trugen auch nicht zu seiner Erheiterung bei, denn Niemand konnte es sich versagen, von meiner Mutter zu sprechen, ihr Name schwebte auf jeder Lippe, von ihrem Lobe war jedes Herz voll, und floß über.

Sechzehntes Kapitel.

Wir waren seit wenigen Tagen nach der Stadt zurückgekehrt, als plötzlich an einem herrlichen Morgen Beatrice in Begleitung ihrer Mutter in das Zimmer meines Vaters trat, und in den feurigsten Versicherungen, wie sehr sie sich über seine Genesung freue, und den Tod unserer guten Mutter bedauere, sich ergoß.

Stumm blickten wir Schwestern zur Erde, ohne ihre Grüße zu erwidern, und an unseres Vaters zitternder Stimme ließ sich die tiefe Aufregung erkennen, in welche ihn der Anblick seines bösen Dämons versetzte.

Meine Schwestern verließen unbemerkt das Zimmer, ihnen folgte Frau Marandi; aber ich, gestählt durch die heilige Mission, welche meine Mutter mir hinterlassen — war entschlossen, nicht zu weichen, und diesem unseligen Wesen die Kraft jenes heiligen Andenkens entgegen zu setzen. — Ich hoffte, sie zu vertreiben! —

Ach!! Ich kannte ja die Allmacht der Leidenschaften nicht! —

Mein Herz hat — einst für Rafael in reinem schwesterlichen Feuer geglüht, aber ich hatte alle Wünsche begraben, sie gingen unter in der Liebe zu meiner Schwester — ich wußte ja nicht, was

es heiße: sündhaft lieben — begehren — sich in Sünde anzugehören! —

Bald wendete sich Beatricens übermüthige Laune mir zu, sie mochte fühlen, daß in meinem beharrlichen Bleiben, irgend eine Absicht, ein ihren Plänen oppositionelles Vorhaben liege —, sie versuchte erst mich durch Freundlichkeit und Fragen über die jüngste Vergangenheit für sich zu stimmen, und als ich hierauf nicht einging, lobte sie meine kindliche Ausdauer und bediente sich des Ausdruckes:

„Wir Alle können Dir nicht genug danken für die aufopfernde Geduld, die Du bewiesen, und der wir unbedingt die Erhaltung des Grafen danken.“

Hoch erglüht, und wie ich wol fühlte, mit vor Abscheu und Empörung funkelnden Augen, erwiderte ich:

„Was die Tochter für den Vater, und somit für die Familie thut, gehört nicht vor das Forum fremden Urtheils — ich wüßte nicht, wer — außer meinen Geschwistern und unseren wenigen Verwandten ein Recht hätte, oder einen Grund an den Ereignissen in unserer Familie so besonderen Antheil zu nehmen. — Ganz fremde Personen, wie z. B. Sie! —“

„Warum nennst Du mich nicht, wie von jeher, Du? —“

„Weil ich es nicht vermag, noch will, und ich bitte Fräulein Marandi, sich gleichfalls einer anderen Redeweise gegen mich und meine Schwestern zu bedienen, wir glauben dies sowol, wie überhaupt das Abbrechen jeden Umganges mit ihr, unserer verklärten Mutter schuldig zu sein. —“

„Schweige!“ donnerte plötzlich meines Vaters Stimme — kräftig, wie ich sie noch nie gehört seit seiner Krankheit — und fiebernd, bleich und mit gränzenloser Wuth, die sich in all seinen Zügen ausprägte, stand er zwischen mir und Beatricen. „Du sollst die Dame nicht beleidigen in meinem Beisein, welche kommt, um mir

zu meiner Genesung Glück zu wünschen. Dies kann selbst das Andenken an deine Mutter nicht kränken. Verlaß das Zimmer, und komme nicht eher wieder, als bis Du einsehen gelernt, was Dir gebührt, und wie weit eines Kindes Rechte gehen."

Ein Basiliskenblick voll Hohn — voll Uebermuth traf mich in diesem Augenblicke — und stachelte den Schmerz der letzten Wochen und Monate hoch in mir auf. — Ich sah meine sterbende Mutter vor mir — ich hörte ihre letzten Worte — ich fühlte den Brief, den ich seit ihrem Tode stets bei mir trug, er wog in diesem Augenblicke bleischwer, als wolle er mich mahnen, daß es bald Zeit werden dürfte, ihn zu benützen — aber dennoch würde ich schweigend mich entfernt haben, denn ich hatte es noch nicht gelernt, mich dem direct und positiv ausgesprochenen Befehle meines Vaters entgegen zu stellen — da trat das Schicksal in Gestalt meines Bruders herein! —

Es war unsere Bestimmung, die sich erfüllte.

„Was geht hier vor, frug er — ich höre deine Stimme so laut hinschallen, mein Vater? —"

„Nichts, was Dich anginge, mein Sohn!"

„Es gefällt Ihrem Fräulein Schwester, sprach Beatrice, mit unaussprechlichem Hohne und Geringschätzung auf mich deutend — mich zu beleidigen — mir das Haus zu verbieten. —"

„Du — Cornelia? — sprach Alexander bebend — Du? —"

„Ich Alexander — ich deine Schwester, erwiderte ich jetzt aufstehend und mich hoch emporrichtend — und trotz Befehl des Vaters und deinen fragenden Blicken wiederhole ich hier: Wenn Beatrice Marandi noch einen Ueberrest von Ehre und weiblichen Gefühles in ihrer Brust trägt, so wird sie nie — nie mehr dies Haus betreten — dies Haus der Trauer —, in welches sie Gram, Verzweiflung und Tod gebracht hat! — "

„Cornelie, rief Alexander! o schweige! schweige! Du folterst mich! Wisse, daß ich nicht ohne Beatricen leben kann, daß mich ihres Anblickes berauben, mich tödten heißt —, daß sie mein ist, mein werden muß, und daß ich eben kam, um meines Vaters Einwilligung zu unserer Verbindung zu erbitten. —"

O wo ist der Künstler, der im Stande wäre, die verschiedenen Ausdrücke von Empfindungen zu schildern, die sich jetzt auf den Mienen von vier Personen ausprägten —, die so feindlich — in so unendlich ungleichen Gefühlen einander gegenüber standen? —

Meines Vaters große, von Krankheit gebeugte Gestalt erbebte in ihren innersten Grundfesten — er war unfähig ein Wort zu sprechen, die Augen irrten unstät von einem zum anderen der Anwesenden, krampfhaft hielt er sich an einer Stuhllehne fest — und seine Brust keuchte hörbar. Beatrice stand wie die verkörperte Sünde zwischen uns — lauernd auf die Beute, die sie sich erkoren, sie mochte fühlen — daß der kommende Augenblick ein entscheidender für sie sei. —

Alexander bot das Bild der entfesselten Leidenschaft. — Schön, kräftig — ach theurer Bruder, so jung, so blühend — so sehe ich dich noch im Geiste vor mir stehen, verblendet, bethört — aber dennoch liebenswerth in deinem Glauben, in deinen Ueberzeugungen, daß dies Wesen, dem Du deine Liebe zugewendet, kein Unwürdiges sein könne. —

Du solltest furchtbar entzaubert werden! —

„Mein Vater, hob Alexander auf's Neue an, Du giebst mir keine Antwort auf meine Bitte — ja ich sehe Dich in einer Aufregung, einer Bewegung, die ich mir nicht erklären kann, denn ich will nicht glauben, was böse Zungen sprechen — oder was der Schein mir als möglich aufdringen möchte." —

Unterdessen hatte mein Vater sich so weit erholt, daß er sich an Beatricen wenden und mühsam die Worte herausstoßen konnte:

„Und Sie, Beatrice, ist es auch Ihr Wunsch, meines Sohnes Gattin zu werden?“

„Ich überlasse Ihnen die Entscheidung, Herr Graf“ — antwortete sie, sichtbar nach einem Auswege suchend.

„Mir? rief mein Vater, mir? Halten Sie es für möglich, meines Sohnes Gattin werden zu können?“

„Warum nicht? rief Alexander dazwischen. Wo läge hier eine logische oder moralische Unmöglichkeit? Selbst wenn das Gerücht wahr wäre, welches meinem Vater die Schwäche zuschreibt, daß er, der Familienvater, der Gatte einer der besten, schönsten Frauen, von den Reizen Beatricens geblendet, sich in heimlicher Liebe für sie verzehrend, seine Würde verloren hätte — so könnte dies zwar mein Glück trüben, aber nicht hindern, denn Beatrice hat mir tausendmal geschworen, daß sie die lächerliche Neigung des so viel älteren Mannes nie getheilt — und ich werde meine Gattin auf eines unserer Güter bringen, wo sie ferne von Allem —“

„Beatrice! schrie jetzt mein Vater, an allen Gliedern bebend — und in einer Wuth, Aufregung und Schmerz, welche mir die fürchterliche Ueberzeugung gaben, daß die ganze, unheilvolle Kraft der Leidenschaft, welche meinen sonst so edlen Vater sich selbst entrissen, und zum Sclaven dieses unwürdigen Geschöpfes gemacht, und die wir erloschen glaubten, bei ihrem Anblicke wieder erwacht sei — Beatrice, rief er — das konntest Du?“ —

Aber sie, die listige Schlange, hatte in diesem Augenblick jedenfalls ihren Plan schon fertig. —

Es mochte ihr bequemer erscheinen, das Ziel ihres Strebens, die reiche Gräfin Stralow zu werden, durch die Hand des Vaters zu erreichen, als durch die des Sohnes, denn daß dieser ihre Vermälung mit dem Sohne nie zugeben werde, das sah sie wol ein, und bis zu dessen Großjährigkeit waren noch mehrere Jahre zu

warten, während hier nur die Trauerzeit abzuwarten stand — endlich mochte die Aussicht auf einem einsamen Gute als Gattin des Sohnes zu leben, für ihre Begriffe von Glück nicht genügen — sie trat daher plötzlich an meines Vaters Seite, nahm dessen Hand, und sprach:

„Ich füge mich ganz Ihren Befehlen, Herr Graf — entscheiden Sie über meine Zukunft!“ —

Jetzt war es mein Bruder, der bebend wie eine vom Sturm erschütterte Eiche dastand — und auf dessen todtenbleichen Wangen sich ein Abgrund von Leidenschaft ausprägte. —

Aber plötzlich stürzte er auf Beatricen zu, riß sie an sich, und rief leidenschaftlich:

„Mein bist Du! Du hast es geschworen — Du wirst und sollst Deinen Schwur halten —“

„Der Schwur ist ungiltig, schrie mein Vater — und in tiefe Gluthen tauchten sich seine entstellten Züge — ein älterer Schwur bindet sie — sie kann nie Dein Weib werden, Unglücklicher — denn sie ist —“

„Halt! schrie ich dazwischen — sprich nicht weiter, mein Vater! An Deiner Seite sehe ich die Gestalt meiner Mutter stehen, sie befiehlt mir, Dir zu geben, was sie für einen möglichen, von ihr gefürchteten Fall in meine Hände gelegt. Hier, hier, lies und dann erst entscheide!“

Und ich reichte ihm das Schreiben hin, welches meine Mutter sterbend mir anvertraut hatte.

Mit zitternden Händen riß es mein Vater entzwei — aber kaum hatte er dies etwa zehn Zeilen enthaltende Schreiben gelesen — so verwandelte sich sein ganzes Wesen auf eine fürchterliche Art. — Die Augen traten aus ihren Höhlen — die Züge verzerrten sich — die ganze Gestalt sprach Entsetzen, Wuth und Schmerz

aus. Das Blatt Papier, dessen Inhalt ihn in diesen Zustand versetzt hatte, hoch emporhaltend, rief er:

„Wenn es Wahrheit ist, was ich hier gleichsam aus dem Grabe heraustönend erfahre — "

„Es ist wahr, hatte ich den Muth zu rufen — meiner Mutter Hand würdigte sich nie herab, eine Lüge zu schreiben!"

„Schweig," schrie mein Vater immer wüthender werdend — „meine Tochter hat zu gehorchen — oder ich züchtige sie — kein Wort mehr! Du aber Beatrice lies — lies — und vertheidige dich — gegen diese schreckliche Anklage! — "

Aber ehe sie noch das Blatt Papier erreichen konnte, nach welchem sie, jetzt selbst bleich und zitternd die Hand ausstreckte, war ich dazwischen gestürzt, entriß es muthig den Händen meines Vaters und rief:

„Mir ward dies Vermächtniß übergeben — aus meiner Hand sollte es in meines Vaters Hand, aber niemals in die Hand einer Buhlerin kommen! — "

Und schnell, wie ein Blitzstrahl riß ich es in zwei Hälften und wollte damit forteilen — aber meines Vaters Arm hatte mich fest gehalten, und Alexander stürzte wüthend auf mich zu, schleuderte mich gegen die Wand, und schrie:

„Unglückliche! Du wagst es, mein Weib Buhlerin zu nennen! — Zurück Alle von ihr, sie ist mein! mein — und Niemand mehr entreißt sie mir — "

Ich war an die Wand getaumelt und stürzte dort zusammen — die Stirne stieß an die Ecke eines dort stehenden Tisches, Blut floß über mein Gesicht in einem dicken Strome herab — und als mein Schrei durch den Garten hin tönte, sprang plötzlich die Thüre auf, und Rafael, Ulrika und Valentine eilten herein.

Ich war nicht bewußtlos — diese Gnade wollte Gott mir nicht gewähren — ich lag in meinem Blute — unfähig mich zu bewegen, und sah und hörte Alles was geschah.

Bei Rafael's Anblick steigerte sich meines Vaters Wuth noch mehr — aber dieser und Ulrika waren zu mir niedergekniet, hoben mich auf und Valentine verband mir schnell die Stirne mit einem in Wasser getauchten Tuche.

Als mein Vater sah, daß ich lebte, kehrte sich sein ganzer Grimm gegen Rafael — und mit schneidender, haßerfüllter Stimme frug er:

„Was wollen Sie hier? Wer erlaubte Ihnen — was thun Sie hier?"

„Herr Graf," erwiderte Rafael mit Würde — „noch weiß ich nicht, was hier vorgegangen und wem ich hier meinen Beistand zuzuführen habe — jedenfalls aber ist an diesem Engel von Güte und Liebe ein furchtbares Unrecht geschehen. — Wer hat Cornelien so schmachvoll behandelt? Ich verlange es zu wissen."

„Mit welchem Rechte," schrie mein Vater, „drängen Sie sich in meine Familie —"

„Mit dem Rechte meines Gatten!" rief Ulrika jetzt sich hoch empor richtend — der verhüllende Ueberwurf fiel dadurch zurück, und zeigte ihre volle Gestalt, und zum erstenmale sah mein Vater, daß sie der Erfüllung mütterlicher Hoffnungen stündlich entgegensehen müsse. —

„Deines Gatten," hauchte er in einen Fauteuil sinkend — unterstützt von Valentine, die auf mein dringendes Bitten, widerstrebend zwar, sich ihm näherte — „deines Gatten? So ist es dennoch geschehen, das Abscheuliche — so habt Ihr das letzte Band zerrissen, das ich zwischen uns fest zu halten hoffte — ?"

Unterdessen aber hatte Ulrika aus meinen krampfhaft geschlossenen Händen den Brief unserer Mutter gerissen, hatte mit

einem Schrei des Entsetzens ihn gelesen, und an meine Seite hinsinkend verlor sie das Bewußtsein. —

Rafael, wohl erkennend, daß dieses Blatt Papier die Auflösung über all diesen Schrecken enthalten müsse — warf einen Blick hinein — und plötzlich entfärbte er sich zum Gipsbilde — seine Zähne knirschten, seine Augen funkelten, sein Mund bebte und rang nach Worten. Mit kräftigem Arme packte er Beatricen, riß sie mit unbarmherziger Gewalt nieder, und schrie wie außer sich:

„Nieder mit Dir in den Staub, elende Verbrecherin — flehe um Erbarmen —"

„Flehe Du selbst!" brüllte mein Bruder, „daß mein Weib Dir diese Schmach vergebe!!!" und wüthend, einem Wahnsinnigen gleich, packte er Rafael bei der Gurgel und riß ihn zu Boden.

Beatrice raffte sich auf, flog zu meinem Vater, stürzte sich in seine Arme und schrie:

„Rette mich, schütze mich, ich bin dein! er hat mich verführt, bethört — schütze mich!"

Aber mein Vater schob sie unsanft und unbewußt dessen, was er that, von sich, denn seine, wie unser Aller Blicke waren auf den gräßlichen Kampf vor uns gerichtet, den Rafael gegen Alexanders gränzenlose, o daß ich es sagen muß, vollständig thierische Wuth, kämpfte.

Alexander hatte Rafaels Kehle zugeschnürt, und schrie in fast unartikulirten Tönen:

„Sie ist schuldlos! ich schwor ihr, sie zu rächen, wenn Ihr sie beleidigen würdet! — Ihr Alle greift ihre Ehre an, und die Ehre meines Weibes — ist meine Ehre—!!—"

Rafael suchte sich von ihm los zu winden, und war ihm offenbar an Gewandtheit überlegen, aber Alexanders Wuth verdoppelte seine Kräfte; — da plötzlich stürzte sich Beatrice zwischen die Kämpfenden, ich sah etwas in ihrer Hand glänzen, es war

vielleicht ein Schlüssel, ein Messer, wer hätte klar gesehen in diesem gräßlichen Momente? —

Rafael verlor unter dem Drucke von Alexanders Händen schon fast die Besinnung, ich schrie um Hilfe, Ulrika lag ohnmächtig auf dem Sofa, mein Vater lag da, mit dem Kopf zurückgesunken, einer Leiche ähnlich, und vergebens versuchte Valentine seine sinkende Gestalt auf dem Fauteuil zu halten, da stürzte plötzlich Alexander rücklings über, und brach mit einem einzigen, furchtbaren Schrei zusammen, ein Strom von Blut floß von seinem Kopf über die Schläfe herab, die Arme sanken schlaff hernieder, die Augen schlossen sich, die erst noch so drohend gefunkelt, — und der Kampf war beendet, gräßlich, für immer beendet! — Beatrice floh durch das Zimmer in die Nacht hinaus. —

Ich habe sie nie wieder gesehen! —

In diesem schaudervollen Momente hatte ich so viel Kraft von Gott empfangen, aufzuspringen und meinem blutenden Bruder zu Hilfe kommen zu können, denn Rafael war zu Ulriken geeilt, und lag in Thränen schwimmend zu seines, noch bewußtlosen Weibes Füßen.

Aber ach! ich überzeugte mich nur zu schnell, daß hier menschliche Hilfe zu spät käme! —

Alexander war todt, todt durch die Hand Rafaels, des Gatten seiner Schwester.

Jetzt schlug Ulrika die Augen auf, mit einem Blick übersah und begriff sie auch sogleich die gräßliche Scene — und schaudernd wandte sie sich ab.

Ich eilte, das todtenblasse Haupt des Bruders niederlegend, zu ihr, und bat Rafael, den Mörder meines Bruders, der es nicht absichtlich zwar, nur durch Nothwehr, aber dennoch sein Mörder geworden war, schnell sich zu entfernen und zu fliehen, ehe er zur Verantwortung gezogen werden könne. —

Da rief Ulrika: „Bringt mich fort von hier! mein Gott, ich sterbe, welche gräßliche Qualen zerreißen meinen Leib — o helft, helft! —"

Ich ahnte, daß die Stunde gekommen sei, welche sie zur Mutter machen, ihr im Momente des fürchterlichsten Seelenschmerzes das höchste Glück des Lebens schenken wollte — und führte sie mit Rafaels Hilfe schnell auf ihr Zimmer, wo Frau Gumberg, die best renommirteste Wehmutter der Stadt bereits seit mehreren Tagen dieses Augenblickes wartete.

Ich sandte schnell Martin hinab in das Zimmer voll Gräuel, wo indessen Valentinens Hilferuf mehrere Diener herbeigebrach hatte, welche den Leichnam Alexanders auf das Sofa legten, und den ohnmächtigen Vater in sein Zimmer trugen.

Valentine und ein herbeigeholter Arzt brachten die Nacht bei ihm zu.

Siebzehntes Kapitel.

Nachdem nun mehrere Diener und der Arzt das schreckliche Ereigniß wußten, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Nachricht von dem plötzlichen Tode Alexanders schnell in der Stadt verbreitete, und als der schnell herbeigerufene Arzt Dr. Werner kam, waren wir Alle momentan unfähig, ihm Stillschweigen zu empfehlen — denn wir waren alle fast sinnlos und Jedes beschäftiget mit näher stehenden Pflichten. So hatte denn dieser auch sogleich bei dem Gerichte Anzeige machen lassen, daß hier ein Mord begangen worden, und er sowohl, als auch die Diener glaubten, es müsse ein gewaltsamer Einbruch, oder ein Anfall auf Alexanders Leben stattgehabt haben — und in wenig Minuten

verbreitete sich eine unsinnige Raub- und Mordgeschichte durch Haus und Stadt.

Es war ein Uhr in der Nacht, als Ulrika einem Knaben das Leben gab, während sie selbst bewußtlos, schwach und kaum athmend, zwischen Leben und Tod schwebte.

Frau Gumberg, eine vernünftige, erfahrene Frau, war von uns genau über Ulrika's Verhältnisse unterrichtet, und ihr die Geheimhaltung derselben zur Pflicht gemacht worden.

So kannte sie denn auch Rafael als Vater des Kindes, welches sie jetzt auf ihren Armen hielt und schnell eilte sie, nicht ahnend, daß der Unglückliche zum Mörder an seinem und seiner Gattin Glück und Ruhe geworden war, hinaus ins anstoßende Zimmer, wo Rafael auf den Knien lag, und für sein Weib und sein Kind zu Gott flehte, und zeigte ihm den Knaben, den er mit heißer Liebe und strömenden Thränen ans Vaterherz drückte!

Einmal! um nie wieder sein unglückliches Kind zu sehen!!! Denn als er mit dem Knaben zum Lichte eilen wollte, welches des Mondes helle Strahlen durch die hohen Fenster hereinsendete, als er seines Kindes Züge sehen, und sich in die Seele prägen wollte, da stürzte Martin herein, rief ihm angsterfüllt zu, er möge schnell durch den Garten fliehen, von Gerichtswegen suche man nach ihm, um ihn zu verhören, indem einer der Diener ihn habe wenige Minuten vor dem Morde in den Saal eilen sehen — und man einzelne Worte des Streites gehört habe, — und fast gewaltsam zog er ihn mit sich fort.

Die nächsten Tage zu beschreiben, würde ich unvermögend sein, denn ich verlebte sie in einem Taumel, voll von Entsetzen, Angst und Schmerz.

Im Saale auf hohem Catafalk lag die Leiche Alexanders. — Im unteren Stocke lag der Vater, düster, menschenfeindlich, fast irrsinnig um sich blickend, und wie er sich früher nach meiner

Pflege gesehnt hatte, so verbat er sich diese jetzt und verlangte Valentinens Nähe.

Gerichtspersonen verkehrten den ganzen Tag bei ihm — sein Haß gegen Rafael steigerte sich von Minute zu Minute, er nannte ihn als den Mörder seines Sohnes, und das hierüber aufgenommene Protocoll würde die That als den schwärzesten Mordanfall bezeichnet haben, wenn nicht ich und Valentine Alles gesagt hätten, was zur Milderung beitragen konnte. Mein Vater verlangte exemplarische Bestrafung des Mörders, erklärte die Ehe, welche ohne seine Zustimmung von der unmündigen Ulrika eingegangen, für ungiltig und gesetzwidrig, und selbst die Geburt des Enkels, die er uns bei seiner Flucht befahl geheim zu halten, konnte ihn nicht milder stimmen.

Valentine und ich baten den Beamten, der die Untersuchung leitete, um die strengste Verschwiegenheit. Ich erzählte ihm den ganzen Vorgang, und gestand ihm, daß Rafael, der willenlos, ja schuldlos zum Mörder geworden sei, geflohen, und daß daher das Aufsehen nutzlos wäre, welches die Sache machte. Er war ein alter, zartfühlender Mann, ein Freund unseres Hauses, und so erfuhr man in der Stadt bald eine Geschichte, welche den Namen Marandi's ganz aus dem Spiele ließ.

Die Gerichte forschten scheinbar mit Eifer nach dem Mörder, unterdessen war Rafael durch die Hilfe Martins bereits in Sicherheit, und außer dem Bereiche von unseres Vaters Macht und Einfluß.

Ulrika lag Tage lang ohne ein Zeichen von Antheil an Allem was vorging, zu geben, und ich fürchtete schon das Entsetzlichste, ihren Verstand gestört zu sehen.

Aber um das Maaß unseres Jammers voll zu machen, entdeckte mir Frau Gumberg an einem der nächsten Tage, daß Ulrikens Sohn eines jener unglücklichen Wesen sei, welche man Albinos nennt, und obgleich ich noch keinen richtigen Begriff von der Trag=

weite dieser Enthüllung hatte — denn ich war ja zu jung, um dieses Elend vollständig fassen zu können, so fühlte ich doch, daß unser Unglück nun den Gipfelpunkt erreicht haben müsse.

Beatrice und ihre Mutter hatten, nachdem letztere mehreremale gerichtlich verhört und beschworen hatte, von dem ganzen unglücklichen Ereignisse nichts zu wissen, die Stadt verlassen, und waren in eine entfernte Gegend Deutschlands gezogen.

Beatrice war in jener Schreckensnacht noch aus Auburg abgereist, und hatte ihrer Mutter schriftlich mitgetheilt, wo sie sie finden werde.

So entzog sich dieses unwürdige Geschöpf, dieser Dämon unseres Hauses, der so sehr verdienten Strafe! — —

Alexander war begraben! Er ward an die Seite seiner Mutter gebettet, ach, sie ahnte nicht unsere gute Mutter, daß ihr einziger Sohn ihr sobald folgen werde, und daß er sterben würde, in der Vertheidigung jener Elenden, die die Mörderin seiner Mutter gewesen, daß er sterben werde, durch die Hand des Bruders jenes verworfenen Weibes! Wunderbare Fügung des Geschickes, welches seine Werkzeuge anscheinend blind wählt, während für das prüfende, tiefer forschende Auge, ein hoher, erhabener Sinn, auch in der kleinsten Faser dieses Gewebes sich zeigt! — Er schlief sanft in der Familiengruft! Die Leidenschaften schwiegen für ewig, — das Unrecht sühnte der Tod des Jünglings, der dem Leben in der vollsten üppigsten Kraft des Mannes hatte entsagen müssen!

Schlafe wohl, mein Bruder!!! — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Ulriken's erste Frage, nachdem sie ihr Kind geküßt hatte, war, ob Rafael glücklich entkommen sei, ein Beweis, daß das Sachverhältniß richtig und klar vor ihrer Seele stand.

Wir hatten es natürlich vermieden, ihr den Zustand ihres Kindes mitzutheilen, und da es am Tage stets die Augen geschlossen

hielt, und die weißen Haare in der dicht verhüllten Stube ihr blond erschienen, so hatte sie keine Ahnung von diesem neuen Unglück.

Es mochte der achte Tag nach Alexanders Begräbniß sein, als unser Vater plötzlich nach mir verlangte.

Ulrika hatte zum Erstenmale das Bett verlassen, und saß bleich und matt auf dem Sofa; ich überließ sie der Sorgfalt der Frau Gumberg, welche wir für diese Zeit ganz ins Haus genommen, und die in der Stadt als abgereist galt, angeblich zu einer Schwester, die in einer entfernten Stadt ihre Hilfe beanspruchte.

Ich eilte zu meinem Vater hinab, den ich im Bette aufsitzend fand, mit Schriften und Briefen vor sich, in denen er eifrig las. Als ich eintrat, sah er mich mit einem kalten, harten Blicke an, winkte mir, da ich davon erschreckt stehen blieb näher, und sprach kalt, aber nicht unfreundlich:

„Ist Deine Schwester Ulrika wieder stark genug, um meine Bestimmungen über sie zu hören?"

„Nein, mein Vater," erwiderte ich, „Ulrika ist noch sehr schwach, sie hat heute zum erstenmale das Bett verlassen, ich bin überzeugt, es würde sie tödten, wenn —"

„Gut, so vernimm Du, was ich beschlossen habe, und bringe es ihr bei, sobald Du sie für stark genug hältst, es zu hören. Setze Dich hier an meiner Seite nieder, Du kannst zugleich alles das, was ich Dir sagen werde, hier schriftlich festgestellt in Empfang nehmen für Dich und Deine Schwester."

„Ehe Du mir Deine Befehle gibst, mein Vater, möchte ich wagen, Dir ins Gedächtniß zurückzurufen, daß meine Mutter der Verbindung Ulrika's mit —"

„Sprich nicht weiter," rief er mit erhöhter Stimme. „Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, über die Giltigkeit einer Ehe zu debattiren, welche von einer Unmündigen hinter dem Rücken

und gegen den ausdrücklichen Befehl ihres Vaters geschlossen wurde, sondern es liegt uns ob, nach besten Kräften dafür zu sorgen, daß die Schmach der Familie gemindert, daß die Schwester nicht als Gattin des Mörders ihres Bruders gelten, noch sich länger als solche betrachten möge. Ich hoffe nicht, daß Ihr es für möglich halten werdet, nach dem unseligen Ereignisse, welches mir den einzigen Sohn raubte, seinen Mörder als zur Familie gehörend aufzunehmen."

„Nein, mein Vater, obgleich Rafael jene unselige That nur als Nothwehr für das eigene, von Alexander bedrohte Leben gethan, so fühle ich nur zu gut, daß er für dieses Leben für uns todt sein muß, und ich irre gewiß nicht, wenn ich behaupte, daß Ulrika eben so denkt und fühlt, wie namenlos unglücklich sie auch dadurch wird, denn sie liebt ihn gränzenlos!"

„Und bin ich nicht auch unglücklich, ist der Verlust von Allem, was man auf Erden geliebt hat, kein Unglück?" rief er mit Schmerz. Aber schnell sich fassend fuhr er ruhig fort:

„Du wirst somit Deiner Schwester sagen, daß ich ihr befehle, nie und nimmer, ob ich lebe, oder todt bin, sich mit dem Mörder meines Sohnes zu vereinen — mein Fluch trifft sie in dem Augenblicke, in welchem sie diesseits des Grabes sich mit ihm vereint, oder in eine Verbindung mit ihm tritt, oder seinen Namen trägt — und vor Gott würde ich die ehrlose Tochter anklagen, welche dem Mörder ihres Bruders vergeben könnte. — Um aber seine Rückkehr unmöglich zu machen, werde ich dafür sorgen, daß das Schwert der Gerechtigkeit über seinem Haupte schwebe, sobald er Europa's Boden betritt. In diesem Augenblick schwimmt er Amerika zu, — und möge er dort in der neuen Welt die Früchte seiner fluchwürdigen That erndten."

„Du bist noch krank, mein Vater, folglich aufgeregt — und nichts ist natürlicher, als daß der Schmerz über den schrecklichen

Tod des Sohnes, Deinen klaren Blick trübt, und Dein sonst so richtiges Urtheil irreleitet — aber ich bin es der Vergangenheit und ihren heiligen Erinnerungen schuldig, Dir zu sagen, daß mir die That Rafaels mehr als ein großes entsetzliches Unglück erscheint, welches leider in seinen Folgen eben so schrecklich ist, als wäre sie eine eben so ruchlose That, als sie Deine kranke, aufgeregte Fantasie Dir zeigt. O mein Vater, es ist gewiß, daß Ulrika nie mehr Rafaels Gattin sein kann — aber ihn hassen — dies wird sie nicht vermögen, so wenig als ich es kann. — Ich kann nur unser finsteres Geschick anklagen, welches den besten, edelsten Freund, den liebevollsten, treuesten Gatten zum Mörder machte, und für immer uns entriß."

„Halte das mit Deinen innern Empfindungen wie Du willst, sprach mein Vater, aber richtet Eure Handlungen genau nach meinen Befehlen. Sobald Ulrika's Gesundheit gekräftigt genug ist, eine Reise ertragen zu können, wirst Du mit ihr nach Böhmen reisen, auf das Gut, welches von Deiner Mutter Oheim stammt, und uns zufiel. — Ihr bleibt dort, bis ich Euch zurückrufe. Ich selbst werde mit Valentine in ein fernes Bad reisen und den Sommer über dort bleiben. Es ist nöthig, daß man uns für lange Zeit hier nicht sehe, damit man aufhört, von uns zu sprechen. Das Kind," fuhr er mit Widerwillen fort, — „ein unglückliches Geschöpf — dem Gott, wie zu hoffen steht, kein langes Dasein bestimmt haben wird, soll in einer Anstalt untergebracht werden, wo es versorgt wird und wo man nie erfahren soll, wer seine unglücklichen Erzeuger sind."

„Unsere Dienerschaft wird bis auf Martin und den alten Anton gewechselt; zwei der Diener begleiten Euch nach Böhmen und bleiben dort für immer, zwei andere werden auf meine ferneren Güter versendet; Deine und Ulrika's Kammerfrau magst Du mitnehmen und ihr ewiges Schweigen zum Gesetze machen. Hier sind die eben ausgesprochenen Bestimmungen schriftlich von

mir festgestellt — haltet Euch darnach. Mein Testament ist für den Fall meines Todes deponirt — und theilt mein beträchtliches Vermögen in gleiche Theile zwischen Euch drei Schwestern, während ein Paragraf desselben Ulriken enterbt und mit meinem Fluche belastet, wenn sie jemals eine Vereinigung mit Rafael Marandi einginge, oder seinen Namen führen wollte."

„In Allem, was Du über uns verfügtest, mein Vater, sprach ich aufstehend, müssen und werden wir Dir gehorchen — was aber Deine Bestimmung über Ulrikens unglückliches Kind betrifft, so verzeihe, wenn ich Dir offen erkläre, daß ich Allem, selbst Deinem Fluche mich widersetzen würde — denn Gott könnte solchen Fluch nicht hören — wenn es mir nicht gelingen sollte, Dich hierin zu einer Abänderung zu bewegen."

„Nein, nein, niemals!" rief er.

„Und dennoch," erwiderte ich fest und ruhig, „und dennoch wirst Du die Nothwendigkeit einsehen, es zu erwägen und mir zu willfahren — denn ich habe vor Gott und meinem Gewissen geschworen, dieses unglücklichen Wesens Mutter zu sein — es nie von mir zu lassen, unter keiner Bedingung es fremden Händen zu übergeben, eben weil es ein von der Natur so stiefmütterlich bedachtes Wesen ist, und weil ich die innere Ueberzeugung habe, daß an dieser Verbildung eines sonst so wohlgeformten Kindes, nur der Gram, der Schmerz, die Angst und der Schreck, den die arme Mutter des Kindes ausstehen mußte, die Schuld trägt."

„Unsinn! wer setzte Dir solche Ideen in den Kopf?"

„Niemand, mein Vater, eine Stimme in mir spricht dies aus, und die in solchen Erscheinungen wohl unterrichtete Frau Gumberg widerspricht der Möglichkeit keineswegs. Indem ich mich also diesem Kinde widme, glaube ich die Schuld unserer Familie gegen dasselbe theilweise abzutragen, denn meine Familie ist es ja gewesen, zunächst sogar mein Vater und mein Bruder, welche alle jene

Schmerzen und Schrecken über Ulriken verhängten, als sie diesem armen Kinde das Leben geben mußte."

„Genug der Thorheit, Du wirst das Kind der Frau übergeben, welche ich bestimmt habe zu seiner Begleitung an den Ort — der —"

„Nie! nie!" rief ich, „ich schwöre es bei dem Andenken an meine Mutter, ich lasse nicht von diesem Kinde, ich habe es meiner Mutter gelobt, Ulriken und ihres Kindes Stütze zu sein, und trifft mich dafür des Vaters ungerechter Fluch, so schützt mich der Mutter Segen!" Und entschlossen und festen Muthes verließ ich sein Zimmer.

Valentine stürzte mir im Nebengemache in die Arme und weinte bitterlich — denn auch ihr hatte unser Vater seine Befehle schon mitgetheilt und sie zitterte vor der nahen Trennung von uns und der Pflicht, seine einzige Begleiterin werden zu müssen, denn sie fürchtete sich vor des Vaters ungewohnter Härte und Kälte, die sich seit der unglücklichen Katastrofe fühlbar gemacht hatte.

Ich tröstete sie so viel ich vermochte, — und eilte zu Ulrika, welche ich in wehmüthiger Freude lächelnd auf dem Sofa fand.

„O komm, komm, Cornelia!" rief sie mir entgegen, „hier — hier ein Brief von Rafael! Martin, der gute, treue Martin hat ihn mir gebracht — er ist an ihn adressirt. — Rafael schreibt von Hamburg aus, am Bord des Schiffes, welches ihn aufnahm, daß er glücklich den Nachforschungen, welche das Gericht wider ihn veranlaßt hatte, entkommen und gerettet sei."

Ich las, o nicht mit den Augen, mit dem Herzen las ich die theuern Worte, die letzten Grüße dessen, dem ich mein Leben zu widmen geschworen hatte, und ich erneuerte zu Gunsten seines Kindes das Gelübde.

Da ich Ulriken durch Freude gestärkt sah, denn bisher hatten wir noch immer für Rafaels Sicherheit gezittert — keine sichere

Kunde war uns bis jetzt von ihm gekommen — die paar Worte, welche mein Vater vorhin über sein Entkommen nach Amerika sprach, waren das Erste, was ich über ihn vernahm, und sein Unterrichtetsein bewies mir neuerdings, wie sehr man Rafaels Schritten gefolgt war — da ich also sah, daß Ulrika stark genug sei, um ihr des Vaters Befehle zu überbringen, so theilte ich ihr vorläufig mit, daß wir bestimmt seien, nach Böhmen zu reisen, was sie sehr freudig aufnahm, um so mehr, als sie sich ein Zusammenleben mit dem Vater jetzt als ganz unmöglich dachte.

Ich verschwieg ihr natürlich des Vaters Absicht, ihr das Kind zu entreißen, und hoffte sie nach und nach für den Plan zu gewinnen, welchen ich bereits bezüglich unserer Zukunft beschlossen hatte.

Ich muß hier auf mich selbst für einige Minuten zurückkehren.

Meine stille, starke Liebe für Rafael war durch sein Unglück in ihrer ganzen Kraft wieder hervorgebrochen. Es war mir unmöglich, ihn als Mörder meines Bruders zu betrachten, denn ich allein hatte ja mit vollem Bewußtsein die ganze schaudervolle Scene beobachtet, ich wußte, daß er nur in der Vertheidigung seines eigenen Lebens zum Mörder geworden war.

Anderseits aber fühlte ich klar, daß Ulrika ihm nie mehr angehören könne, denn das Urtheil der Welt würde sein Anathema über die Schwester ausgesprochen haben, welche ihre Hand in jene gelegt hätte, die den Bruder tödtlich traf. Ulrika war so jung — so schön, ich kannte die Elasticität ihres Geistes, ihres Herzens — ich wußte, sie werde sich von diesem harten Schlage erholen, und dachte mir für sie ein neues Glück im Leben möglich, während ich fühlte, daß die tiefen, schwarzen Schatten, welche an meinem Leben vorübergezogen waren, daß die schrecklichen Eindrücke, die ich in so früher Jugend empfangen, bei der ohnehin

ernsten Richtung meines Wesens — mich für alles Glück untauglich, unempfänglich gemacht hatten.

Ich beschloß daher, mich ganz dem unglücklichen Wesen zu widmen, welches die Schuld der Familie trug — ein Gedanke, dessen ich mich nicht erwehren konnte, und für dessen Rechtfertigung so Vieles sprach.

Ich wollte das Kind allein aufziehen — ich wollte dafür sorgen, den Fluch, den die Stiefmutter Natur auf dieses arme Wesen geworfen, in Segen zu verwandeln — ich wollte seinen blinden Augen das Licht des Geistes als Ersatz geben, ich wollte sein abschreckendes Aeußere durch Pflege, durch Sorgfalt verschönern, und wenn dies nicht gelänge, ihn vor jedem fremden, neugierigen oder unfreundlichen Blicke bewahren. Wenn er schon bestimmt war, das schaurige Aeußere eines Albinos durchs Leben zu schleppen, wenn seine blutfarbnen Augen auch sich dem Strahl der Sonne nicht erschließen konnten, so sollte wenigstens die Schönheit der Seele, die Klarheit des Verstandes ihm dafür zu Theil werden — ich wollte für ihn die Nacht zum Tage, den Tod zum Leben umgestalten.

Aber sie, seine arme Mutter, welche lebhafter und schnelleren Eindrücken empfänglich, aber nicht fest und ausdauernd, wie ich, nicht abgeschlossen mit dem Geschicke, wie ich, in die Zukunft blickte — sie sollte wieder aufleben, sie sollte mir ihre Pflichten abtreten.

Ich wußte, daß Ulrika es nicht wagen durfte, sich den Befehlen des Vaters zu widersetzen — wenn er sie später wieder zu sich rief, so mußte sie gehorchen. Ich aber, ich fühlte, daß ich in dieser Beziehung etwas vor meinen Schwestern voraus hatte — denn der Vater sah der Pflegerin in seiner langen, schweren Krankheit doch so manches nach, und die Mission, welche meine sterbende Mutter mir übertragen, galt mir gleich einem Schilde

gegen seine Härte, und endlich kannte er die Festigkeit meines Charakters.

So durfte ich hoffen, meinen Plan ausführen zu können.

Ich sprach mit dem Beichtvater meiner Mutter, einem freisinnigen edlen Manne, der Ulrika's Sohn in aller Stille getauft hatte, wobei ich Pathenstelle vertrat und ihn Cornelius Rafael nannte — ich legte ihm meinen Plan offen dar, und er billigte ihn und segnete mich.

Schon nach drei Tagen reisten wir nach Böhmen, begleitet von Martin und meiner Kammerfrau, und der Vater begab sich mit Valentinen einen Tag später nach Karlsbad, wo er den Sommer über bleiben wollte.

Bis jetzt hatten wir Ulriken den wahren Zustand ihres Kindes verschwiegen. Sie hielt die blutrothen Augen des armen Wesens für eine gewöhnliche Augenkrankheit — sie freute sich über die schönen, weißen Locken!!

Dort in dem alten Schlosse, ganz nur auf uns angewiesen, brachte ich ihr nach und nach die schreckliche Wahrheit bei, und die Wirkung war eine so entsetzliche, so ganz unerwartete, wie ich sie nimmermehr gefürchtet hätte.

Ulrika schauderte zurück vor ihrem eigenen Kinde. — Sie behauptete, es sei das Blut ihres Bruders, welches aus den unglücklichen Augen des Kindes drohend nach Rache schreie. — Sie wagte es nicht, das Kind anzusehen, der Kampf des Mutterherzens mit den schrecklichen Erinnerungen war entsetzlich. — Ihre kranke Fantasie gebar eine Unzahl schrecklicher Bilder und drohte ihre ohnehin noch schwache Gesundheit gänzlich zu zerstören. Mich von dem Kinde zu trennen, vermochte ich nicht — und dennoch mußte Ulrika davon entfernt werden, wenn sie nicht wahnsinnig werden sollte.

Ich schrieb daher unserer Valentine den Zustand Ulrikens, und bat sie, mit dem Vater darüber zu sprechen. Acht Tage später erschien dieser plötzlich und bezeigte sich gegen Ulrika so gütig und herzlich, daß es wenig Mühe kostete, sie zu bewegen, mit ihm zu reisen, als er einige Tage nachher zurück nach Karlsbad fuhr. —

Nichts aber vermochte mich zu bewegen, mich von dem Kinde zu trennen, obgleich mein Vater sogar so milde und gütig war, zu erlauben, daß wir das kranke Kind in der Nähe Karlsbads mit der vertrauten Kammerfrau unterbringen dürften — ich fühlte, daß wir uns trennen, daß ich allein bleiben mußte mit dem Kinde — wenn Ulrika vergessen, wenn sie genesen sollte von den wilden Bildern, welche ihre kranke, erhitzte Fantasie ihr vorspiegelte.

Als mein Vater von mir schied, legte er die Hand auf mein Haupt und sprach:

„Bestes meiner Kinder, vergib mir, was ich beigetragen, um Deine Jugend zu vergiften! Gott segne Dich für alle Opfer, die Du bringst.“

O, ich stürzte zu seinen Füßen nieder, ich umschlang seine Knie, ich dankte ihm tausendmal für das Glück dieses Augenblickes, und würde in den Tod gegangen sein für den Blick inniger Liebe, den er jetzt auf mir ruhen ließ.

Jetzt war ich muthig und gekräftigt zu Allem, da nun auch noch der letzte Schatten geschwunden war, der zwischen uns stand, jetzt, nachdem auch der Segen des Vaters mir geworden.

Ulrika hing in Thränen aufgelöst an meinem Halse. In der Stunde der Trennung wollte sie zurücktreten, wollte den Anblick der blutigen Augen ertragen, um sich nicht von mir trennen zu müssen — das Muttergefühl erwachte in seiner vollen Kraft — sie rief nach ihrem Kinde, man brachte es — sie stürzte voll Liebe darauf zu — und sank bei dem Anblick der blutrothen Augen, die

das arme, gewaltsam aus dem Schlafe gerissene Kind krampfhaft öffnete, mit einem fürchterlichen Schrei leblos zusammen.

Man brachte sie, für ihr Leben fürchtend, in den Wagen und nach Karlsbad, wo sie mehrere Wochen mit dem Tode kämpfte, und nur langsam genas, immer noch das gräßliche Bild in sich tragend, ihr Kind sei bestimmt, die Blutschuld des Vaters zu rächen und zu strafen.

Nach einer schriftlichen Berathung mit dem Vater kamen wir dahin überein, ihr nach mehreren Wochen den Tod ihres Kindes zu melden, welcher sie im ersten Augenblicke namenlos schmerzlich berührte, den sie aber bald als eine Gnade Gottes, als ein Zeichen der Vergebung für den Vater ansah. Nach und nach kehrte die Gesundheit und Ruhe in Ulrikens Körper, Herz und Seele zurück, sie beweinte Rafael den Entflohenen, so Fernen, gleichsam als Todten, und als nach mehreren Monaten öffentliche Blätter den Untergang des Schiffes meldeten, auf welchem er Europa verlassen hatte, als sie einsehen mußte, daß Gott so am besten für uns und ihn gethan, da fand sie im Gebet für ihre lieben Verklärten den Trost und die Beruhigung, der gläubigen Seelen niemals mangelt.

Ihre lebhafte Sehnsucht nach mir konnte natürlich nicht gestillt werden — und es schien ihr hart und unfreundlich von mir, daß ich nicht in ihre Arme eilte. Aber man beruhigte sie von Woche zu Woche und endlich schrieb ich ihr, daß ich beschlossen hätte, von Martin und meiner Kammerfrau begleitet, eine lange Reise zu machen — da ich das Bedürfniß fühlte, für eine Zeit lang fern von Allem zu leben, was mich an die Vorgänge der letzten schrecklichen Vergangenheit erinnern könne — ich würde aber wiederkehren, sobald ich mich stark genug fühle, man möge mir gestatten, allein zu bleiben, um mich selbst wieder zu finden, und ich würde in Liebe ihrer gedenken.

Ulrika kannte meinen Hang für Einsamkeit und mein eigenthümliches Wesen, — es befremdete sie also dieser Entschluß wenig.

Als der Herbst kam, reiste der Vater, welcher stets mit mir in Correspondenz blieb, mit den Schwestern nach der Residenz, wo eine ältere Schwester von unserer Mutter lebte, und bat diese in sein Haus zu ziehen, seinen Töchtern die Mutter zu ersetzen, und sie in die Welt einzuführen.

Die Gräfin Lilienfeld übernahm gerne diese Pflicht — denn allein stehend, Witwe, fühlte sie sich glücklich, eine Familie zu finden und meine Schwestern schlossen sich schnell und innig an die schöne alte Frau an, welche unserer verklärten Mutter, so ähnlich — eben so gut und milde war, wie sie.

Im Spätherbste erhielt ich ein Schreiben meines Vaters, in welchem er mir alles dieses mittheilte und mir abermals Bitten und die herzlichsten Versicherungen schrieb, wie sehr mein Wohl ihm am Herzen liege, wie sehr er wünsche, mich zu sehen, und zugleich durchblicken ließ, daß sein Gehirnleiden bei dem Eintritte der rauhen Witterung mit drohender Stärke wiederkehre.

Er theilte mir mit, daß er entschlossen sei, nach dem Jagdschlosse zurückzukehren, wenn sein Uebel sich vermehre, daß er aber in diesem Falle die Schwestern bei der Tante zurücklassen werde, indem er nicht haben wolle, daß Ulrika sobald schon auf den Schauplatz der entsetzlichen Ereignisse zurückkehren möge. Er bitte mich aber, wenn ich Martin entbehren könne, zu seiner Pflege ihm zu senden, da Anton sich zu wenig darauf verstünde, und er diesen auch bei den Schwestern zurücklassen wolle.

Augenblicklich schrieb ich dem Vater, daß ich von ihm die Gunst verlange, seine Pflege mit Martin theilen zu dürfen. Ich würde, schrieb ich, auf den ersten Wink kommen und bei ihm bleiben, daß ich aber von ihm die Erlaubniß erbäte, den kleinen

armen Sohn des Unglückes bei mir behalten zu dürfen, den ich ihm so ferne halten wolle, als nur möglich, wenigstens solle er ihn weder sehen, noch hören; ich würde ihn im andern Flügel des Jagdschlosses unterbringen, und meine Zeit so eintheilen, daß ihm, dem Vater, gewiß keine Vernachlässigung meiner Pflichten fühlbar würde.

Er antwortete zuerst dankbar, aber ausweichend — und bat mich nochmals, ihm den Martin zu schicken.

Zugleich aber schrieb mir Valentine, daß der Vater sehr leidend sei, und erklärt habe, es sei daran nur der Lärm der Residenz, das zu vielfach bewegte Leben Schuld, er sei daher entschlossen nach Hause zu reisen, und habe befohlen, daß sie mit Ulrika bei der Tante bleiben, und den Winter dort zubringen sollten, er hoffe von der Ruhe und Stille des Jagdschlosses den besten Erfolg.

Sogleich packte ich ein, und traf einige Tage vor meinem Vater, und zwar in tiefster Stille in dem Jagdschlosse ein, wo ich alles zu seinem Empfang herrichtete, und meinen armen Rafael mit seiner Wärterin so unterbrachte, daß Niemand eine Ahnung von seiner Existenz hatte, denn die Hausverwalterin und ihr alter tauber Mann waren treue, verschwiegene, langjährige Diener unseres Hauses.

Schriftlich hatte ich vor meiner Herreise dem Vater gemeldet, daß er Martin schon an Ort und Stelle finden werde. Ich schweige über die freudige Rührung, welche sich meines Vaters bemächtigte, als er mich bereits seiner wartend antraf. Keine Frage nach dem Kinde kam über seine Lippen — aber er ahnte wohl, daß es in seiner Nähe sei.

Der Winter brach so hart und schnell herein, daß wir vollständig von der Welt abgeschlossen waren, nur der Arzt und Frau Gumberg kamen zuweilen, Ersterer zu meinem Vater, Letztere

ließ ich in stiller Nacht holen, wenn dem kleinen Rafael etwas fehlte.

Und ich bin es der Seltenheit solcher Erscheinung schuldig zu erwähnen, daß Frau Gumberg, obgleich noch sehr jung damals und sehr gesucht, ihrer Geschicklichkeit wegen, dennoch mein Geheimniß treu bewahrte, daß sie gegen Jedermann schwieg.

Es war wol ein trüber, schwerer Winter, denn des Vaters Zustand verschlimmerte sich zusehends.

Der Sturz vom Pferde hatte eine Extravasade im Gehirn erzeugt, eine Blutansetzung, die ihm rasende Schmerzen verursachte.

Als das Frühjahr kam, kam der Erlöser von so vielen Leiden, der Tod! — Die Aerzte wollten eine Trepanation vornehmen, allein mein Vater wollte sich dieser nicht unterziehen, und er würde sie auch nicht mehr überstanden haben.

Meine Bitte, die Schwestern an sein Lager rufen zu dürfen schlug mir der Vater unbedingt ab. — Er wendete seine letzten Kräfte an, um ihnen seinen Willen und Segen schriftlich zu hinterlassen, und knüpfte an seinen väterlichen Segen für Ulrika die Bedingung, daß sie sich binnen zwei Jahren entschließen müsse, eine Wahl zu treffen, und die Gattin eines geachteten Mannes zu werden, denn er würde nicht eher Ruhe im Grabe finden, so schrieb er, als bis die letzte Spur des unseligen Bündnisses, welches der Tod wohlthätig gelöst habe, verschwunden, und Ulrika in eine ihr gebührende Stellung getreten sei. Auch ich mußte ihm zuschwören, All' meinen Einfluß zu verwenden, um Ulrika zu einer Heirat zu bewegen.

Das stille Jagdschloß mit angränzendem Wald und Feldern erhielt ich noch bei seinem Leben zum Geschenk, mit der Freiheit einst darüber nach Willkür verfügen zu dürfen. Jedenfalls wollte der Vater dadurch dem armen Rafael indirect ein Eigenthum sichern.

Versöhnt mit sich und uns schied er, ehe noch der Schnee ganz verschwunden war, denn unser Frühjahr ist immer kalt und

rauh — und wir legten ihn, den Dritten seit einem Jahre, in die stille Familiengruft!!! —

Gleich nach des Vaters Tod verließ ich mit meinem Kinde das Jagdschloß und zog nach Wien, denn dort kannte Niemand die junge Witwe, für die ich allgemein galt, und dort konnte ich unbelästigt von Neugierde leben, und meinen Erziehungsplan ausführen. Martin begleitete mich, und die treue Marianne, meine Kammerfrau, Rafaels Wärterin, die ich leider nach vier Jahren in Wien begrub.

Die Schwestern waren mit der Tante zur Testamentseröffnung nach der Heimat gekommen. — Unser Vater hatte uns wahrhaft väterlich bedacht, unser Vermögen war beträchtlich, aber selbst in seinem Testamente noch die Bedingung festgesetzt, daß Ulrika sich binnen zwei Jahren vermählen müsse, widrigenfalls das ihr vererbte Gut Neuenried mir und Valentinen zufallen solle.

Bis dahin hatte ich immer noch einen leisen Zweifel über Marandi's Tod gehegt — und ich schrieb daher an den Eigenthümer des Schiffes, in Hamburg, auf welchem Rafael abgereist war.

Ich erhielt die Bestätigung von dem Unglücke, und speziell ward ein Italiener, Namens Marandi, als unter den Ertrunkenen angeführt, genannt.

Jetzt noch zu zweifeln war wohl Thorheit, allein dennoch regte sich in meinem Innern eine leise Hoffnung, daß Rafael selbst dies Gerücht ausgesprengt, und nach Italien zu seinem Oheime geflohen sei.

Von Wien aus schrieb ich an diesen, und bekam von seinem Testamentsvollstrecker die Anzeige: Daß Herr Luigi Marandi, Rafaels Oheim, seit einem Jahre todt sei, dessen Neffe, wie Briefe von seiner Mutter meldeten, auf einer Reise nach Amerika ertrunken — der jüngere Sohn sich bei ihr eingefunden und in deutsche

Militärdienste getreten, und daß ihre Tochter in Folge eines heftigen Schreckens wahnsinnig geworden sei!! — Nemesis!! — Dein Walten ist furchtbar! — aber gerecht!!! — — — — — — — — — — — — — — — —

Valentinens und der Tante Lilienfelds Berichte über Ulrika's Gemüthszustand überzeugten mich immer mehr, daß die allmächtige Zauberin Zeit auch bei ihr sich bewährte. Sie ward wieder heiter und blühend, ach sie war ja noch so jung, so schön und für das Glück geschaffen!! —

Als ein Jahr später der Regierungsrath Baron von Webbern, ein liebenswürdiger, hochgebildeter Mann, um sie warb, da gab sie unseren Bitten nach, und ward seine Braut unter der Bedingung, daß ich ihm das Unglück ihrer Vergangenheit ausführlich mittheile, und es seiner Entscheidung anheimstelle, ob er auch dann noch ihre Hand wünschenswerth finde.

Ich schrieb dem Baron, und wir verabredeten eine Zusammenkunft. Ich mußte mich somit auf einige Tage von meinem Kinde trennen.

Martin und Marianne blieben bei ihm, und es war somit in treuer Hut.

Unsere Zusammenkunft fand in Prag statt, und ich war angenehm überrascht, in dem Baron v. Webbern einen der liebenswürdigsten, edelsten Männer kennen zu lernen, welche mir jemals begegnet waren.

Es versteht sich von selbst, daß ich ihm Alles mittheilte, was Bezug auf Ulrika, und das mit ihrem Unglück so eng verbundene Familiengeschick der letzten Jahre hatte, und somit erfuhr er denn auch, daß Ulrika's unglückliches Kind noch lebe.

Tief ergriffen reichte mir, als ich geendet, der edle Mann die Hand und sprach: „Was Sie mir anvertraut, theure Gräfin! steigert meine Liebe und mein Interesse für Ihre unglückliche

Schwester, und fester als je bin ich entschlossen, sie meine Gattin zu nennen, wenn sie dieses Glückes mich würdig hält. Möge es mir gelingen, ihr die Leiden der Vergangenheit zu vergüten!"

„Ihr Geheimniß will ich treu bewahren, da Sie es für gut finden, Ulriken die Existenz ihres Kindes noch zu verschweigen, aber wenn einst der Moment kommen sollte, wo dieses unglückliche Kind eines Vaters bedürfte, oder wenn Sie, verehrte Gräfin, so jung, und berechtigt ans Leben Ansprüche zu machen wünschen sollten —"

„O sprechen Sie nicht aus, bester Baron, bat ich, was Sie meinen, kann nie kommen, mein Glück liegt begraben! — Ich habe mich der Pflicht geweiht! Wie die fromme Klosterschwester hinter hohen Mauern sich verschließt, um ein heiliges Gelübde zu erfüllen, so ziehe ich mitten in einer geräuschvollen üppigen Residenz eine Mauer des Geheimnisses um mein krankes Kind und werde versuchen, seinem Geiste das doppelte Licht zu schaffen, und glaube dann meine heilige Pflicht vollständig zu erfüllen! —"

„Und soll Ulrika niemals erfahren, daß ihr Kind lebt?" frug Webbern.

„Vielleicht einst, wenn gesunde glückliche Kinder an ihrem Herzen liegen, dann vielleicht, jetzt aber geloben Sie mir—"

„Alles, theure Gräfin! Was Sie wollen und beschließen, wird das Beste sein."

Wir schieden noch am selben Abende als die besten Freunde, und ich nahm die frohe Ueberzeugung mit, daß Ulrikens Schicksal an der Seite dieses Mannes ein glückliches sein werde.

Kurz darauf erhielt ich die Anzeige ihrer Verbindung, und ein Jahr später von der Geburt ihres Töchterchens.

Ulrika war glücklich! Der Name Marandi's wurde nie zwischen ihnen genannt, und als sechs Jahre später der Baron Webbern als Präsident nach Auburg versetzt wurde, erinnerte sich Niemand

mehr der tragischen Geschichte unserer Familie, die wohl auch nur sehr Wenigen bekannt geworden war.

Ich hatte dem Gatten Ulrika's nur einmal den Namen Marandi genannt, und dann immer nur im Laufe meiner Erzählung von Rafael gesprochen, so kam es, daß der Präsident wohl den italienischen Namen Marandi ganz vergessen hatte.

Zwei Jahre nach Ulriken heiratete Valentine den Grafen Holm, einen vortrefflichen Mann, und den besten Gatten, dessen Güter an die unseren stießen, und als sie Mutter von zwei kleinen, unaussprechlich schönen Mädchen ward, zwei Blüthen an einem Stamme, da ward meine Sehnsucht mächtig nach den Schwestern, die mich immer und immer heftiger bestürmten, endlich mein Einsiedlerleben aufzugeben und heimzukehren.

Ich kam.

Ich folgte der Sehnsucht nach dem alten Jagdschlosse, dem Zeugen meiner Leiden und wenigen erlebten Freuden, und als ich an den Herzen der Schwestern lag und umgeben von ihren holden Kindern war — o da ging mir ein neues, schönes, wonniges Leben auf.

Aber ich hatte noch einen fürchterlichen Moment vor mir — es galt Ulriken nun mit dem Dasein ihres unglücklichen Kindes bekannt zu machen.

Rafael war bereits sechs Jahre alt, ein bildschöner, kleiner Körper mit den unseligen weißen Haaren, und den trostlosen, blutrothen Augen.

Ulrikens Töchterchen, die kleine Ida, ein süßes, holdes Kind erkrankte — die Angst der Mutter um das einzige Kind war groß — und in der Nacht, in welcher Doctor Werners bedenkliches Achselzucken ihr fast alle Hoffnung raubte, sank sie in meine Arme und flüsterte mir zu:

„Das ist die Strafe für meine Härte gegen mein unglückliches Kind — Gott nimmt mir das schöne, gesunde Kind, weil ich schaudernd mich von dem gezeichneten abgewendet habe. — O Cornelie! seit die wilden Fantasien mich verlassen — seit ich einsehen lernte, wie thöricht und sündhaft mein Glaube war, Gott könne ein schuldloses Wesen zum Werkzeuge der Strafe und Rache ausersehen wollen, habe ich in Strömen von Thränen, im reuevollen Gebete, in durchjammerten Nächten mein Unrecht zu sühnen gesucht — aber Gott hat nicht vergeben, denn er nimmt mir jetzt mein einziges, süßes Kind!“

„Arme Ulrika,“ schluchzte ich, „glaubst Du wirklich, daß Du Dich, wenn Gott Dir damals Dein Kind gelassen hätte, jemals an den Anblick der rothen Augen, der unnatürlich weißen Haare gewöhnt hättest?“

„O wie wollte ich sie küssen, diese armen, rothen, geschlossenen Augen — jetzt, da sie mir nicht mehr als Zeichen der Rache Gottes erscheinen würden! Aber ach, sie sind geschlossen für ewig — und einst werden sie die unnatürliche Mutter anklagen! — O Cornelia, ich war nicht hart gegen mein Kind, ich war krank — seelen- und nervenkrank — und nicht Herrin meiner Empfindungen! O sprich, wird mein Kind mir einst vergeben?“

„Gewiß, Ulrika, Du folgtest einer sehr verzeihlichen Eingebung Deiner kranken Fantasie — o schade, daß Dein Kind gestorben — daß Du ihm nicht die entzogene Mutterliebe jetzt vergelten kannst!“

„Es mußte so sein, jede, wenn auch willenlose Pflichtverletzung und Unnatur, straft sich durch sich selbst! Du warst tausendmal besser als ich, und stärker im Glauben, Du verließest mein Kind nicht — darum hätte Gott Dir es auch lassen müssen.“

„Er hat es mir gelassen,“ rief ich plötzlich fast unwillkürlich, „Ulrika, Dein Kind lebt — ist in Deiner Nähe!“

Zitternd, keines Wortes mächtig, mit fliegendem Athem — mit weit vorgestreckten Armen, bleich wie ein Marmorbild stand sie vor mir — plötzlich löste sich die Erstarrung in einem Schrei, in einen Thränenstrom auf — und zu meinen Füßen stürzend rief sie:

„Mein Kind lebt? ! — es lebt! — o sage es noch einmal — sage, daß ich Dich in Wahrheit verstanden habe! ! — Es lebt! ! o mein Gott, habe Dank, ich kann vergelten. — Nein, habe Du Dank, beste, großmüthigste der Schwestern für das Opfer Deiner Liebe. O, jetzt begreife ich, warum Du uns immer ferne bliebst, warum Du sogar den Schein der Kälte und Gleichgiltigkeit für uns auf Dich ludest! — Wie oft zürnte ich Dir deshalb. O, mein Gott, und unterdessen opfertest Du Dich für mein Kind, Du erzogst es, Du gabst ihm die Liebe, die ich wahnbethört ihm versagte. Du bist seine wahre Mutter, nicht ich, die vor ihm zurückschauderte, Du hast mein Kind erhalten, Dir dankt es sein Dasein, nicht mir, seiner herzlosen Mutter, die sich von Phantomen schrecken ließ, Dir dankt es Alles. O Cornelie, Schwester! Engelsherz! wie soll ich Dir lohnen, was Du für mich gethan?“

„Indem Du dein unglückliches Kind liebst, wie dieses Gesegnete hier, sprach ich. — “

„O ich will es mehr lieben als Alles — ich will es der Welt zeigen — meinem Gatten — er wird mir erlauben — “

„Nicht doch, Ulrika, rief ich — dein Kind bleibt für die Welt todt — und Niemand, außer denen Wenigen, die um das Geheimniß bereits wissen, soll eingeweiht werden. Dein Gatte weiß, daß Rafael lebt — “

„Er weiß es?“ — rief sie, „und konnte es mir so lange verschweigen?“

„Auf meine Bitte Ulrika, und nach reiflicher Ueberlegung, die wir gemeinschaftlich pflogen! — Er selbst aber wünschte, daß Du später erfahren solltest, daß es noch lebe. —“

„O führe mich zu meinem Kinde! o komm', komm!“ flehte sie, alles um sich her vergessend.

Da ertönte ein leises Wimmern vom Bettchen der kleinen Ida her.

Ulrika flog empor — eilte zu dem kranken Kinde — und flüsterte ihm leise, zärtlich liebkosend in's Ohr:

„O werde gesund, mein Engel — Du hast einen Bruder — Du sollst nicht mehr allein spielen — nicht mehr allein dich freuen — nicht mehr allein am Herzen der Mutter liegen — noch ein Herz wird dich lieben — dich zärtlich umfangen.“

In diesem Augenblicke kam Doctor Werner, fand die kleine Ida bedeutend besser und gab die frohesten Hoffnungen für ihre vollständige Rettung.

Ich unterrichtete Doctor Werner, der einer der wenigen Eingeweihten war, davon, daß ich Ulriken von dem Leben ihres Sohnes Kenntniß gegeben — und bat ihn, dem Präsidenten, dem er Rapport über Ida's Befinden zu bringen hatte, es mitzutheilen.

Gleich darauf kam der Präsident mit Doctor Werner zu uns in's Krankenzimmer — und wir besprachen uns lange, über alle nun zu nehmenden Maßregeln.

Ulrika wollte mich bestimmen im Jagdschlosse zu bleiben — allein ich bewies ihr die Unmöglichkeit —, denn unser Geheimniß würde dadurch Preis gegeben werden, oder Rafael ohne jeden Unterricht aufwachsen müssen. Mein Entschluß stand fest, mit ihm nach Wien zurückzukehren und dort für seine geistige Ausbildung zu thun, was möglich sei. —

So gewichtigen Gründen gegenüber mußte natürlich Ulriken's mütterlich neu erwachtes Gefühl schweigen, und wir beschlos-

sen gemeinschaftlich, daß ich nur noch so lange im Jagdschlosse bleiben würde, bis Ida genesen und Ulrika ihren Sohn umarmt habe.

Einen Tag später war Ida außer Gefahr, und am selben Abend fuhr Ulrika mit mir nach dem Jagdschlosse, schloß ihr Kind in die Arme, weinte heiße Thränen der Rührung und des Schmerzes auf seine weißen schneeigen Locken, und als es Nacht geworden und seine armen Augen sich öffneten, die beim Scheine des Mondes oder der Zimmerbeleuchtung einer inneren unerklärlichen Magie gehorchend, die rothe Färbung fast gänzlich verloren — als er sich in den Armen Ulrika's von ihren Liebkosungen fast erdrückt fühlte, da frug mich der kluge Knabe, wer denn die schöne Frau sei, die ihn so lieb habe, und die er doch gar nicht kenne? —

Ein Schmerzensschrei entrang sich Ulrikens Brust — als ihr Kind unbewußt, willenlos sie anklagte — und schon war sie im Begriffe, das ganze Gebäude meiner Mühe einzureißen und sich dem Kinde als dessen Mutter zu erkennen zu geben, welche ich ihm bisher als todt betrauern lehrte, und für die er täglich fromm betend die Händchen faltete, als ich rasch erwiderte:

„Es ist deine Tante Ulrika, mein Kind, die dich heute zum Erstenmale sieht."

Es kostete viele Mühe Ulriken zu überzeugen, daß die Geheimhaltung von Rafaels Geburt für ihr Familienglück nothwendig — und selbst für Rafael wesentlich besser sei.

Wäre Rafael ein gesundes, wohlgebildetes Kind gewesen, so würde seine Einführung in die Familie, als ein Kind erster Ehe Ulrikens, natürlich und sogar als eine Pflicht für uns erschienen sein.

Aber dieses unglückliche Wesen hatte der Welt, dem Staate gegenüber, keine Zukunft — folglich auch keine Pflichten. Sein Glück lag in möglichster Verborgenheit — um der Neugierde, müssigen Angaffens und rohem Spotte zu entgehen. Ihn der Familie

des Präsidenten einverleiben, hieß ihn einer herzlosen Menge Preis geben — hieß die vergessene unselige Vergangenheit heraufbeschwören, und gemeiner Klatschsucht Stoff zu boshaften Gerüchten und Verdrehungen bieten.

Und war er als die von mir aufgenommene Waise, als mein Kind nicht versorgt, wie es seine Hilflosigkeit forderte? Liebte, pflegte ich ihn nicht wie eine Mutter es soll? —

Wir wurden endlich darüber einig, daß Niemand selbst Ida nie erfahren solle, Rafael sei ihr Bruder, und ich bat Doctor Werner und Frau Gumberg einigen Damen Auburgs zu erzählen: ich hätte von einer Freundin, welche mich an ihr Sterbebett gerufen, ein krankes Kind übernommen, welches ich als das Meinige adoptirt und zu erziehen beschlossen habe. —

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht. — Unsere Absicht war erreicht, das Geheimniß ward auf diese Weise gerettet.

Nach Ida's gänzlicher Herstellung ward auch sie zu ihrem Brüderchen gebracht.

Die Kinder umarmten sich ohne sich je gesehen zu haben, wie durch einen natürlichen Trieb zu einander hingezogen, und Ida streichelte mit ihren kleinen Händchen die kranken Augen des Bruders — und weinte bitterlich, als ich ihr sagte, daß er sie nicht öffnen könne, und lallte in reizender Kindlichkeit die Versicherung zu, daß sie ihn immer führen werde, er brauche nicht zu sehen, sie werde bald groß genug sein, um ihn zu leiten und zu beschützen. —

O mächtige, heilige Sympathie der Natur! Wie klar und deutlich sprachst du durch diese Kinder zu uns. —

Wenn schon die Liebe der beiden Geschwister, die sich nicht als solche kannten, rührend zu unseren Herzen drang, so sahen wir uns aber unendlich überrascht, als Rafael eines Tages, während unserer Anwesenheit im Jagdschlosse, mit den beiden Kindern, den Zwillingsrosen Valentinens zusammentraf. —

Valentine war mit Frau Gumberg, welche sie zur Beaufsichtigung der Rosen mitnahm, nach dem Jagdschlosse gefahren — Doctor Werner begleitete sie.

Ich hatte keine Ahnung von dem mir zugedachten Besuche, und saß schreibend im Pavillon — Rafael spielte zu meinen Füßen.

Plötzlich sprang er empor — streckte die kleinen Arme aus — und rief: „Jetzt kommen sie!!"

„Wer denn, mein Kind?" frug ich ihn.

„Die kleinen Engel, von denen Du mir erzähltest, und von denen ich seither immer träume — die ich auch immer sehe, nicht mit den Augen, aber im Innern, im Herzen! — ich hab' sie auch recht lieb, und sie werden mich gewiß auch lieb haben, nicht wahr Mama?"

„Gewiß, liebes Kind," erwiderte ich, „werden Sie das. Aber woher vermuthest Du, daß sie kommen?"

„Weil ich sie sehe," sprach er mit Bestimmtheit. „Jetzt fahren sie unter großen schönen Bäumen, und eine Frau, die ich auch schon einigemal hier gesehen, hält sie im Arm. Hörst Du Mama, wie der eine kleine Engel weint? — Sie kommen schon näher — da — jetzt fahren sie aus dem Walde heraus — jetzt werden sie bald hier sein."

„Ein Mann steigt aus — komm!" rief er, und faßte ungestüm nach meiner Hand — „komm, geh'n wir ihnen entgegen!"

Unwillkürlich war ich aufgestanden, und hatte mich von dem Kinde fortziehen lassen.

Als wir an's Gartenthor kamen, hielt Valentinens Wagen vor demselben, und sie und Frau Gumberg trugen die Zwillingsrosen auf die Moosbank am Pavillon, und legten sie dort nieder.

Unterdessen kam Doctor Werner nach, welcher kurz vor dem Schlosse ausgestiegen war, um, wie er sagte, den Pferden die Last zu erleichtern, den Hügel herauf.

Wir waren seitwärts vom Pavillon in eine Allee getreten, und hatten die Kinder mit Frau Gumberg allein gelassen. Valentine beklagte sich über die große Unruhe, welche die Kinder auf der Fahrt bewiesen hatten.

Jetzt eilte Frau Gumberg auf uns zu und bat, wir möchten den kleinen Rafael betrachten, sie begreife nicht, was das Kind wolle.

Wir gingen zu der Moosbank. Da lagen die beiden wunderbar kleinen, himmlisch schönen Rosen, welche noch nicht sprechen konnten, und vor ihnen kniete Rafael, der sechsjährige Knabe, hatte von jedem der Kinder ein Händchen in die Seinigen geschlossen, weinte bitterlich, küßte eines der Händchen nach dem andern, und flüsterte dazwischen leise, uns unverständliche Worte.

Wir standen, ohne von dem Knaben bemerkt zu werden, hinter ihm, und betrachteten die sonderbare Scene ohne recht zu wissen, was wir eigentlich daraus machen sollten.

Da plötzlich sprang das Kind auf, faltete seine Hände, als wollte es beten und sprach laut, und in flehendem Tone

„Lieber Vater im Himmel! aß sie nicht sterben — denn ich muß ja dann auch sterben. Helft mir kleine süße Püppchen — helft mir leben — das Leben durch Euch ist ja so schön, steht mir Aermsten bei, seht ich bin blind, und ein armer Krüppel! O helft mir! — ich sterbe — ohne Euch!"

Und bleich werdend wie eine Marmorstatue sank das Kind mit gefalteten Händchen in das Gras hin. —

Niemand von uns konnte über diesen wunderbaren Moment, der Inspiration eines sechsjährigen Kindes — einer Sprache wie sie solchem Alter ferne liegt, klar werden — und in tiefem Sinnen stand Doctor Werner noch lange neben der Gruppe. — —

Ehe der Winter kam kehrte ich mit Rafael und Martin nach Wien zurück. An Stelle der verstorbenen Marianne hatte ich eine

zuverlässige Person von einem unserer fernen Güter zu unserer Bedienung mitgenommen.

Ich lebte bis zu Rafael's sechszehntem Jahre meistens in Wien. Reisen, die zu seiner Ausbildung und Erholung nöthig waren, unternahmen wir fast jährlich, und kehrten wieder in unsere schöne, einsam und dennoch nahe an der Stadt gelegene Villa, umgeben von einem herrlichen Garten, zurück. Seine Erziehung, bei welcher mir ein würdiger, hochgebildeter Mann behilflich war, den ich ganz für meine Idee, mit Rafael die Zeit umzukehren, aus Nacht seinen Tag zu schaffen, gewonnen hatte, ward in einer seinen Fähigkeiten und Talenten entsprechenden Weise vollendet.

Wenn sich die Schatten der Nacht herniedersenkten auf die ruhebedürfende Erde, dann begann unser Tag — dann kam der Professor, der einzige Freund unseres Hauses, und unterrichtete, in den Sommermonaten in einer Gartenlaube sitzend, den wissensdurstigen Jüngling — und kam der Winter, so vereinten wir uns zu gleichem Zwecke am traulichen Kamin.

Rafael lernte schnell und leicht, doch hüteten wir uns seinen Geist mit Wissenschaften vollzufüllen, die, in der Unmöglichkeit sich nützlich damit zu machen, für ihn nur eine neue Quelle der Schmerzen geworden wären.

Rafael lernte die Natur kennen mit all' ihren heiligen Eindrücken auf des Menschen Herz und Geist — ihr Schaffen und ihr Wirken — ihr Zerstören und Vernichten — er lernte die Geschichte — seines, und fremder Völker kennen — er begeisterte sich an den Großthaten der Römer — bewunderte die Vergangenheit der Griechen, um ihre Gegenwart um so tiefer betrauern zu können — er ward eingeführt in die reizende mystische Welt der Mythe, um doppelt fühlen zu lernen, daß mit den Göttern alle Poesie des Lebens in den Orkus verbannt worden — Rafael ward mit dem wahren, echten Christenthume vertraut gemacht, dessen

Grundbasis: Liebe zu Gott und den Nächsten ist — und sein reger, feuriger Geist nahm Alles, was ihm gelehrt ward, mit wunderbarer Schnelligkeit und staunenswerther Klarheit auf, seine reiche Fantasie ergänzte, was das kranke Auge versagte.

Von seinem vierzehnten Jahre an, bis zu welcher Zeit sich sein Körper schnell und kräftig entwickelt hatte, blieb seine Lebenskraft plötzlich unthätig stehen, und schien langsam versiegen zu wollen.

Namenlose Angst erfaßte mich — ich nahm einen der ersten Aerzte Wiens zu Rath — es wurde versucht was irgend dienlich sein konnte, ich reiste zwei Sommer mit ihm in's Bad — aber ich sah keinen Erfolg.

Rafael träumte ein Halbleben hin — eine Vorahnung naher gänzlicher Auflösung — und als ich endlich auf's Höchste beängstiget mich für verpflichtet hielt, an Ulriken über seinen Zustand zu schreiben, da erschien auf ihre Veranlassung plötzlich Doctor Werner, und versicherte nach kurzer Berathung, daß eine Veränderung der ganzen Lebensweise, ein gänzliches Aufgeben jeder geistigen Beschäftigung, wahrscheinlich von dem besten Erfolge sein werde.

Noch war ich unentschlossen was zu thun sei — ich hatte mich so sehr an unsere stille Einsiedelei — mitten in der Residenz, in Mitten des geräuschvollsten Lebens gewöhnt, daß ich an eine Trennung nur mit Schmerz denken konnte.

Da trat den Abend nach Doctor Werner's Ankunft Rafael zu mir, nahm meine Hand und sprach:

„Du machst Dir so viele Sorge um mich, liebe Mama! willst Du dieser schnell und für immer enthoben sein?"

„Ich versteh' dich nicht, Rafael," erwiderte ich erstaunt.

„Nun denn. Führe mich dahin, wo jene kleinen süßen Rosen blühen, von denen Tante Ulrika und Valentine in ihren Briefen sprechen, und deren ich mich noch wohl erinnere wie eines schönen

Traumes meiner Kindheit — führe mich dorthin wo sie sind — und ich werde genesen!“

„So sehnst du dich so sehr nach diesen lieblichen Kindern, Rafael?“

„Ich sehne mich nicht nach ihnen, denn ich kann mir ja kaum vorstellen, wie sie nach so vielen Jahren geworden sein mögen — es ist dies ein ganz wunderbares Gefühl, was mich in ihre Nähe treibt, es zieht mich ebenso, wie die Magnetnadel von hoher unwiderstehlicher Kraft nach Norden gezogen wird, — so nach jener Gegend hin, wo sie leben, in deren Wesen ein Theil meines Selbst verborgen liegen muß. Führe mich hin, und ich werde leben, während ich hier vergehe, denn mir mangelt hier die Seele, die Vervollständigung meines Wesens!“ —

Lang und tief dachte ich nach über dies mir unerklärliche Naturgeheimniß — und folgte endlich dem Wunsche Rafael's. — Wir zogen heim, in das Jagdschloß. — Es war dies auch seine eigentliche Heimat.

Hieher hatten wir das arme Kind gleich nach der schrecklichen Nacht gebracht, die ihm das Leben gegeben, und ihn zugleich des Vaters beraubt hatte, hieher war ich mit ihm gekommen, um meinen Vater zu begraben, hieher kam ich mit ihm, um ihm das Mutterherz zuzuwenden, hieher führte ich ihn jetzt, um ihn gesunden zu sehen.

Das Jagdschloß und alles, was dazu gehörte nebst einem reichlichen Capital hatte ich für Rafael in einem bei Doctor Werner deponirten Testamente, für den Fall meines früheren Todes bestimmt.

Wir befanden uns kaum im Jagdhause, als Rafael sich wunderbar erholte.

Sein täglicher Umgang mit den Töchtern Valentinens, den beiden Rosen, wie Jedermann die Kinder nannte, die zu den zier=

lichsten, reizendsten Jungfrauen heranreiften, die man sich nur denken konnte — schien einen so unendlich vortheilhaften Einfluß auf sein ganzes Wesen zu üben, daß ich Gott tausendmal dankte, nach der Heimat zurückgekehrt zu sein.

An's Uebernatürliche streifend, ist die Erscheinung, daß Rafael jedesmal weiß, wann die beiden Rosen bei uns ankommen werden. Fast Minute und Secunde ihrer Ankunft vermag er zu bestimmen — es ist, als ob sein Seelenauge sie begleite von dem Augenblick an, in welchem ihre Seelen sich mit ihm beschäftigen — oder in welchem sie sich ihm nähern.

Dies wunderbare Geheimniß der Natur zu ergründen, vermögen wir Sterblichen wol kaum! Möge der Seelenmagnetismus, der diese drei reinen Wesen verbindet, hiernieden verstanden, erklärt werden — oder nicht — mir genügt, daß er besteht — daß die Nähe dieser liebenswürdigen Kinder mir das Leben des Wesens erhalten hat, dem ich mein Dasein mit all' seinen Freuden, Leiden und Pflichten gewidmet habe. —

Ich fand Valentine als Witwe und ihren Stiefsohn als würdigen Vertreter seines edlen Vaters.

Seit mehreren Jahren lebe ich nun hier — nichts hat sich verändert — und möge Gott uns ungetrübt in dem Besitze des stillen Glückes lassen — für welches wohl nur wenige Menschen Sinn haben dürften, welches mir aber genügt.

Ich lebe der Vergangenheit und meinen übernommenen Pflichten! — Doctor Werner's Tod war ein Schmerz für mich — er war uns Freund, und ich sah mich dadurch um ein vertrautes Wesen ärmer werden.

Ich schließe hier — nicht für immer — aber für Jahre! — Gott allein weiß, ob ich Ursache haben werde, in diese Blätter der Erinnerung noch spätere Ereignisse eintragen zu müssen! — Wenn unser stilles, einfaches Leben verrinnt, gleichförmig und

ruhig wie seit unserem Hiersein — so dürfte ich wenig diesen Erinnerungen mehr beizufügen haben, und vielleicht schließt einst dieses Heft eine andere Hand mit den Worten: „Sie ruht aus für immer, die diese Blätter geschrieben!“ — —

Achtzehntes Kapitel.

Das Heft entsank den Händen des Hauptmanns — die Lampe brannte nur noch schwach — es war fast Tag geworden — er hatte nicht an Schlaf, nicht an des Lebens Bedürfnisse gedacht!

War ihm doch endlich das Räthsel, das schauerliche Dunkel, welches über dem Geschicke seiner Familie und besonders seines unglücklichen Bruders ruhte, klar geworden! —

Oft ließ er das Heft sinken und starrte vor sich hin, seine wenigen Erinnerungen sammelnd, oder die Andeutungen, die ihm seine Mutter gegeben, — lange — lange dachte er nach über einzelne Stellen, um sie in Zusammenhang zu bringen mit dem, was seine wahnsinnige Schwester in den Stunden der Raserei ausgestoßen, und was ihm — der von ihrem großen Unrechte keine Ahnung gehabt, jetzt erst klar und verständlich ward! —

O wie sehnte er sich, das Kind seines Bruders zu sehen — und jenes herrliche edle Wesen, Cornelia — welches stark genug war, seiner unerwiderten, hoffnungslosen Jugendliebe ein ganzes Leben zu weihen — voll der schwersten, traurigsten Pflichten! —

Wie sehnte er sich, ihr im Namen seines Bruders zu danken für so viel Liebe — so viel Treue. — Das Bild seines Bruders, der so früh und so schrecklich geendet hatte, vor sich legend, ging er endlich zu Bette, und die letzten Blicke voll Liebe darauf richtend, entschlummerte er. —

Sobald es nur der Anstand erlaubte, sandte er am Morgen an die Präsidentin ein Billet, in welchem er sie beschwor, ihn zu Cornelien zu führen, und die Stunde zu bestimmen, wann er zu diesem Zwecke bei ihr erscheinen dürfe.

Die Antwort lautete:

Um fünf Uhr.

Jetzt erst, nachdem dieses große, seine ganze Seele ausfüllende Interesse auf den Punct geführt worden, wo eine momentane Pause nothwendig geworden, jetzt erst ward ihm eine Umschau nach den gewöhnlichen materiellen Seiten seiner Existenz wieder möglich, und so fiel ihm denn auch wieder das gestern erhaltene Billet der schönen Engelswirthin ein, und die Pflicht zu antworten, drängte sich ihm auf.

Rasch nahm er Papier und Feder, und schrieb:

Eva!

„Ihre Vorwürfe verletzen meine Seele und meine Ehre! Meine Seele, indem Sie mir ein Bild Ihrer Leiden entwerfen — denn nur tiefer Schmerz kann eine Frau, die Gattin eines Anderen, so weit führen, alle Pflichten und Rücksichten, die sie sich und Jenem schuldet zu vergessen, und in solcher Leidenschaft zu einem Manne zu sprechen, der ihr nie mehr als Freund werden darf, eben weil sie bereits gebunden ist — sie verletzen meine Ehre, weil Sie mich niedrigdenkend genug glauben, um den Eingebungen der Leidenschaft so viel Gehör zu schenken, daß ich mich zu ehrlosen Schritten verleiten ließe. Eva! Sie verlangen, ich soll Ihnen helfen, den besten Mann betrügen, der mit unbegreiflicher Blindheit noch an Sie glaubt — der Ihnen mit Liebe lohnt, was Sie an ihm verbrecherisch zu handeln entschlossen sind — und lassen Sie mich Ihnen als wahrer, aufrichtiger Freund sagen, was selbst nicht einmal zum Erstenmale durch Ihre Seele zieht. Wären Sie frei, ein ungebundenes, reines Mädchen, ich würde

Sie vielleicht lieben, denn ich läugne nicht, daß Ihre Persönlichkeit mächtig zu meinem Herzen und zu meinen Sinnen spricht — aber die Frau eines Anderen ist für mich ein unantastbares Gut — ich würde sie eben so wenig mir zueignen, als die Börse eines Anderen. Hat meine, durch den Eindruck, den Sie auf mich machten, entstandene besondere Aufmerksamkeit für Sie, in Ihrem Herzen den Irrthum erzeugt, daß ich andere als freundschaftliche Gefühle für Sie hege, so vergeben Sie mir, und um Sie ganz und schnell sich selbst und Ihrer Pflicht wieder zu geben, will ich von heute an Ihr Haus meiden — ich strafe mich dadurch selbst für ein unwillkürliches Vergehen. Rechnen Sie auf die zarteste Discretion dessen, der sich Ihren wahren Freund nennt.

Salvator Marandi."

Sein Bursche wußte das Billet geschickt in der Engelswirthin Hand zu befördern, und schon nach einer Stunde kam folgende Antwort zurück:

Undankbarer!

„Sollen Ihre kalten, all' Ihrem vorhergehenden Benehmen widersprechenden Worte mich beruhigen, und wie Sie sagen, zur Pflicht zurückführen? — Glauben Sie mich zu heilen, wenn Sie mein Haus meiden? O Sie kennen die Gewalt der Leidenschaft nicht, zu der ich mich offen für Sie bekenne. — Wenn eine Frau einmal ihre Liebe gesteht, so ist sie auch entschlossen, Alles für diese Liebe zu opfern — und ich kann Ihnen einfach sagen, denn ich bin nicht hochgebildet genug, um zu filosofiren und mit prunkenden Redensarten meine Handlungen zu beschönigen, daß ich Sie gränzenlos liebe, und nicht mehr leben will, wenn ich Sie nicht wenigstens sehe — täglich — so oft wie seither — daß ich jede Thorheit begehen werde, um Sie zu sehen, zu sprechen, wenn Sie Ihre Drohung, mein Haus zu meiden, erfüllen sollten. Sie lieben mich, ich weiß es, wenn auch nicht mit derselben Kraft, mit der

ich Sie liebe — aber ich bin Ihnen nicht gleichgiltig, Ihre Augen können nicht trügen. Was verlange ich denn? — Sie zu sehen! Ist dies ein Verbrechen? Dieser armselige Ersatz für ein Leben an der Seite eines zwar guten, braven, aber meinem Herzen ganz gleichgiltigen, ungebildeten Mannes! — ist er zu hochstrebend? Wählen Sie! Wenn Sie wirklich mein Bestes wollen, so entziehen Sie mir wenigstens nicht das einzige Glück, in Ihr Auge blicken, Ihre Stimme hören, Sie bedienen zu dürfen. Wenn Sie nicht mehr kommen — so ist mein Unglück sicher, denn ich werde jede Rücksicht vergessen, um Sie wieder zu sehen.

Ihre Eva."

Tief aufseufzend legte Marandi das Billet vor sich nieder, und in seinem Herzen flüsterte eine Stimme:

Du bist nicht frei von Schuld, das schöne Weib zog dich an, du gabst dich willenlos dem Eindrucke hin, tauschtest Blicke mit ihr, und nährtest ihr Feuer, welches jetzt als verzehrende Flamme in das Gebäude deiner Zukunft verderbenbringend eindringt.

Mit großen Schritten maß er tiefsinnend das Zimmer, und kam endlich zu dem Entschlusse, daß er durch mündliche milde Vorstellungen versuchen wolle, die leidenschaftliche Frau zu ihrer Pflicht zurück zu führen, daß es besser sei, nach wie vor das Haus zu besuchen, denn er traute ihr wohl zu, daß sie Wort halten, und die tollsten Streiche begehen würde, um sich seinen Umgang zu sichern.

Als daher Marandi um die gewöhnliche Mittagszeit in das Gastzimmer für Officiere und überhaupt für distinguirte Gäste trat — leuchtete ein Blitz in den dunklen Augen der, in innerer Aufregung erglühenden Eva auf — und ein dankendes Kopfnicken zeigte ihm, wie sehr sie seine Willfährigkeit anerkenne.

Marandi war zu sehr mit der ihm heute noch bevorstehenden wichtigen, seine innersten Interessen berührenden Zusammenkunft beschäftiget, als daß er sich einem anderen, ferner liegenden Ein-

drucke hätte hingeben können — sein Bleiben war daher nur kurz, und als er nach Tische gleich Degen und Kasket nahm und fort wollte, trat Eva an ihn heran, und sprach mit aufgeregter, in vielen Empfindungen erbebender Stimme:

„Sie eilen so schnell fort, Herr Hauptmann! — Sehen wir Sie heute nicht mehr?" —

„Ich kann es noch nicht bestimmen," erwiderte Marandi, der die Nothwendigkeii fühlte, seine Absicht, das Jagdhaus zu besuchen, geheim zu halten — „ich bin sehr beschäftiget" —

„Aber Morgen?" —

„Jedenfalls." Und grüßend eilte er fort, und nach seiner Wohnung. Dort angekommen, fand er ein Billet der Präsidentin, in welchem sie ihn bat, er möge, um jedes Aufsehen zu vermeiden, um fünf Uhr sich, spazierengehend, jenseits des Chausseehauses im Walde treffen lassen. Sie werde zur selben Zeit dort zu Wagen sein und ihn aufnehmen, worauf sie eine halbe Stunde später am Jagdhause ankommen würden.

Marandi hatte keine Zeit mehr zu verlieren, schnell stieg er zu Pferde, ritt bis über das Chausseehaus weg, gab dort seinem Burschen das Pferd, vorgebend, daß er sich nach Ahlsdorf zu Fuß weiter begeben wolle, und lenkte, als der Diener mit beiden Pferden ihm aus dem Gesichtskreise verschwunden war, seine Schritte eilig nach dem Walde.

Wenige Minuten später saß er an der Präsidentin Seite im Wagen, ergriff tief gerührt ihre Hand, preßte sie an die Lippen und sprach:

„Meine Schwester! theure, geliebte Gattin meines armen Bruders! gewähren Sie mir die Stelle, welche ihre einstigen innigen Beziehungen zu meinem unvergeßlichen Bruder naturgemäß mir anweiset! und tragen Sie nichts von dem gerechten Hasse, den meiner unseligen Schwester Handlungen in Ihnen erzeugen

mußte, auf mich über! Wenn es möglich ist — so vergeben Sie auch ihr, denn glauben Sie — sie hat fürchterlich gebüßt!" —

„Mein Bruder!" flüsterte die tiefbewegte Frau unter Thränen — „ich habe ihr vergeben. Was abe r Sie selbst betrifft, so versichere ich Sie, daß schon Ihre Aehnlichkeit mit Rafael Sie mir theuer macht — und haben auch spätere, ernste und heilige Pflichten sich meiner Seele bemeistert, bin ich es auch meinem Gatten und meiner Tochter schuldig, der Erinnerung an die Vergangenheit nicht ausschließlich Raum gegeben, so steht meine Jugendliebe und Alles was mit ihr zusammenhängt dennoch unvertilgbar in mein Herz gegraben und mein unglückliches Kind, mein Rafael, obgleich er die Mutter nicht kennt, nur als Verwandte liebt, ist mir eben so theuer als Ida."

„Ich werde ihn sehen," sprach Marandi, als man die Thürmchen des alten Jagdschlosses durch die Lichtung blicken sah — „und sie, die edelste der Schwestern — dieses engelgleiche Wesen, Cornelia — die ich verehre, gleich einer überirdischen Erscheinung! O! ich kann es nicht beschreiben mit welchen Gefühlen ich mich dem Asyle so vielen Unglücks, so vieler Tugenden nahe."

Man kam an, und der alte Martin führte die Besuchenden in den Pavillon, wo Cornelia sich mit Rafael befand.

Es würde unmöglich sein, die tiefe Rührung beschreiben zu wollen, welche Marandi empfand, als Cornelia Rafael's Hand ergriff, ihn zu Marandi führte und sprach:

„Lege dein Haupt an das Herz dieses Mannes, Rafael — Du wirst es dir in Zärtlichkeit entgegen klopfen fühlen, denn er ist der Bruder deines Vaters!"

Rafael sank an seines Oheims Brust — Thränen tiefster Empfindungen und der heiligsten Gefühle feierten den traurig süßen Moment! — — —

Lange zitterte diese Stimmung in den Seelen der vier Versammelten nach, sie fühlten sich unfähig über die vor ihnen liegenden äußeren Verhältnisse zu sprechen, die hoch aufbrausenden Gefühlswogen mußten erst wieder geebnete Bahnen, ruhigen Lauf finden.

Marandi's Bewunderung und Verehrung für Cornelia steigerte sich zur Anbetung, seit er sie persönlich kennen gelernt, seit er sich unter dem Einflusse ihrer, wie aus höheren Sphären tönenden herrlichen Stimme, ihrer göttlichen Augen fühlte, seit er die ätherische, edle Gestalt gleichsam schwebend über den Grasplan nach dem Jagdhause hingleiten gesehen, und sich fragen mußte:

War dieses Wesen nicht geschaffen Glück zu geben und zu empfinden? War ihr Leben voll Opfer und Entsagung der Wille Gottes? Und warum dann? — — und durch seine Seele zog ein Vergleich zwischen diesem Weibe und jenem, für welches bis vor wenigen Stunden seine Sinne lebhaft sprachen, und welches sich ihm, Pflichten und Ehre vergessend, in Leidenschaft vergehend in die Arme warf — und beschämt — seine Schwäche fühlend, schlug er die Augen nieder, und gelobte im Stillen, jenem Zauber sich unwiderruflich zu entziehen, nicht gewaltsam wie er erst gewollt, sondern sicher und allmälig, damit Eva keine Veranlassung finden solle, unüberlegte, nicht mehr gut zu machende Schritte zu thun.

Gegen sieben Uhr kam die Gräfin Holm mit den Rosen, und erst jetzt, als Rafael mit den beiden Schwestern nach dem Blumengarten gegangen, und die Frauen mit Marandi allein waren, erst jetzt konnte von der Gegenwart, von der Gefahr, welche in Erber's und Neumann's Absichten lag, gesprochen werden.

Marandi ließ sich genau von Allem unterrichten, was die Schwestern fürchteten und vermutheten, er las den Brief, welcher die Unterschrift seines Bruders trug, und auch er stimmte mit der

Schwestern Ansicht überein, daß all' dem die Absicht eines Betruges zu Grunde liegen müsse — und wie sehr auch sein gerader, männlicher Charakter ihn antrieb, diesen Leuten direct entgegen zu treten und geradezu Auskunft über ihre Absichten zu verlangen oder gerichtliche Anzeige von ihrem Treiben zu machen, so mußte er sich dennoch gestehen, daß bis jetzt von jener Seite noch nichts geschehen sei, was zu einer gerichtlichen Strafe für Neumann und Erber führen dürfte, da das Zeugniß der Tochter verworfen werden könne, und alles was sie gehört doch immer nur abgerissene einzelne Worte waren, denen eine ganz harmlose Deutung zu geben, die schlauen Gauner wohl wenig Mühe haben würden. Marandi mußte sie daher beobachten, und ihre Schritte genau überwachen, um im geeigneten Momente bei der Hand zu sein.

Es ward beschlossen, daß die Wachsamkeit um das Jagdhaus verdoppelt, und Rafael nicht eine Minute allein gelassen werden solle, daß Marandi so oft als möglich hier sein und auch jene Nächte da zubringen solle, über welche sein Dienst, und die Ueberwachung der Verdächtigen ihn frei verfügen ließen, und die Gräfin Holm erbot sich mit den Rosen auf vier Wochen in's Jagdhaus zu ziehen, damit Cornelia Beistand habe, wenn ja sich einer der frechen Menschen, die ihre Ruhe gefährdeten, dem einsamen Schlosse nahen sollte.

Marandi beschloß sich des Bruders der Engelswirthin zu bedienen, nachdem ihm die Präsidentin Näheres über ihn mitgetheilt hatte — und jetzt erst verstand er die Abschiedsworte Johann's, die Versicherung, daß er auf ihn zählen könne in Noth und Tod, und jetzt erst faßte er Vertrauen zu der rauhen, nicht tadelfreien, aber gewiß noch nicht ganz verdorbenen Natur des Burschen.

Man trennte sich spät, nachdem die Gräfin versprochen hatte heute schon mit den Rosen hier zu bleiben, und ihren Wagen fort-

sandte, dem Kutscher ein Billet an ihren Sohn mitgebend, welchen sie bat, sie heute nicht zu erwarten.

Marandi fuhr noch spät mit der Präsidentin zurück, ließ am andern Morgen Johann zu sich kommen, hatte eine lange Unterredung mit ihm, und beide trennten sich mit einander zufrieden und einen vertrauensvollen Händedruck wechselnd, der Johann in seinen eigenen Augen hoch erhob, und seine Seele kräftigte, für den Mann in den Tod zu gehen, wenn es sein müßte, der ihm Vertrauen gezeigt, der ihm Gutes zutraute, und ihm im Hintergrunde, am Ausgange der Angelegenheit in der er seine Dienste versprochen hatte, ein Glück sehen ließ — eine Fata morgana — die des jungen Mannes Herz hochklopfen machte — ein häusliches Glück an der Seite Mariens, die ihm täglich theurer wurde, und deren Besitz mit einer durch die Präsidentin gesicherten Zukunft ihm Marandi in Aussicht stellte.

Schon am anderen Morgen richtete sich die Gräfin Holm zu einem vierwöchentlichen Aufenthalte im Jagdhause ein — und Marandi ritt, so oft es ihm möglich war, hinaus — jedesmal tiefer und lebhafter empfindend, welch ein herrliches Wesen Cornelia sei — und wie glücklich sein Bruder geworden wäre, wenn seine Liebe, sein Herz für diese der Schwestern gesprochen hätte! —

Aber so wenig auch unter solch veredeltem Eindrucke in dem Umgange mit einem Weibe, wie die Engelwirthin, Reiz für ihn liegen konnte, so war es Marandi dennoch schlechterdings unmöglich, sich sogleich von ihr los zu machen — sie beobachtete mit glühender Eifersucht seine Schritte, und die oft wiederholten Spazierritte, die er vorgeblich seiner Gesundheit wegen machen müsse, fielen ihr so sehr auf, daß er oft zum entgegengesetzten Thore hinausreiten mußte, um ihren Scharfblick irre zu führen. —

Als er es endlich einmal versuchte, einen ganzen Tag ihr Haus zu meiden, fand er bei seiner Rückkehr ein Billet, in welchem

sie ihn beschwor, sie nicht zum Aeußersten zu treiben — ihr das einzige Glück, nach welchem sie strebe, ihn zu sehen, seine Stimme zu hören, seine Nähe zu fühlen, nicht zu entreißen — es würde sein und ihr Unglück sein!

Die Frau war schön — und in dem Darlegen so glühender Liebe lag ein unendlicher Reiz, der unwillkürlich sich in das Herz des Mannes stahl und mindestens seine Sinne gefangen nahm —, sie war zugleich fein —, denn sie verlangte ja nur, was selbst der strengste Sittenrichter nicht eben strafbar finden konnte — sie umstrickte so Maranda's Sinne durch ihre persönlichen Reize und schläferte sein Pflichtgefühl ein, indem sie seiner Eigenliebe schmeichelte. Denn welcher Mann bliebe kalt und gleichgültig, wenn er sich von einem schönen, von Vielen bewunderten Weibe geliebt weiß? — Man thut den Frauen sehr großes Unrecht, wenn man ihnen eine stärkere Dosis Eitelkeit beimißt, als den Männern — es gibt keinen Mann auf Erden, dem nicht durch geschmeichelte Eigenliebe — sie beziehe sich nun auf geistige oder persönliche Eigenschaften, die schwache Seite abzugewinnen wäre, und eine Frau wird zehn Anbether vergeblich schmachten und schmeicheln lassen, bis ein Mann einmal den Schlingen angeregter Eitelkeit entgeht.

Der Grund hievon liegt vielleicht in der verschiedenen Erziehung.

Einem Mädchen wird schon von Kindesbeinen an mehr oder weniger geschmeichelt — man sagt ihr zu oft, daß sie dies und jenes thun solle, um hübsch zu sein, um zu gefallen — man zeigt ihr dies als Beruf — als Tendenz ihres Daseins — das Bewußtsein zu gefallen wächst somit schon mit ihr auf, und sie erkaltet für Schmeicheleien schon fast ehe sie deren auf ernstliche Weise empfängt, während dem Knaben Niemand sagt: du mußt dafür sorgen, zu gefallen — Niemand ihm schmeichelt, im Gegentheil seine allenfalls hervortretende Eitelkeit von denen, die ihm gut sind, unterdrückt

wird. Tritt er dann in's Leben, und ein Weib erregt sein Selbstgefühl, zieht ihn Anderen vor, leidet um ihn, verzehrt sich für ihn —, so gewinnt sie schon einen großen Theil seiner Empfindungen für sich — sie sei schön oder nicht — ist es aber ein schönes Weib, welches die Eitelkeit des Mannes erregt und ihn an das Gefühl seines persönlichen Werthes, oder seines geistigen Uebergewichtes glauben lehrt, dann bleibt Josefs Mantel nicht in der Putiphar Händen, der ganze schwache Josef hält sich in den Mantel seiner Eitelkeit, und — Frau Putiphar triumphirt! —

Während nun alle Segel aufgespannt sind, um Erber's und Neumann's Cabalen unmöglich zu machen und hinter ihre Pläne zu kommen — während Frau Eva den goldenen Apfel vom Baume der Erkenntniß gerissen und in sündigem Verlangen brennt, ihn mit dem neuen Adam, den sie sich erwählt, zu theilen — und die Herzensgüte und der fromme Köhlerglaube ihres Mannes blind und taub an all' den Spöttereien und Anzüglichkeiten der Officiere vorübergeht, die nicht selten Frau Eva's Blut bis über die weiße Stirne treiben, während Josef, des Hauptmanns treuester Gehülfe und Rapporteur aller Schritte der beiden zu Ueberwachenden ist, und seiner Marie täglich theurer wird — während Marandi seine Besuche im Jagdhause fortsetzt und Cornelia täglich mehr verehrt, und gleich einem göttlichen Wesen anbethet — Rafael seines Oheims Liebe gewinnt und sich in seinem Umgange und unter dem beseligenden Einflusse seiner Rosen glücklich wähnt — wollen wir uns nach den so lange verlassenen anderen Personen unserer Geschichte umsehen und anfragen, was sich Neues zugetragen.

Steigen wir, lieber Leser, zuerst in das Stübchen hinauf, in welchem Emilie Blank die Pflichten der Tochter so treu und aufopfernd übt, und sehen wir, was sich seitdem ereignet hat.

Neunzehntes Kapitel.

Auf den ersten Blick zeigt sich kein auffallender Unterschied zwischen jetzt und dem Tage, da wir zuletzt bei dieser kleinen unglücklichen Familie gewesen.

Noch sitzt der arme blödsinnige Vater in seinem Lehnstuhle, lächelt still vor sich hin und scheint ruhig und zufrieden zu sein, ja sein Aussehen zeigt von Gesundheit — die von der Krankheit damals eingefallenen Wangen haben eine gewisse Rundung angenommen, die Augen, beim Beginn der Krankheit so starr, blicken freundlich und eine gewisse innere Behaglichkeit spricht sich in dem ganzen Bilde des dennoch so bedauernswerthen Mannes aus, denn er lebt ja nur ein Pflanzenleben — er empfängt Nahrung, athmet, weil er muß — wird wie ein Kind zu Bette gebracht, schläft den Schlaf bewußtloser Kindheit, steht auf, wenn man ihn dazu auffordert und würde liegen bleiben und verhungern, wenn man seiner vergäße, denn kein geistiger Strahl dringt mehr in dies bewegliche Marmorbild, in diesen trostlosen Ueberrest der Hülle eines denkenden Menschengeistes! —

Und bei einer Lampe, welche spärlich brennt, sitzt Emilie — arbeitend wie damals, und ist es der entstellende Schein der Lampe, oder traurige Wahrheit, ihre feinen, edlen Züge sind tiefer geworden, ein paar Linien ziehen sich über die hohe weiße Stirne!

Der eiserne Griffel stillen Leidens hat sie gezogen diese Linien, hat dem Marmor dieser reinen Stirne seine heiligen Zeichen eingegraben, und als sie jetzt mit schmerzvollem Ausdrucke aufblickt, und nach der alten, ihr gegenübersitzenden Gertrude sieht, da zeigt sich es klar, daß ihre Augen matt, und roth umsäumt sind, ein un-

verkennbares Zeichen vergossener bitterer Thränen, und langer Nachtwachen.

Aber Gertrude, was ist mit der alten treuen Seele geschehen? Blickt sie doch so böse, so unfreundlich umher, selbst Emiliens stumm-bittender Blick vermag ihr kein Lächeln abzugewinnen? — Was ist geschehen? —

Sie rückt ungeduldig hin und her, bewegt die Lippen, schluckt mühsam, offenbar mit großer Selbstbeherrschung die Worte, die schon dem halbgeöffneten Munde entquellen wollten, wieder hinab, und läßt der armen Haube entgelten, was ihr so sehr das Herz zu bedrücken scheint, denn sie schiebt die „Steifgestärkte" von einem Ohre zum Anderen und bei dieser, ihren Grimm ableitenden Manipulation, zeigen sich uns die vor wenigen Monaten noch ziemlich braun gewesenen Haare der Alten in entschiedenem Grau.

Sie ist recht alt geworden in kurzer Zeit, die arme Muhme Gertrud, es muß viel Gram und Sorge über dieses Haupt gezogen sein, um es so schnell zu bleichen.

Ja wol nagte ein tiefer Gram an dem alten treuen Herzen, der Gram um ihren Liebling, um das junge Wesen, dem sie Mutter geworden, auf welches sie alle Liebe ihres alten Herzens, die sie ihr ganzes Leben lang ungebraucht in der Brust verschlossen, übertragen hat.

Emilie zehrte sich sichtlich ab — Emilie ist krank, leidet physisch und moralisch, und schwindet dahin wie ein Schatten, und nichts vermag sie dazu, ihren Kummer auszusprechen, oder irgend eine Zerstreuung anzunehmen, wie oft auch Gertrud sie bat, wie oft die Engelswirthin, in deren Nebenhause sie wohnte, sie zu Spaziergängen aufforderte, oder andere ihrer früheren Freundinnen sie besuchten, und mit sich wegführen wollten.

Kein frohes Lachen wird mehr gehört in dem kleinen Zimmer, kein munterer Gesang ertönt mehr wie einst, wo die heitere, glück-

liche Emilie mit silberheller Stimme, der Lerche gleich, den frühen Morgen besang, und dem milden Glanze des Mondes ein Loblied weihte! —

Auf jede Frage, die Gertrud, so wie die wenigen Besuchenden an Emilien über den Grund ihres sichtlichen Verfalls richteten, erwidert sie mit einem Blick nach dem unglücklichen Vater, und allerdings mußten sie sich mit dieser Erklärung begnügen, denn groß war das Unglück, den einst so rüstigen, geistvollen Vater einem unbehilflichen Kinde gleich, ewig still lächelnd, ein Anblick schrecklicher als der Tod, vor sich zu sehen; aber Muhme Gertrud wußte das besser, ihrem, durch Liebe und mütterliche Aufmerksamkeit geschärftem Auge entging die wahre, eigentliche Veranlassung zu der neuen, das Lebensmark des theuren Kindes verzehrenden Qual nicht.

Des Vaters Leiden sah Emilie bereits in milderem Lichte, die mächtigste Gebieterin der Erde, die Zeit mit ihrer eben so kräftigen Zwillingsschwester: Gewohnheit, hatten auch bei Emilien gewirkt, sie wußte den Vater nicht leidend, sie fühlte sich berufen ihn zu pflegen und jeden seiner Wünsche zu erfüllen, sie vermochte dies durch den Fleiß ihrer Hände und durch die liebevollste Sorgfalt, und sie hatte sich bereits, still ergeben, in diese Schickung des Himmels gefügt.

Aber Gertrude hatte Recht.

An dem jungen Herzen des Mädchens, das zum erstenmale sich seiner selbst bewußt ward, zerrte ein Schmerz, eine namenlose Pein.

Wenn Emilie auch Richard Werner's Hilfe unbedingt ausgeschlagen hatte, wie zart ihr diese auch geboten ward, wenn sie auch seiner unverkennbaren Liebe die keusche Schüchternheit eines neunzehnjährigen Herzens gegenüberstellte, und jedes Alleinsein mit ihm vermied, jede seiner Annäherung schnell in die Gränzen kalter Höf-

lichkeit zurückwies, so war daran nur das Gefühl ihrer Armuth, der Stolz der Hilflosigkeit schuld, und besonders der Gedanke an Mathilde, Richards Schwester, deren Kälte und Uebermuth sie fürchtete.

Emilie, die Tochter des einst angesehenen Rechtsfreundes der halben Stadt, würde mit Freuden die Hand in die des geliebten Mannes gelegt haben, Emilie, die arme, für Geld arbeitende Tochter des alten blödsinnigen Mannes, der Niemand mehr Gutes thun konnte, war zu stolz, um sich in einer reichen Familie nur geduldet zu wissen. So hatte sie denn nach und nach Richard zu dem Glauben gebracht, daß sie ihn nicht liebe — denn er kannte noch nicht die ganze Kraft dieser starken Seele — er wußte noch nicht, welch' einen Schatz er aufzugeben in Gefahr stand, denn seit zwölf Tagen zürnte er mit Emilien und hatte sich es selbst befohlen, sie nur in immer längeren Zwischenräumen, und dann selbst nur als Arzt ihres Vaters zu besuchen.

Emilie fühlte die Kälte, die ihn beherrschte, sah sich aufgegeben — und kämpfend mit Vernunft und Herz, erlag sie fast der Seelenqual, die ihre Tage verbitterte, ihre Nächte in Stunden der Verzweiflung umschuf.

Wenn Muhme Gertrud das Gespräch auf Richard leitete, so brach Emilie es absichtlich kurz ab, die Muhme sollte glauben, sein Ausbleiben sei ihr gleichgiltig! Emilie vergaß, daß die alte Frau auch ein weibliches Herz, und durch Liebe geschärfte Augen besaß.

Wenn die Engelswirthin, welche fast täglich einen Sprung zu Emilien machte, für welche sie eine besondere Vorliebe zeigte, wie sehr verschieden diese beiden Naturen auch waren und deren Anziehungskraft vielleicht gerade in dieser gänzlichen Verschiedenheit lag, wenn sie frug, ob Richard gestern noch gekommen oder heute schon dagewesen sei, so vermochte es Emilie über sich, ruhig und fest zu antworten:

„Warum sollte er seine Zeit so sehr verschwenden? — Er weiß, daß er für den Vater nichts thun kann, und daß wir schicken würden, wenn ihm etwas Neues zustieße, warum sollte er also so oft kommen. Des Arztes Zeit ist sein Geld.“

Aber um die Lippen zuckte ein Schmerz, im Auge glänzte eine Thräne, die Hand bebte und vermochte kaum die Nadel zu halten, während das arme Mädchen so mit starker Seele das Bahrtuch über all ihr Glück warf — und dieser Gram und diese selbstquälerische Beherrschung war es, die an dem jungen Leben zehrten.

Die Rosen mit Ida und Willibald waren, wie sie es sich auf jenem Balle vorgenommen hatten, der zu Ida's Ankunftsfeier gegeben wurde, zu Emilien gekommen, und hatten seitdem oft ihre Besuche wiederholt, denn Alle liebten und achteten das stille, sich opfernde Mädchen; nur Mathilde war nicht gekommen, und Emilie litt um so empfindlicher unter dieser Kälte, weil Mathildens Annäherung und Theilnahme für sie von doppeltem Interesse gewesen wäre.

Da Emilie hartnäckig jedes Geschenk zurückwies, und nur um Arbeit bat, so mußten die Freundinnen sich begnügen, ihr diese in reicher Fülle zu geben, aber man hatte es ihr allgemein zur Pflicht gemacht, die kleinen Erfrischungen, die für ihren Vater gesendet wurden, und die Emilie bei allem Fleiße nicht im Stande gewesen wäre zu erschwingen, anzunehmen, und so befand sich Muhme Gertruds Vorrathskammer wol immer in ziemlich gutem Zustande.

Ein anderes Leiden noch war es, welches Emiliens Leben verbitterte.

Erber, den sie nur einmal flüchtig bei ihrem Vater gesehen, kam jetzt häufig unter dem Vorwande einer großen Theilnahme für Blank, auf dessen Genesung er vorgab noch zu hoffen, und mit welchem er über wichtige Dinge zu sprechen habe, die er

bereits bei seinem früheren Hiersein, mit Blank in Anregung gebracht zu haben behauptete.

Offenbar war dies nur ein Vorwand, um seine Besuche erneuern zu können, deren eigentliche Veranlassung wohl dem Eindrucke galten, welchen Emiliens reizende Persönlichkeit auf ihn gemacht hatte.

Wir finden so oft bewiesen, wie sehr sich die Extreme im Leben berühren, wie mächtig sich Ungleiches anzieht, daß es nicht zu wundern ist, wenn sich die begehrliche, genußsüchtige Fantasie dieses Mannes, von dem reinen edlen Wesen des schönen jungen Mädchens in Flammen gesetzt fühlte.

Natürlich ahnte Emilie nicht einmal, bis zu welcher Kühnheit sich die Wünsche des ihr so widerlichen Besuchers zu steigern wagten, sie fühlte mit innerem Widerwillen, daß die lästige, süße Höflichkeit des alten Gecken, der stets in möglichster Toilette erschien, die Gränzen der gewöhnlichen Artigkeit überschreite, und sein Gehen war ihr stets eine Erleichterung; aber als Erber endlich mit seinen Bewerbungen näher trat, jo sogar Muhme Gertrudens Gunst zu erreichen strebte, und dieser Geschenke anbot, wenn sie ihm bei ihrer schönen Cousine das Wort reden wolle, als er immer öfter kam, und durch Emiliens Versicherung, daß auf eine geistige Wiedergenesung ihres Vaters nach Ausspruch der Aerzte nicht zu hoffen sei, daß daher sein Kommen nur nutzlose Zeitverschwendung und für sie, ihrer isolirten Stellung wegen, nicht wünschenswerth sei, sich nicht abweisen ließ, da bat Emilie ihn direct, seine zwecklosen Besuche einzustellen und ihren Ruf zu schonen. Aber vergebens, der Widerstand reizte ihn um so mehr, und nun trat er näher hervor mit seinen Absichten und erklärte Emilien geradezu, daß er sie liebe und glücklich zu machen entschlossen sei.

Weder Emilie in reiner, keuscher Seele, noch Muhme Gertrud ahnten, daß sich ein Mann ihrem Goldkinde anders als mit

den ehrenvollsten Absichten zu nahen wagen werde. Keiner von Beiden fiel es ein, daß Erber unter „glücklich machen“ etwas Anderes als eine Heirat verstehen könne, und Emilie erwiderte daher ganz einfach auf diese Bewerbung, wie sie das gebotene Glück nicht annehmen könne, da sie keine Neigung für ihn fühle und überhaupt nicht daran denke, ihren Vater zu verlassen und fremder Pflege zu übergeben, was doch fast nöthig werden würde, wenn sie neue Pflichten übernähme; sie bitte ihn daher dringend, nach dieser ihrer Erklärung seine Besuche für immer und ganz einzustellen und sie nicht in ein unverdientes Gerede zu bringen, welches ihrem Rufe schädlich sein würde.

Erber hatte nicht an eine Heirat gedacht, sein verdorbenes Herz hoffte aus dem Unglücke des Mädchens die Realisirung seiner niedrigen Wünsche erstehen zu sehen, er war bereit, seine auf zweifelhaftem Wege erlangten Güter mit ihr zu theilen, sie seine Geliebte zu nennen, so lange sie schön sei, aber dann ein locker geschürztes Band zu lösen, um ein frisches knüpfen zu können.

Als daher Emilie seinen vermeinten Heiratsantrag ablehnte, da zog über sein Gesicht ein höhnisches Lächeln, aus den tiefliegenden, kleinen, in wildem Feuer funkelnden Augen, denen die buschigen, sich über die Nase begegnenden Brauen ein ernstes, feindliches, drohendes Ansehen gaben, blitzte ein Strahl wüsten Verlangens — die schmale, farblose Lippe zuckte, und warf sich höhnisch auf, und mit selbstbewußtem Uebergewichte sprach er, seinen Hut nehmend:

„Ich will Ihren eben gegebenen Bescheid noch nicht als Ihre letzte Entschließung betrachten, mein Fräulein, Sie werden überlegen — Vortheile und Nachtheile in Erwägung ziehen —“

„Dies wäre nutzlos,“ erwiderte Emilie, „ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht lieben kann, mein Herr, und schon dieser eine Grund muß Ihnen genügen, um nicht mehr die Hand

eines Mädchens zu verlangen, welches eine Verbindung mit Ihnen durchaus nicht eingehen kann und wird."

„Wahrscheinlich hoffen Sie," erwiderte Erber voll Hohn — „auf einen Antrag Doctor Werner's, der Ihnen wohl besser gefallen mag mit dem glatten, frischen Gesichte und den jugendlichen, schwärmerischen Gefühlen, die freilich ein Mann meines gesetzteren Alters nicht mehr zur Schau trägt."

„Mein Herr —"

„Ich bitte, lassen Sie mich aussprechen, mein Fräulein! — Aber Sie irren sich. Werner denkt nicht an Sie, Werner hat die Auswahl unter den schönsten, reichsten Töchtern der Stadt und Umgegend. — Der gesuchte und nebenbei wohlhabende Arzt ist ein zu fetter Bissen für alle heiratsfähigen Töchter und Witwen, man kommt ihm von allen Seiten entgegen, man kajolirt ihn vollständig, und schon seine Schwester, welche sich einbildete, Gräfin Holm werden zu wollen, würde des Bruders Eigenliebe und Stolz bis auf's Blut stacheln, wenn er sich es einfallen lassen würde, die arme verlassene Emilie Blank heiraten zu wollen!"

„Mein Herr, ich wiederhole meine Bitte, daß Sie sich entfernen wollen, ich würde endlich gezwungen sein, meines Vormundes Einschreiten zu veranlassen."

Erber verließ sie wüthend, aber immer noch nicht hoffnungslos.

Emiliens Vormund, der Engelswirth, schien ihm keine so gefährliche Schranke zwischen seinen unlautern Wünschen und dem armen, alleinstehenden Mädchen zu sein, denn der durch sein ausgebreitetes Geschäft unendlich in Anspruch genommene Gastwirth und Brauherr beschränkte die Ausübung seiner, auf den Wunsch seiner Frau übernommenen Vormundschaftspflichten, auf Erkundigungen bei Eva über das Befinden und die Lage Emiliens — würde aber im Falle einer Berufung auf diese seine Stellung,

mehr als Jeder bereit gewesen sein, alles für sein Mündel Ersprießliche zu thun.

Erber's Leidenschaft für das blasse, schöne Mädchen wuchs mit jedem Tage und der Wunsch, sie zu besitzen, stellte für einige Zeit seine anderen Pläne in den Hintergrund. So kam es, daß er zwar immer wieder mit Neumann zusammentraf und diesem sein Vertrauen schenkte, allein jetzt öfter von seiner Glut für Emilien sprach und ihn um Rath anging, wie er ihrer habhaft werden könne, als daß er die Erfolge in der älteren Angelegenheit besprach.

Josef's Speculiren führte daher nur zu dem Resultate, daß Erber fast gar nicht mehr von dem Jagdschlosse und von Allem, was damit in Verbindung stand, spreche, sondern daß er eine neue, aber sehr geheim gehaltene Absicht zu haben scheine, und über Pläne mit Neumann brüte, die einen ganz andern Gegenstand zum Ziele haben mochten.

Es war ein trüber Herbstabend, als die beiden Freunde Erber und Neumann sich in ein entlegenes Gasthaus begaben, und im eifrigen Gespräche nicht bemerkten, wie Josef ihnen nachschlich und sich, als Beide an einem freien Tische Platz genommen hatten, zu ihnen setzte, da er wohl merkte, daß sie die Absicht hatten, ungenirt mit einander sich zu besprechen.

Vergeblich wartete er aber scheinbar unbefangen auf den Beginn der Unterredung, nahm ein Zeitungsblatt, spielte mit dem Hunde und sprach mit andern Gästen. — Die beiden Verbündeten scheuten offenbar seine Gegenwart, sprachen nur von gleichgiltigen Dingen, und Josef hörte endlich, wie Erber den Neumann einlud, mit ihm „ein Stückchen Weges“ bis zu seiner Besitzung zu gehen, da der Abend so angenehm sei.

Offenbar war dies nur ein Vorwand, denn das Wetter war nichts weniger als einladend zum Spaziergang.

Neumann und Erber verließen das Gasthaus und wandten sich dem Thore zu, durch welches Letzterer gehen mußte, um zu seinem Gute zu gelangen.

Der Wind blies kalt und herbstlich durch die fast schon kahlen Bäume, welche außerhalb der Stadt sich in einer breiten Allee rings um die Stadtmauern zieht, und bei jedem Schritte der Wandernden knisterten die gelben, herabgefallenen, zu Grabe gegangenen Blätter unter den Füßen — graue und weißlich gestreifte Wolken zogen am Firmamente im raschen Fluge hin, und ließen dem aufgehenden Mond nur ab und zu einen neugierigen Blick durch sie hindurch, auf die, dem Winterschlaf entgegenseufzende Erde thun.

Fröstelnd hüllten sich die beiden Wanderer in ihre warmen Röcke ein, zogen die Kragen hoch zum Kopfe empor, die Ohren schützend, und überhörten es dadurch, daß ihnen ein dritter Wanderer gefolgt war, und sich fest an der Mauer hin, und wieder hinter den Bäumen der Allee barg, bis zu einer Stelle, wo Beide stehen blieben, und der Nachfolgende ihr Gespräch leider nur in einzelnen Bruchstücken hören konnte, da er durch einen Mauervorsprung, den hundertjährigen Epheu bedeckte, vor ihren Blicken zwar sicher war, sie aber zu leise jenseits der Mauer sprachen, als daß der Horchende den Zusammenhang ihres Gespräches hätte finden können.

„Wie ich Euch gestern schon gesagt," sprach Erber, „ich muß mein Ziel erreichen, und sollte ich Alles daran setzen. Das Mädchen ist mir einmal zur fixen Idee geworden, ich muß und will es haben. Sie begegnet mir abstoßend und kalt wie noch Keine — und ich glaube gerade dies macht sie mir unwiderstehlich."

„Ja," erwiderte Neumann, „derlei Fälle gibt es genug. Ich hatte auch nicht eher Ruhe, als bis meine Frau Ja gesagt, und weil sie damit so lange nicht heraus wollte, so—"

„Aber Freund,“ sprach Erber, „das ist ja ein ganz anderer Fall. Eure Frau war Mutter von drei Kindern, nicht mehr ganz jung, Ihr liebtet sie nicht, sondern speculirtet nur auf ihr gutes einträgliches Geschäft, während ich glühend liebe, weder Tag noch Nacht Ruhe habe vor dem Bilde des hübschen bleichen Mädchens —“

„Aber sagen Sie mir nur,“ frug der Andere, „wodurch sie Ihnen plötzlich so interessant erschien? Sie sahen sie ja doch früher schon, als noch ihr Vater bei Verstande war, Sie hatten ja mit ihm zu thun —“

„Allerdings,“ erwiderte Erber, „sah ich sie, aber nur flüchtig, und habe ich sie nicht aufmerksam betrachtet, oder gaben Schmerz und Sorge ihr erst den unnennbaren Zauber, der über ihr ganzes Wesen ausgebreitet ist, ich weiß es nicht, ich fühle nur, daß sie mein werden muß, und daß Ihr mir behilflich sein sollt.“

„Gerne,“ antwortete Neumann, „aber lassen Sie uns vorher unsere Bedingungen festsetzen, denn Sie wissen ich thue nichts umsonst — Alles dagegen für gutes Honorar.“

„Wenn Ihr sie mir in die Hände liefert, auf eine natürliche, für mich gefahrlose Art, die mich zum Ziele führt, so sind hundert Gulden Euer —“

„O Bagatelle,“ lachte Neumann, „für hundert Gulden thut man dergleichen nicht — sprechen wir von fünfhundert Gulden.“

„Ihr sollt dreihundert haben, — das ist mein letztes Wort.“

„Meinetwegen denn, in Aussicht fernerer Geschäfte, — den Plan werde ich Ihnen morgen oder spätestens übermorgen vorlegen — doch stille — hörten Sie nichts?“

„Dürre Blätter rauschen im Winde. — Gute Nacht denn.“

„Wir treffen uns morgen Abend an bewußter Stelle.“

„Sicher! Gute Nacht.“

Neumann wendete sich nach der Stadt zurück und schritt an Josef vorüber, ohne ihn gewahr zu werden.

Eber ging der Straße entlang, auf seine nicht sehr entfernte Besitzung zu.

Auch Josef verließ einige Minuten später sein Versteck und sprach leise vor sich hin:

„Ein förmlicher Handel — denn ich hörte deutlich die Worte: Fünfhundert Gulden — dreihundert Gulden — bleiches Mädchen — das ist meine Marie, die soll beseitigt werden, wenn sie ihren Anschlag auf das Jagdschloß ausführen, und wahrscheinlich Rafael daraus entführen wollen, denn sie scheinen noch immer zu fürchten, daß meine Marie ihnen gefährlich werden möchte, wegen dem, was sie damals bei ihrer Schwester Thekla erlauscht haben könnte. O die Bösewichter! Aber ich werde es der Frau Präsidentin durch den Herrn Hauptmann wissen lassen, und ich selbst werde von Marien kein Auge verwenden.“

Jetzt schritt er durch's Thor der Stadt und wendete sich heimwärts.

Neumann aber war bereits in ein noch offen stehendes Bierhaus getreten und that sich gut auf Rechnung der zu erwartenden dreihundert Gulden und kam gegen Morgen taumelnd und unfähig, ein vernünftiges Wort zu sprechen, nach Hause.

Josef hatte jeden Morgen, wenn noch Alles schlief im Hause, eine Zusammenkunft mit Marien und ihrer Mutter, welchen er genau rapportirte, was er am Tage vorher erspäht und erfahren hatte, und heute versetzte seine Mittheilung die beiden Frauenherzen in große Sorge um ihre Gönner, die Präsidentin und die stillen, einsamen Bewohner des Jagdschlosses — so wie auch in Bezug auf Marien selbst, denn auch sie Beide konnten nichts anderes vermuthen — als daß Marie das bleiche Mädchen sei, von

dem die Männer gesprochen, denn Niemand unter ihnen hatte je auch nur eine Ahnung davon, daß Erbers altes, sündiges Herz in Leidenschaft für die stille, unglückliche Tochter des lebendig todten Advokaten entbrannt sei.

Marie erbebte vor dem Schrecklichen, das ihr bevorstehen könne, fast mehr noch ihre Mutter, aber Josef schwor ihnen hoch und theuer, daß gegen Mariens Sicherheit und Ruhe nichts gelingen solle, daß er wie sein Augenlicht sie bewachen werde — daß er aber darauf rechne, sie überall hin, wo sie gezwungen sei zu gehen, begleiten zu dürfen, und daß sie das Haus unter keinem Vorwande oder auf Begehren ihres Stiefvaters verlassen dürfe, ohne seine oder ihrer Mutter Begleitung.

Obgleich die drei Verbündeten nicht begreifen konnten, welche Absichten eigentlich die Intriguanten mit Marie haben konnten, so trafen ihre Vermuthungen darin zusammen, daß Marie, bekannt und beliebt im Hause der Präsidentin, vielleicht benützt werden solle, um Rafael aus dem Jagdschlosse zu locken und so in ihre Hände zu liefern, was nach den früher von Marien gehörten abgebrochenen Worten Erbers, eine seiner hauptsächlichsten Absichten sein müsse.

Marie versprach die äußerste Vorsicht und erbebte selbst vor dem Gedanken, in ihres Stiefvaters Hände zu fallen.

Spät erst erwachte Neumann, als die Verbündeten sich bereits längst getrennt und ihren häuslichen Verrichtungen nachgegangen waren, nachdem sie sich allseitig die äußerste Aufmerksamkeit auf die Schritte und Wege der Gegenpartei zur Pflicht gemacht hatten.

Frau Neumann ging zur Präsidentin und erzählte genau, was sie erfahren.

Josef rapportirte dem Hauptmann umständlich und ausführlich über seine gemachten Recherchen.

Emilie allein ahnte nichts von All' dem, was sich um und neben ihr vorbereitete, sie arbeitete und litt still — ohne Thränen, ohne Klage ging ein Tag nach dem anderen hin, und keiner brachte ihrem armen, geprüften Herzen Linderung — keiner gab ihr Trost — der Himmel ihres jungen Lebens hing schwarz bewölkt, unheil- und gewitterschwanger über ihrem Haupte, und wollte sie sich auch einigermaßen erleichtert fühlen, weil Erbers unerträgliche Besuche seit zwei Tagen unterblieben waren, und er gar nichts von sich hatte hören lassen, so goß Richards Ausbleiben seit mehr als acht Tagen den Becher ihres Lebens voll der bittersten Wermuth, und mühsam nur unterdrückte sie die Seufzer, welche der angst- und schmerzerfüllten Brust entsteigen wollten, und deren jeder sein Echo an einem heftigen Stoßseufzer aus Muhme Gertruds treuem, mitleidendem Herzen fand! —

Es war eben Abend geworden, noch hatte Gertrud die Lampe nicht gebracht, da Emilie die Arbeit in den Schooß, und das müde Haupt an die Lehne des Stuhles hatte sinken lassen, und Muhme Gertrud wußte, daß diese wenigen Minuten der Ruhe den angestrengten, überarbeiteten, rothumsäumten Augen des jungen Mädchens unendlich wohl thaten, daher sie denn täglich dem Eintritte der Dunkelheit durch eine stille, feierliche Pause ihr Recht gestattete. — Stille, stille, wie im Grabe war es in dem Stübchen, die Gardinen waren noch nicht geschlossen, und die letzten, mit der einbrechenden Dunkelheit ringenden bleichen Tageslichter warfen lange mattgraue Streifen durch die Fenster, die Stube entlang und draußen sauste der Wind und jagte heimtückisch und schadenfroh die letzten Blätter von den Bäumen, daß sie die kahlen Aeste wie Mitleid flehend nach dem Himmel streckten, und über ihre Nacktheit zürnend, klappernd wie Todtengerippe an einander stießen

Im Winkel neben dem still vor sich hinlächelnden Vater saß Gertrud, die Hände gefaltet, und in die Dunkelheit hinausstarrend,

und ihr Seelenauge blickte zu Gott empor, und richtete die Frage in die Wolken: „Wird es hier in diesem kleinen Kreise nimmermehr anders werden? — Wird niemals mehr die Freude, das Glück einziehen? — Soll dies junge Wesen verkümmern, und keinen Theil haben an irdischer Freude und Glückseligkeit?"

Emilie hatte mit der einen Hand die Augen beschirmt — die andere preßte fest und bebend die gequälte Brust, und vor ihrer Fantasie schwebte eine geliebte Gestalt; und sie sah dieses ihr so theure Wesen sich gänzlich ihr entfremden, sich anderen heiteren, glücklichen Gestalten zuwenden, sie sah sich vergessen, verlassen für immer und auf ihren schmerzfibrirenden Lippen zitterten die Worte: Nie! Nie! — er liebt mich nicht, er hat mich nie geliebt — er schämt sich meiner — er wird nie, niemals wieder zu mir zurückkehren! Der Hohn seiner stolzen Schwester, mein eigener, durch meine Armuth bedungener Stolz, der mir Kälte gegen ihn befahl, haben mir ihn entrissen für immer" — und ein schwerer, tiefer Angstruf löste sich von dem Herzen los, und wollte sich Bahn über die Lippen machen, aber da preßte Emilie die beiden feinen Hände fest auf die Brust, ermannte sich und besann sich: daß Arbeit die beste, kräftigste Abwehr aller Seelenqualen sei — und leise sprach sie: „Bitte Muhme, bringe Licht!"

Doch ehe noch Gertrud zurückgekehrt war, um ihren Wunsch zu erfüllen, kamen Tritte die Treppe herauf — eine wohlbekannte Stimme, die Emiliens Herz hochaufklopfen machte, — frug draußen:

„Kann ich eintreten?"

Und Muhme Gertrud brachte mit der Lampe auch für Emiliens Leben Licht und Wärme — sie brachte Richard Werner, der in hoher Aufregung bei ihr eintrat.

Doch ehe wir weiter gehen, müssen wir erst erfahren, was Richard in solche Stimmung versetzen konnte.

Zwanzigstes Kapitel.

Ida von Webbern war in den wenigen Monaten ihrer Anwesenheit im älterlichen Hause zur vollen Blüte herangereift — und stand, ein verjüngtes Conterfei der noch so schönen Mutter — als angebetetes Idol zwischen Vater und Mutter, und es gab wohl nichts Erreichbares auf Erden, was die glücklichen Aeltern diesem über Alles geliebten Kinde versagt hätten.

Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung, fundirt im Gemüthe, in der Individualität der Frauen, daß sie einen stets lebhaften Drang empfinden, Ehen zu stiften, und man thut diesem Gefühle im Allgemeinen Unrecht, wenn man es lächerlich macht, oder herabzuziehen versucht, da es sicherlich bei den besseren Frauen nur in dem Bewußtsein ihres natürlichen Berufes: Frauen und Mütter zu werden, seinen Ursprung hat.

Sobald daher ein heiratsfähiges Mädchen vor ihren Augen sich entfaltet, so entsteht mit dieser Entpuppung schon für die ihr nächststehende Frau das Verlangen, diesem Wesen den ihr von der Natur angewiesenen Platz zu verschaffen — sie einzuführen in den Kreis, dem anzugehören sie bestimmt ist.

Selbstverständlich rede ich hier nicht von jenen unsauberen Charakteren, welche ein pecuniäres Interesse leitet, die ein Geschäft daraus machen, Ehen zusammen zu leimen aus den widerstrebendsten Elementen — gleichviel, ob sie dadurch zwei Menschen glücklich oder namenlos elend gemacht haben. Solchen modernen Seelenmäklern gehören die härtesten Strafen, und würden tausendmal mehr die Galeere verdienen, als mancher in Leidenschaft zum Mörder gewordene Sträfling — denn sie morden mit Vorbe-

dacht, mit Wissen, um schnöden Lohnes wegen, nicht nur die irdische Ruhe und Glückseligkeit — sie morden die Seele, den Glauben an Gott und Menschen, Geist, Herz und Gemüth, des Menschen höchste Güter, die so oft in einer unglücklichen Ehe untergehen. —

Die Präsidentin, voll Liebe für ihr einziges schönes Kind, sah sich bereits im Kreise ihrer Bekannten um, nach einem Schwiegersohne, dem sie das Juwel ihres Hauses anvertrauen könne — und sie kehrte mit ihren Gedanken trostlos, ohne Oelzweig wie die Taube zum Erstenmale nach der Arche zurück — denn sie hatte Niemand gefunden, der ihr würdig und geeignet schien, der Gatte ihrer Ida werden zu können, da Constantin Graf Holm, an den sie bei früheren ähnlichen Träumereien wohl öfter gedacht hatte, offenbar in den Banden der üppigen, schönen Mathilde Werner zu schmachten schien, wie sehr er auch alle darauf bezüglichen Anspielungen von sich zu weisen strebte.

Oft besprach die sorgsame Mutter dies Kapitel mit ihrem Gatten, und der Präsident hatte das Letztemal lächelnd erwidert:

„Sorge nicht, Ulrika! unser Idchen ist nicht zur alten Jungfer bestimmt — solch ein Mädchen bleibt nicht sitzen — wir haben nicht Ursache uns für ihre Zukunft zu ängstigen. —“

„Ganz wohl, lieber Anselm — aber hier in unserem Städtchen, sowie in der ganzen Umgegend ist kein einziger, ebenbürtiger, noch an Jahren, Stand und Stellung für unser Kind passender junger Mann —“

„Haben wir nicht Constantin und Willibald von Hartung?“ —

„Beide ringen nach einem Preise, nach der Hand Mathildens Werner.“

„Aber, Ulrikchen, von Beiden kann doch nur Einer sie besitzen, da schwerlich zu Gunsten des Fräuleins die Landesgesetze Vielmännerei gestatten würden,“ sprach lachend der Präsident.

„Und möchtest Du — erwiderte schmollend seine Frau — möchtest Du den, von der koketten Doctorstochter Verschmähten, als Gatten deines reinen edlen Kindes annehmen? — Soll Ida v. Webbern nehmen, was Mathilde Werner abweiset?“

„Gewiß nicht, Ulrikchen! doch trügt mich nicht Alles, so haben wir dergleichen nicht zu fürchten. Es scheint, als habe dich diesmal dein sonst so scharfes Auge verlassen. Beobachte doch von nun an, aber mit äußerster Vorsicht, um die schnäbelnden Tauben nicht zu verscheuchen — unsere Ida und Cousin Constantin, wenn sie in Gesellschaft sich begegnen, oder hier im Hause. Bemerken wirst Du erstlich: eine tiefe Glut auf den Wangen deines Kindes — eine Hast, die ihr sonst fremd, ein Fibriren der Stimme, einen steten Farbenwechsel — und ein ungewöhnliches Glänzen ihrer Augen —“

„Ist es möglich, — rief die Präsidentin — das hättest Du bemerkt, und mir wäre all dies entgangen? — Nun, und Constantin? —“

„Hat sich vollständig umgewandelt. Alles Geckenhafte seines früheren Benehmens, gegenüber den Damen, alle Selbstüberschätzung, die er im Umgange mit jungen Männern stets bewies, hat einem höchst liebenswürdigen, passenden Wesen Platz gemacht, und dies Wunder kann nur die Liebe bewirkt haben —“

„Aber er liebt ja Mathilden —“

„Wer sagt Dir dies?“ — Er machte ihr die Cour, er schmeichelte, kokettirte mit dem schönen Mädchen, das ihm wahrscheinlich auf halbem Wege entgegen kam, und es kitzelte seiner Eitelkeit, daß die Allgefeierte ihm den Vorzug gab — er langweilte sich hier, deshalb nahm er den Schein auf sich, in ihren Fesseln zu schmachten, und tauschte dafür Unterhaltung für seine müssigen Stunden ein; — aber nun erschien Ida, sein Herz fühlte sich erwärmt und in Wahrheit getroffen — nun seh' ich in seinen

Augen ein vorher nie bemerktes Feuer glühen — seine Stimme ist weich und anschmiegend, wenn er mit ihr spricht, und seine Blicke folgen jeder ihrer Bewegungen mit unverkennbarem Interesse."

„Sollte es wirklich so sein?" lieber Anselm, sprach sinnend die Präsidentin, „und wenn es wäre — würde unsere Ida mit Constantin glücklich sein, mit diesem Lebemann, dem Wüstling, wie er auf der Universität genannt wurde? —"

„Frauchen! Ulrikchen! glaube mir, das sind die besten Ehemänner, die sich die Welt tüchtig besehen und ihre Genüsse gekostet haben. Constantin ist eine kräftige, willensfeste, redliche Natur, trotz all dem äußeren Flitterstaat, den ihm das Salonleben in großen Städten angehängt hat. Unter diesem Scheinputze ist noch ein ganz gesunder Kern, und wirbt er heute um unser Kind, so bin ich gewiß, daß er sie liebt, und gebe meine Zustimmung mit Freuden."

Die Präsidentin reichte ihrem Manne die Hand mit einem innigen Blicke, und Beide gelobten sich, aufmerksam auf ihr Kind zu sein, ohne irgend eine Absicht merken, oder nur ahnen zu lassen. —

Der Präsident hatte recht gesehen — Constantin liebte seine Cousine Ida mit einer Wärme, die er seinem, in vielen Liebesintriguen erkalteten Herzen selbst kaum mehr zugetraut hätte. Ida's reines, herrliches Gemüth, ihr unentweihtes Wesen, ihr seltener Geist, der nicht schimmernd wie in Mathildens Unterhaltung überall sich Bahn brach, sondern tiefernst sich geltend machte, neben einer reizenden natürlichen Naivetät, ihre richtige, vollständige Bildung an Geist und Seele, waren Eigenschaften, denen gegenüber ihn nie eine Langeweile anwandelte, wie so oft bei den sogenannten geistreichen Frauen der Salonwelt, die ihr Wissen und Urtheil aus Romanen schöpfen — und sich für Gott weiß wie unterrichtet hal-

ten, wenn sie z. B. einige historische Romane der Neuzeit gelesen haben. Solche Romane tischen gewöhnlich in buntem Gemische Wahrheit und Dichtung auf, und suchen in lächerlicher Parteilichkeit die Helden ihrer Heimat hoch zu erheben, über jene fremder Länder. — Unsere Gegenwart besonders zeichnet sich aus durch eine Menge solcher Werke, die den großartigen Titel: historische Romane, an der Stirne tragen und nichts als Speichelleckerei und berechnete Lobhudelei enthalten. Sie lassen immer nur das Einheimische gelten, und fremde Größe ziehen sie in den Staub, weil sie nicht so glücklich waren, auf dem Boden ihres Vaterlandes geboren zu werden — sie entblöden sich nicht, Unrecht, Charakterschwächen, Lächerlichkeiten, ja oft Gemeinheiten zu Erhabenheiten umzustempeln, um einem schlecht angewendeten Patriotismus, besser gesagt, einer verdammungswerthen Parteilichkeit zu fröhnen — und es gibt selbst Männer, die aus solchen, meistens von Frauenhand zusammengelobhudelten, dem gläubigen Publikum oktroyirten Geschichten — ihre historischen Citate, all' ihr vaterländisch geschichtliches Wissen schöpfen, und in Gesellschaft damit prunken, sich aber oft von besser, und aus directen Quellen Unterrichteten, mit nicht selten beschämenden Zurechtweisungen in den Hintergrund gedrängt sehen müssen.

Constantin hatte wirklich niemals im Ernste daran gedacht, Mathilde Werner zu seiner Gemalin zu wählen — sie interessirte ihn als das geistvollste Mädchen der Stadt — in ihrem Wesen lag etwas Pikantes — etwas Anziehendes, was jeden Mann zu ihrem Sclaven machte, wenn auch die meisten nur für kurze Zeit — er unterhielt sich gerne mit ihr, und schätzte und liebte Richard, ihren Bruder, weshalb er öfter das Haus des Doctors besuchte, als es für Mathildens Eitelkeit und Selbstsucht gut war.

Vor dem Jahre 48 waren die Begriffe von Standesunterschieden noch nicht so vermischt, wie sie es nachdem geworden, und

sogenannte Mesalliancen kamen zur Zeit dieser, unserer Geschichte noch nicht so häufig vor.

Constantin dachte daher auch niemals daran, daß Mathilde Werner die ernstliche Absicht habe, Gräfin Holm werden zu wollen, er hatte in seiner, an Abenteuern so reichen Vergangenheit mit unzähligen Mädchen und Frauen getändelt und von Liebe und Treue geschwärmt und geschworen, mit derselben Gemüthsruhe wie er eine Wette auf dies oder jenes Pferd beim Rennen gemacht, oder bei einem Balle ein Duell angenommen hatte, weil er diese Tänzerin hübscher oder pikanter fand, als eine Andere, die sein Gegner vorgezogen wissen wollte — mit derselben Gleichgiltigkeit bemerkte er Mathildens glühende Blicke, die nie sein Herz zu erwärmen verstanden, höchstens ein Echo bei seinen Sinnen fand — und im Stillen bedauerte er Willibald von Hartung, den braven edlen Willibald, den er für Mathildens bestimmten Bräutigam hielt.

Constantin selbst glaubte nicht mehr lieben zu können — da erschien Ida und warf seine philosophischen Ansichten über Liebe und Weiber überhaupt, mit einem warmen Hauche ihres reinen, herrlichen Seins um. —

Er fühlte sich namenlos angezogen von diesem frischen durchgeistigten Wesen — die Annäherung geschah um so schneller und leichter, als die verwandtschaftlichen Bande sie auf einander anwiesen zu ungenirtem vertrautem Umgange — und bald fühlte Constantin sein Herz in Jubel erbeben, denn es ward ihm klar, ja unläugbar, daß Ida von gleichen Gefühlen für ihn beseelt werde, daß sie ihn liebe — das herrliche edle Wesen, ihn — der an Liebe schon nicht mehr hatte glauben wollen! —

Noch war kein Wort zwischen ihnen gesprochen worden, welches sie über ihre gegenseitigen Gefühle aufgeklärt hätte — aber die Herzen der Menschen führen ihre eigene Sprache, sie bedürfen

nicht der Worte — ein Blutstropfen, der die Wange färbt, eine Thräne, die das Auge befeuchtet — ein Athemzug — in seiner gepreßten Weise den schnelleren Gang des Pulses bezeugend — oft nur ein wehmüthiger — oder leuchtender Zug des Gesichtes — ein Zucken der Lippe — dies sind die Alphabete, aus denen sich das Herz seine Sprache zusammensetzt. —

Constantin fühlte, daß er Ida nicht gleichgiltig sei — Ida ahnte, daß Constantin sie liebe, und hochauf klopfte die reine Brust der Jungfrau. Sein Bild begleitete sie im Wachen wie in Träumen, ihr Bild war es, was unaufhörlich vor seiner Seele schwebte. —

Aber auch Ida hatte so viel von Constantin's Neigung für die schöne Mathilde gehört, hatte so oft die vertrauliche Manier bemerkt, mit welcher Mathilde ihn behandelte, daß sie in ihrem Herzen die Frage aufstellte:

„Sollte er sie geliebt haben und mit mir jetzt auch sein Spiel treiben wollen — wie vorher mit ihr?" Aber hochklopfend schlug das Herz an die junge Brust und übernahm es, Constantin's Partei zu vertheidigen — ihn als ehrlich — ihr gegenüber wenigstens als wahr und treu zu schildern — und was man wünscht, das glaubt man, und Ida glaubte an Constantin's Werth.

Mathilde dagegen hatte bis daher stets eine definitive Erklärung Constantin's erwartet; das sonst so kluge Mädchen ließ sich in diesem Falle von ihrer blinden Selbstüberschätzung und Eitelkeit leiten und fand es nicht denkbar, daß ihr der gräfliche Anbeter entgehen könne, da sie sich als das hervorragendste Gestirn am Auburger Horizonte betrachtete, und Niemand — keinem anderen jungen weiblichen Wesen den Rang über sich einräumen wollte.

Constantin's sichtliche Neigung für seine Cousine Ida hielt sie für verwandtschaftliche Gefühle, und Ida schien ihr überhaupt viel zu unbedeutend, um neben ihr bemerkt werden zu können.

Willibald's treue Werbung um ihre Liebe wußte sie auch bis daher, wie seit zwei Jahren früher, hinzuhalten, und als er dringender wurde und eine endliche Entscheidung mit Ernst verlangte, da beschied sie ihn bis zum Herbste, hoffend, daß Constantin sich bis dahin werde erklärt haben.

Willibald gestattete ihr diese letzte Frist und ging erkälteten Herzens, aber treu seinem einmal gegebenen Worte, zurück auf sein Gut, widmete sich seiner ausgedehnten großen Oekonomie mit Fleiß und Liebe, und seinem Vater, der fluchend und tobend die eigensinnige künftige Schwiegertochter verwünschte, und hoch und heilig schwor, daß er im Herbste selbst heiraten werde, um nur eine Frau im Hause walten zu sehen, wenn Willibald bis zu dieser letzten Frist keine Schwiegertochter in's Haus bringe. —

So war das Ende des Herbstes herangekommen, für Alle von Bedeutung, denn auch Richard's Seele hatte den Sommer hindurch gewaltige Kämpfe durchgelitten, da Emiliens absichtliche, aus ihrem Stolze entstandene Kälte, die er für Abneigung gegen ihn hielt, ihn tief im Innersten schmerzlich getroffen, und seinen Lebensmuth beugte — wozu seiner übermüthigen Schwester Spott und boshafte Anspielungen auf Emilien viel beitrugen. —

— — — — — — — — — — — —

Im Hause der Präsidentin war Diner — denn der Präsident feierte seinen 50jährigen Geburtstag — die Familie und einige intime Freunde waren versammelt — man hatte eben die Tafel verlassen, bei der die obligaten „Hoch's" nicht gefehlt hatten — die Gesellschaft zerstreute sich in den anstoßenden Appartements — und Ida führte die beiden Rosen, welche heute mit ihrer Mutter und Constantin hereingekommen waren, nebst Mathilden Werner, und einigen anderen jungen Freundinnen in das Gewächshaus, welches ihrer Leidenschaft für Blumen entsprechend, aus einem kleinen an ihr Schlafzimmer anstoßenden Gemach entstanden war.

Man bewunderte die seltenen herrlichen Gewächse, die hunderterlei Kaktéen, für welche die Präsidentin eine besondere Vorliebe hegte, die vorzüglichen Camelien, Ida's Lieblingsblume — und all' die Schätze, welche die wunderthätige Natur, dankbar für zarte Pflege und Sorgfalt erzeugt — und bald hatten die Mädchen in mehreren lauschigen Winkeln Platz genommen, und sich gruppirt unter Palmenblätter, Gummibäumen, Epheu und tausendblätteriger Kopea, die dankbar fortwucherte, und das Bischen Erde und Wasser, was menschliche Sorge ihr gewährte, durch üppiges Treiben in unzähligen frischen Aesten und immerwährendem Blühen vergalt.

Mathilde allein, nicht angezogen durch Blüten und Blumen noch durch der harmlosen Mädchen Geplauder, war weiter gegangen, und hatte in dem anstoßenden Saale, des Präsidenten Gemäldesammlung, reicheren Stoff für ihre Unterhaltung gefunden.

Da traten Constantin, Willibald und Richard ein, und vertheilten sich bei den verschiedenen Mädchengruppen.

Willibald setzte sich zu den Rosen und einigen jungen Damen der Nachbarschaft, Constantin zu Ida und einigen Städterinnen, Richard, nirgends besonders angezogen, ging von einer Gruppe zur anderen.

Da sprang Ida plötzlich auf und rief: „Constantin, hast Du schon die neue Pflanze gesehen, mit welcher meine Cousinen Anna und Rosa heute meine kleine Sammlung bereicherten? O sieh — wie saftig und frisch diese Blätter sind, dem Herbste trotzend — und diese Blüten — wie sie rein und glänzend in tadellosem Weiß Dir entgegenlachen. Sind sie nicht wunderbar schön?"

„Wunderbar schön," wiederholte Constantin ohne auf die Pflanze zu sehen, den Blick in Ida's freudestrahlendes Auge senkend.

„Aber Du siehst sie ja nicht einmal an —"

„Ich sehe die schönste, reinste, herrlichste Blüte, die je aus den mütterlichen Händen der Natur hervorging — ich sehe die Königin der Blumen, wie sie nur alle hundert Jahre einmal blüht, und wie sie die Natur nur in ihren glücklichsten Momenten erzeugt — ich sehe Dich meine Ida —“

„Ach Du willst mir Galanterien sagen? — O geh, Constantin, das thut mir weh — sei mir gegenüber nicht der Löwe der Salonwelt, sei etwas Besseres — Du kannst es —“

„Alles, alles will ich sein was Du verlangst, meine Ida“ — rief Constantin mit so großer Innigkeit, daß Ida den Topf mit der seltenen Pflanze vor Schrecken aus den Händen gleiten ließ, der in Trümmer zu ihren Füßen lag — und die schöne Blüte, mit Erde überschüttet, verloren schien.

„O meine Blumen,“ rief Ida erschrocken, bückte sich, und hob sie empor, während Constantin entsetzt über das angerichtete Unheil — nicht gleich Worte fand, sein Unrecht zu entschuldigen — „sieh — sieh,“ fuhr sie fort — „es ist ihr großes Uebel geschehen, die Pflanze ist verletzt und gebrochen — o sollte dies ein böses Omen sein?“

„Nicht für Dich,“ sprach Constantin, „es könnte höchstens die Geberinnen und Erzieherinnen dieser Blüte treffen, meine Rosen. Ich kenne dies seltene Gewächs wohl, wir haben derlei Exemplare noch mehrere in unseren Treibhäusern, ich bringe Dir eine neue Pflanze Ida, und wird sie Dir aus meiner Hand minder werth sein?“

„Gewiß nicht Constantin, obwohl das Geschenk deiner Schwestern mir so unendlich theuer war. Ich liebe sie so sehr deine süßen holden Rosen, ich möchte sie immer um mich haben, ihre Nähe übt einen eigenen Zauber auf mich, fast wie auf den armen Rafael — o ich begreife, wie sich der Unglückliche nach ihnen sehnen mag. —“

„Du würdest also gerne sie immer um Dich haben? — o so komm' doch zu uns Ida, — so bleibe doch bei uns in Ahlsdorf!"

„Wie gerne, wenn Mama mich nicht schmerzlich vermissen würde, und der Vater —"

„Aber einmal mußt Du ja doch die Aeltern verlassen —"

„Niemals —"

„Wenn Du heiratest."

„O damit hat es Zeit."

„Würdest Du," sprach Constantin weich und Ida's Hand erfassend, „gerne bei uns in Ahlsdorf wohnen — Ida — bei den Rosen — bei meiner Mutter — bei — mir?"

Tief erröthend, und nach Unbefangenheit ringend, erwiderte Ida:

„Wie frägst Du doch sonderbar, Constantin! bin ich nicht immer gerne bei der Tante, und freue ich mich nicht jedesmal wie ein Kind, wenn wir nach Ahlsdorf fahren? —"

„Wenn Du aber nicht zur Tante, nicht zu den Rosen, sondern mit und zu mir hinausziehen solltest — wenn ich Dich fragen würde, ob Du als schönste, herrlichste Blume in unserem freundlichen Thale blühen, und mein Leben mit dem Dufte deiner Reize und Vorzüge beglücken wolltest, würdest Du dann auch sagen: Mit Freuden zieh' ich hinaus zu Euch? —"

Hochklopfenden Herzens stand die Jungfrau vor dem Manne ihrer Wahl, ein Blick, so treu, so wahr, so goldrein, drang aus ihrem Auge in seine Seele ein — und als die Macht der heiligen Herzenssimpathie ihr die Antwort dictirte, — da verschmähte das edle Mädchen jede Prüderie, die meistentheils nur Koketterie ist, — und mit hervorstürzenden Thränen reichte sie die zweite Hand hin, sah Constantin innig an, und sprach einfach und herzlich:

„Ja Constantin, auch dann würde ich sagen: Ich ziehe gerne und mit Freuden zu Euch hinaus."

Da umschlang Constantin seiner Gefühle nicht mehr mächtig, die süße Gestalt, preßte sie heftig an die Brust, und rief in namenlosem Jubel:

„Meine Ida! meine Braut! mein Heiligthum! O habe Dank, habe Dank! Mein bist Du! mein!“ Und sie aus dem still verborgenen Plätzchen ziehend, inmitte des Blumen- und Blütenflores, sie hoch emporstellend auf ein mit Epheu umzogenes Postament, rief er allen Anwesenden in hoher Extase zu:

„Seht meine Braut! mein geliebtes süßes Bräutchen! meine Ida! seht in mir den glücklichsten Menschen der Erde!“

Und Ida wie ein Kind auf seine Arme nehmend, lief er mit ihr durch die Säle und Zimmer, bis zu den nichts ahnenden Aeltern, stellte sie dort nieder, und bat um den älterlichen Segen, der dem jungen schönen Paare denn auch mit Freuden gegeben wurde, und dem unzählige Beglückwünschungen folgten, denen sich das glückliche Paar so schnell wie möglich entzog.

Kehren wir in die Blumensammlung zurück. —

Der Lärm, welchen die vorhergehende Scene veranlaßt, die Freudenrufe und Glückwünsche der Freundinnen und Schwestern, hatten Mathilden neugierig an die Thüre gelockt, und eben sah sie noch, wie Constantin seine Braut von dannen trug, — und Alles sich vereinte, das glückliche Paar zu preisen. Da ward es schwarz vor Mathildens Augen — sie begegnete einem höhnischen Blicke ihres Bruders, der sie zu fragen schien:

„Hab' ich Dir solch' ein Ende deiner Thorheit, und deiner gehaltlosen Anmaßungen nicht längst vorhergesagt?“

Und das Gefühl der Scham siegte über den Schmerz vernichteter Hoffnung, der in ihr toben wollte, und schnell entschlossen trat sie auf die Gruppe zu, der sich Willibald angeschlossen hatte, und lächelnd frug sie:

„Ist es wahr, was ich nur halb gehört? Hat Ida wirklich Graf Holm's Antrag, den wir doch Alle längst schon voraussahen, angenommen? —"

„Ja," riefen die beiden hocherfreuten Rosen wie im Chor, „sie wird unseres Constantins Gattin."

„Gott sei gelobt," fügte Anna hinzu, — „ich fürchtete schon, Constantins Herz sei anderweitig gefesselt — da er so lange zögerte mit einer Erklärung — und ich doch deutlich sah, und zu meiner innigsten Freude, wie sehr ihm Ida zugethan war. —"

Ein höhnisches Lachen zog über Mathildens geisterbleichen Züge. — Willibald, der edle gute, wortgetreue Freund hatte nie an eine Untreue Mathildens glauben können, — und betrachtete jetzt ihr schönes blasses Gesicht, welches jener höhnische Zug um den Mund momentan entstellte, jedoch nicht für den nur zu gläubigen redlichen Willibald, — und er näherte sich ihr nun unwillkürlich.

„Sie leiden, Mathilde?" frug er leise, „darf ich Ihrem Bruder sagen —"

„Sie sind im Irrthum, lieber Freund, erwiderte Mathilde — ich freue mich im Gegentheil über das frohe Ereigniß, und bin nur ärgerlich, daß ich nicht ganz Zeugin dieser rührenden Scene sein konnte. Ich hätte vielleicht erfahren können, wie sich eine glückliche Braut zu benehmen hat — denn auch Sie dürften wol nicht lange mehr die so sehr bewährte Geduld üben, und noch länger auf eine Entscheidung warten wollen, die ich Ihnen für die jetzt eingetretene Zeit in sichere Aussicht stellte, nicht wahr, mein Freund?"

„Mathilde, rief Willibald überrascht — versteh' ich Sie auch recht — Sie wollten! —"

„Ihnen in diesem Augenblicke, der uns den Weg zu Glückwünschen und all dem damit unvermeidlichen Freundschafts-

Gepränge so schön gebahnt, gleichfalls die Hand reichen, nach der Sie fast seit drei Jahren begehren, und Ihnen erlauben, mich Ihre Braut zu nennen."

Ein neuer Jubel von Freude, doch gemäßigter und kühler, ertönte in dem Gemache — obgleich Willibald's Herz nur beklommen, und kaum höher klopfend, die Versicherung des lang erwarteten Glückes entgegennahm, denn eine dunkle Ahnung zog in diesem Momente in seine Seele ein, die ihm künftige Leiden weissagte, und sein edles Gefühl fand sich durch die Art und Weise, wie Mathilde seine Braut geworden, nicht befriedigt.

Aber schnell sich fassend, ergriff er ihre Hand, preßte sie an die Lippen und sprach:

„Dank Mathilde! meine Braut! Meines Vaters höchster Wunsch — und der meinige," setzte er schnell hinzu, „geht endlich in Erfüllung. Mein Bruder, mein Richard!" rief er, und sank in Richard's Arme.

Da plötzlich ertönte ein schwacher Schrei — ein Fall, und Rosa, die zarte bleiche Lilie, glitt aus den sie umfassenden Armen der in tiefstem Seelenschmerze erzitternden Anna — zur Erde nieder!!

Allgemeine Theilnahme, ein Hin- und Herlaufen und Rufen, eine namenlose Verwirrung machte sich geltend, und mehr als eine zarte, seltene Pflanze ward zertreten, oder beschädigt durch die umhereilenden Mädchen, deren Besonnenste endlich die noch leblose Rosa in ein anstoßendes Zimmer, auf ein Sofa legte, während Anna in unbeschreiblichem Schmerze sich über die unbewegliche Gestalt der geliebten Schwester warf, und jeden Augenblick zu fürchten gab, daß auch aus ihren geisterbleichen Zügen das Leben schwinden werde.

In unsäglichem Jammer stürzte die arme Mutter herbei, sowie Ida, Constantin und die Präsidentin, während der Präsident die Gäste beschäftigte, und sie abhielt zu folgen.

Richard hatte natürlich sogleich seine ärztliche Pflicht gethan, und jedes Wiederbelebungsmittel angeordnet, und das in solchen Fällen angezeigte sogleich versucht. — Vorläufig blieb Alles vergeblich — sowie jeder Versuch der später Hinzugekommenen, den Grund des unglückseligen Ereignisses zu erfahren, denn auch Anna's Lippen blieben fest verschlossen, und umschlungen von den bebenden Armen der trostlosen Mutter, erleichterte sich ihr Herz zwar durch einen Thränenstrom, aber nichts vermochte das arme Kind zum Sprechen zu bewegen — auf alle an sie gerichteten Fragen schüttelte sie das Haupt — wirr schweiften ihre Blicke im Zimmer — an den Anwesenden vorüber, — und zuckend in Leid und Weh, das Niemand ahnte, sank sie zurück an das Herz der Mutter. —

Endlich nach langen Mühen Richard's kehrte Rosa zur Besinnung wieder, und verlangte nachhause gebracht zu werden, doch Richard gestattete dies nicht, fürchtend es könne ein neuer Anfall seine unmittelbare Nähe nöthig machen.

So wurde denn Rosa in Ida's Zimmer und Bett gebracht, und Anna saß an ihrer Seite, den Arm um das Engelsköpfchen der Schwester gelegt, und wortlos klagten sich die Kinder ihren Schmerz, und ihr tiefes Leid — ihre Thränen mischten sich, und ihre Seufzer — und ein Engel zählte diese Thränen, und schrieb sie in ein Buch, damit sie ihnen einst in himmlischen Freuden vergolten werden könnten, in Freuden, die die Erde nicht kennt. —

Ermattet und erschöpft sanken Beide endlich in einen sanften Schlummer, den Richard zu unterhalten befahl, von dieser Ruhe mehr als von seinen Medicamenten für die Leidenden hoffend. —

Die Zeugen der vorbeschriebenen Scene schieden alle mit der Ueberzeugung, daß eine nervöse Schwäche, für deren Vorhandensein das ganze, zierliche und zarte Wesen der Kinder sprach, die Schuld an Rosa's Ohnmacht, und nachdauernder Aufgeregtheit

gewesen sei — und man beklagte allgemein die holden Rosen, deren süßes Leben von so überaus zarter, gefährlicher Beschaffenheit sei. —

Richard kehrte zur Gesellschaft zurück, sobald er sich überzeugt hatte, daß die beiden Mädchen schliefen, und befahl der im Nebenzimmer beorderten Kammerfrau, ihn zu rufen, sobald sie erwachen würde.

Fast gewaltsam nur vermochten Ida und Constantin die angsterfüllte Mutter hinwegzubringen, nachdem Richard ihr begreiflich gemacht, daß Ruhe allein für die nervös ergriffenen, überzarten Körper förderlich und nöthig sei. —

Jetzt suchte Richard seine Schwester und ihren Bräutigam auf, und erfuhr, daß auch sie nach kurzem Weilen im Gesellschaftssaale sich entfernt hatten, was Jedermann begreiflich fand, da ein Brautpaar sich immer viel zu sagen hat —

Nachdem Richard versprochen hatte, auf den ersten Ruf wieder zu erscheinen, eilte er nachhause, und fand zu seinem Erstaunen Mathilden allein, und in einer höchst aufgeregten Stimmung. Spuren vergossener Thränen waren auf ihrem bleichen Gesichte unverkennbar und würden das Mitleid in des Bruders Herzen geweckt haben, wenn sie ihm anders, als es der Fall war, entgegengekommen wäre. Aber als Richard fragte, wo Willibald sei, da erwiderte Mathilde höhnisch:

„Ich habe ihn fortgeschickt, er war mir in diesem Augenblicke lästig — ich rieth ihm, seinem Vater schnell die langgehoffte Nachricht zu bringen, daß sein altes Schloß, durch das Einziehen einer jungen Frau, lebendig werden, und seine jahrelange Gefährtin, die Langeweile, verjagt werden solle. Er sprang zu Pferde und galopirte davon und es kam mir vor, als sei auch ihm eine Erleichterung geworden, durch die Erlaubniß sich zu entfernen.“

„Leider! leider! rief Richard, daß es dahin kommen mußte. O Mathilde, Du hast durch deine taktlose Handlung mich tief verwundet. —“

„Taktlos nennst Du mein Verfahren? Ich bilde mir ein, niemals mehr Takt und Klugheit bewiesen zu haben, als durch meinen raschen Entschluß mich als Willibald's Braut zu proklamiren in dem Augenblicke, wo manches schadenfrohe Auge in meinen Zügen forschte, wie ich die Verlobung des Grafen mit Ida aufnehme. —“

„Und glaubst Du denn durch diese übereilte Verlobung dein Inneres maskirt, deine Wuth und Empörung, die Dir klar und deutlich aus den glühenden Blicken und bleichen Zügen sprach, verborgen zu haben? — Und galt Dir Willibald's verletztes Gefühl so gar nichts, daß Du es durchaus nicht in Erwägung zogst? —“

„Willibald? was sprichst Du von ihm? er ist am Ziele seiner Wünsche — was will er mehr? Wie er dahin gelangt, braucht er nie zu erfahren — und ich werde mich bemühen, es ihn nie entdecken zu lassen.“

„O Mathilde! und wirst Du Dich auch bemühen, ihn so glücklich zu machen, als er es verdient? —“

„Werde nicht sentimental, Richard, darum bitte ich Dich — ich bin nicht in der Stimmung, Dich anzuhören.“

„Du würdest Dir diese und so manche schmerzliche Stunde erspart haben, Mathilde, wenn Du mir hättest glauben wollen — wenn deine Eitelkeit —“

„Ich bitte Dich schweige, Richard! ich will nichts über die Vergangenheit hören, ich werde nur weniger Stunden bedürfen, um ganz überwunden zu haben, um mich ganz in meine neue Stellung einzuleben — und Niemand soll errathen, ob ein schmerzliches Gefühl nur durch meine Brust gezogen. — Ich habe Willenskraft und Stärke, und der Herr Graf soll den Triumph

nicht erleben, daß die verschmähte Doctorstochter, die bürgerliche Ariadne, um ihn geseufzt, oder die glückliche Besitzerin seiner Liebe beneidet habe. Mögest Du eben so leicht und ohne Schmerzen den grausamen Verlust überwinden, der Dir droht — wie ich soeben erfahren habe, durch einige, bei dem Präsident gewesene Damen."

„Wovon sprichst Du?" frug Richard schnell und erglühend.

„Wovon sonst, als von deiner nähbeflissenen Geliebten, von Emilie Blank, welche mit dem Gutsbesitzer Erber, dem höchst rechtlichen und ehrenwerthen Manne, der mir mit jenem Documente mein Vermögen stahl, wie Du selbst glaubst, heute verlobt wurde."

„Es ist nicht wahr," schrie Richard außer sich — „man hat Dich belogen — oder deine Bosheit erfindet dieses schmachvolle Gerücht."

„Beleidige mich nicht," zürnte Mathilde, „ich habe mich noch nie zur Lüge herabgewürdiget — ich wiederhole nur was alle Welt spricht, was die Dame, die es erzählt, von Erber selbst gehört haben will.

„Verläumdung! schändliche Lüge," schrie Richard! „Aber sogleich soll es klar werden — klar wie die Sonne, und wenn der Ausgang ein Dir unerwünschter ist, wenn ich heute thue, was ich längst hätte thun sollen, um meinem Leben, meinem Herzen Ruhe zu geben — so schreibe es Dir selbst zu, herzloses Wesen, denn Du treibst mich gewaltsam heute dahin, von wo Du mich Wochen lang mit Spott und Hohn weggestachelt hast."

„Thu was Dir gut dünkt," erwiderte Mathilde ganz ruhig, „aber vergiß nicht, daß die Freiin von Hartungen niemals die Tochter des wahnsinnigen Advokaten bei sich sehen wird, welche noch immer in Verkehr bleibt mit dem elenden Menschen, der deiner Schwester Vermögen stahl, und uns in einen kostspieligen Pro-

zeß verwickelte — vergiß nicht, daß ich die bezahlte Näherin niemals als meine Schwester empfangen werde!"

„Mathilde!" schrie Richard in drohender Exaltation — „Mathilde ich will nicht gehört haben — was Du soeben gesprochen — nein, was dein böser Dämon aus Dir gesprochen — und ich schwöre Dir hier vor den Bildern unserer Aeltern, daß Du aufhörst meine Schwester zu sein, daß ich den letzten Rest von Gefühl für Dich aus meinem Herzen reißen will, wenn Du es wagen solltest, meine Braut, meine Gattin auch nur mit einem Blicke zu beleidigen! Ich fliege zu Emilien — will sie knieend um Wahrheit bitten, und liebt sie mich, so ist sie früher meine Gattin, als Du in deines Bräutigams Haus einziehst. Meine Gattin wird hier in meinem Hause aber gebieten, und es wird von dem Benehmen meiner Schwester abhängen, ob das Weib meiner Wahl, sie würdig findet, neben ihr bleiben zu dürfen."

„Ah!" stieß Mathilde hervor und sank vernichtet in den Divan, und die schwarzen schönen Locken, Schlangen ähnlich, rings um das Haupt, und gaben dem traurigen Bilde einen tiefsinnigen, inhaltschweren Ausdruck.

Richard war bereits die Treppe hinab, und in Emiliens stille Wohnung gestürzt, wo wir ihn zu Ende des vorigen Kapitels eintreten sahen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Kaum der Worte fähig, eilte Richard auf Emilien zu — ergriff ihre Hand und preßte gewaltsam hervor:

„Emilie! Wahrheit fordere ich von Ihnen im Namen der Ruhe eines Menschenherzens!"

„Mein Gott, Herr Doctor, wie erschrecken Sie mich," lispelte Emilie zitternd — „sprechen Sie, was soll ich Ihnen sagen?"

„Sind Sie Erbers Braut? — Nur ja oder nein, im Namen des Himmels!"

„Herr Doctor!" rief Emilie zürnend und hocherglühend — „Sie beleidigen mich!"

„Emilie! ja oder nein, aus Erbarmen!"

Aufspringend, und ihre Hand aus der Seinigen ringend, erwiderte Emilie, am ganzen Leibe zitternd:

„Sie wissen, daß mich Niemand auf Erden zu irgend welchem Schritt zu zwingen das Recht hat, denn die Mutter ist todt, der Vater — o mehr als todt — es müßte also meine eigene Wahl mich zu jenes Mannes Braut gemacht haben, und dies auch nur als möglich annehmen, heißt mich tief herabsetzen, mich erniedrigen. O womit hab' ich Verlassene so viel Schmach verschuldet!!" Und bittere Thränen rannen zwischen den zarten, bleichen Händen hindurch, mit denen sie das Gesicht verbarg.

„Emilie! Engel! süßes heiliges Wesen, vergib, vergiß! und sei gütig! Ich habe nie an Dir gezweifelt, nie an deinem hohen Werthe. Aber Du stießest mich und mein treues ehrliches Werben um deine Liebe kaltsinnig zurück, Du wiesest jeden meiner so ernstlich gemeinten Anträge von Dir, Du ließest mich seit Monaten fürchten, daß ich Dir ganz gleichgiltig sei — dagegen höre ich heute, daß jener Elende Dich besucht, daß Du seine Braut geworden — o ist es da nicht verzeihlich, daß ich an Dir zu zweifeln begann? Nein — nein Emilie! daß ich dennoch zuerst zu Dir kam, daß ich nur deinem Ausspruch glauben wollte, beweise Dir, muß Dich überzeugen von meinem Glauben an Dich! —"

Gefaßter sprach nun Emilie:

„Da Sie nun aber wissen, wie unwahr das Gerücht ist — da Sie nun überzeugt sind, daß ich lieber meine Nägel blutig ar-

beiten würde, als die Hand einem Manne geben, den ich verabscheue, so darf ich nun wohl um Ihre Entfernung bitten, damit nicht ein neues böses Gerücht gegen mich in Umlauf komme."

„Nein, Emilie," rief Richard, „nein, so ist es diesmal nicht! Ich verlasse dieses Zimmer nicht eher als bis Du meinen innigen Bitten nachgegeben, bis du mir die Hand gereicht, zum Bunde für das Leben. Ich liebe Dich, seit ich Dich am Krankenlager deines Vaters sah, seit ich deinen Werth erkennen lernte. Du bist mir nicht abhold — ja es gab Momente, in denen ich sogar an deine Liebe für mich glauben durfte — und plötzlich trat ein Dämon zwischen uns, dessen Natur ich zwar nicht kenne, der Dich mir aber grausam entzog — mir deine Neigung raubte. Wenigstens soll es in diesem Augenblicke klar werden — sagen sollst Du mir was ich gethan, um deine Gunst zu verlieren."

„Nichts, Herr Doctor," preßte Emilie mühsam hervor, „Sie geben sich in jeder Beziehung Täuschungen hin. Ich habe keine Gunst zu vergeben — ich armes, arbeitendes Geschöpf, ich lebe nur von der Gunst meiner Arbeitgeberinnen. Ich werde nie so undankbar sein zu vergessen, was Sie an meinem Vater, und somit auch an mir gethan — und Niemand wünscht Ihr Glück sehnlicher als ich, aber Sie irren sich, wenn Sie meinen Gefühlen für Sie eine andere, lebhaftere Grundlage geben wollen —"

„Du liebst mich nicht — hast niemals Neigung für mich empfunden?" rief Richard schmerzvoll.

„Nie!" erwiderte Emilie mit fühlbarer Anstrengung — „ich habe nie für Sie —"

„Sie lügt!" tönte es plötzlich von der Thüre her, welche nur angelehnt geblieben, sich jetzt öffnete, und Muhme Gertruds in Thränen schwimmendes, hocherregtes altes Gesicht zeigte.

„Muhme!" rief Emilie halb drohend, „mischt Euch nicht in meine Angelegenheiten — ich bitte, ich verlange es von Euch!"

Aber abwehrend schob die alte Frau das junge Mädchen beiseite, trat zu Richard und sprach, heftig gesticulirend und die arme Haube, deren Bindband heute ein gar zu hemmendes Hinderniß für ihren Redefluß schien, vom Haupte leicht herabfallen lassend:

„Sie lügt, Herr Doctor! und wenn die ganze Welt mir zu schweigen geböte, jetzt muß ich, und jetzt will ich reden, und von mir sollen Sie Wahrheit hören, denn auf meinem alten Herzen liegt es zentnerschwer seit Monaten, und meine Zunge soll vertrocknen, wenn sie nicht die Last herabnimmt, die das Herz ersticken will. Da seh'n Sie sie an, Herr Doctor! sieht so ein Mädchen von neunzehn Jahren aus? — Von Arbeit und Nachtwachen soll das kommen, so macht sie Ihnen und uns weiß — ich aber weiß es besser. Der Gram frißt an dem jungen Leben, und das ist der schlimmste Feind, der Rost, der es zerfrißt. Und der Gram ist ihr in's Herz gezogen, weil sie ihre Liebe zu Ihnen unterdrücken will, weil sie Stolz gegen Stolz, Härte gegen Härte setzen wollte."

„Emilie!" schrie Richard.

„Warten Sie, Herr Doctor, ich hab' noch mehr zu sagen, denn 'runter muß es jetzt vom Herzen, und wenn sie auch dasteht wie eine Verbrecherin vor ihrem Richter. Mir steht ihre selige Mutter zur Seite, und sagt: „Du thust Recht, Gertrud," und so soll denn Alles heraus, was ich ohnedem schon kaum mehr bei mir herumtragen konnte. —

„Als Sie Emilien Ihre Neigung zeigten, und sie nicht mehr an Ihrer Liebe zweifeln konnte, da sah ich sie täglich auf den Knieen vor Gott liegen, und Freude und Glück strahlte aus ihren Augen — und schau'n Sie, da freut' ich mich mit, und ohne daß wir einander ein Wort von Ihrer Liebe sagten, waren wir glücklich, und dachten an Sie den ganzen Tag, und freuten uns wenn die Zeit kam, in der wir Sie erwarten konnten. Auf einmal hörte das auf.

Emilie weinte die Nächte durch, und manche Thräne fiel am Tage auf die Arbeit, und wenn ich sie bat mir den Grund zu sagen: so schwieg sie hartnäckig, oder log mir einen falschen Grund vor. Aber die alte Gertrud ist nicht dumm, sie hörte ja was die Mädchens alle erzählten, die um fertige Arbeit herkamen. Anfangs neckten sie sie mit ihrem Anbeter, dem hübschen Doctor, dann sprachen sie von seiner stolzen Schwester, die sich da und dort sehr beleidigt gezeigt habe, wenn die Mädchen von der Geliebten des Bruders gesprochen hatten, und als eines Tages Frau Eva erzählte, daß Fräulein Mathilde beschlossen habe, den Herrn Doctor zu einer reichen vornehmen Heirat zu bewegen, damit er seine unwürdige Neigung, wie sie gesagt haben soll, eher vergessen müsse — da sah ich Emiliens sonst so frische Wangen bis in's Aschgraue sich entfärben — die Nacht hindurch litt sie furchtbar, und seitdem geht sie verschlossen und kalt unter uns herum, seitdem hat sie Ihnen kein freundliches Gesicht mehr gezeigt, seitdem zehrt sie sich ab, denn dem armen Herzen voll Liebe will es nicht gelingen zu schweigen, und der Stolz will die Oberhand mit Gewalt erringen. Daß sie mich dabei mit umbringt, die ich nicht mehr leben möchte, wenn sie todt ist, daß dann ihr alter elender Vater gar Niemand mehr auf Erden hat, daran denkt sie nicht, das böse, undankbare Kind!"

Mit fliegendem Athem, zitternd in Erwartung, Zweifel und Zorn über alles Gehörte, stand Richard Emilien gegenüber, welche gebeugten Hauptes, die Arme an dem schlanken Leibe herabfallen lassend, ein Bild des ergebensten Schmerzes zeigte.

Jetzt, als Gertrud geendet, und die nach dem Nacken entflohene Haube zurückholte, und frischen Athem nahm, jetzt ergriff Richard Emiliens beide Hände, sah ihr tief in die Augen und sprach bebend:

„Emilie! die Zeit der Täuschungen ist vorüber! sprechen Sie ein Wort nur — ist dies Alles wahr? O Emilie, nur ein

leises Ja! und ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne — denn all' diese scheinbaren Hindernisse kann ich mit einem Worte beseitigen."

„Dies vermögen Sie nicht, Herr Doctor," erwiderte jetzt Emilie gefaßter und tief erröthend. — „Aber da Muhme Gertrud so viel gesagt, so bin ich es mir selbst schuldig, Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen. Nicht nur indirect, wie Sie eben hörten, selbst unmittelbar an mich gerichtet, hat Ihre Schwester, Fräulein Mathilde, ihre große Unzufriedenheit über ein, von ihr befürchtetes Bündniß mit mir zu erkennen gegeben, denn sie ließ mir durch Natalie Winter, ihre Freundin, welche bei mir arbeiten ließ, sagen: niemals werde sie zugeben, daß Sie mich zu Ihrer Braut erhöben, und selbst wenn ich intriguant genug wäre, Sie dazu zu verleiten, so würde sie mich niemals als Schwester anerkennen, und alle Welt solle durch ihren Einfluß mich verachten lernen. —"

„Gerechter Gott!" rief Richard — „das vermochte meine Schwester? —"

„So ist es," sprach Emilie. „Ich setzte dem Stolze der übermüthigen Glücklichen den Stolz der unverschuldeten Armuth entgegen. Ich fühlte mich in dieser Zeit weit erhaben über dieses herzlose, von Glück verwöhnte Wesen — dem noch keine Prüfung Gelegenheit gegeben, den hochgepriesenen Werth in der That zu beweisen — ich beschloß meine Gefühle, welcher Art immer sie seien, zu bekämpfen, und nur meiner Pflicht gegen meinen unglücklichen Vater, und meinem Selbstbewußtsein zu leben. Klagen Sie daher mich nicht an, Herr Doctor, wenn ich Ihnen hart und eigenwillig erscheine — was auch mein Herz für Sie vielleicht früher hätte empfinden können, Ihrer Schwester Stolz hat es im Keime erstickt."

„Schmach und Strafe über die Unselige," rief Richard außer sich — „und Segen Dir, Engel des Lichtes, der mir ein

Glück zeigt, das alle meine Pulse in namenloser Wonne hochaufklopfen macht. Du hast mich geliebt — das lässest Du mich ahnen, wenn auch dein keuscher Mund es nur leise andeuten will — und eines reinen Herzens erste Liebe stirbt nicht so schnell unter dem ersten Frosthauche, der sie berührt —, sie ist nur verborgen unter der Schneedecke des beleidigten, gekränkten Gefühles versteckt — aber der milde Sonnenstrahl wahrer inniger Liebe lockt sie wieder hervor, die süße, himmlische Blüthe, der Schnee schmilzt, und in voller Kraft dringt sie empor zum Licht, um befruchtet durch heilige Glut, die reinsten, herrlichsten Früchte zu tragen. O Emilie! meine Liebe, groß und innig wird Dich den unnatürlichen Schwesterhaß vergessen machen, und deine Liebe wird an der Kraft der meinigen erstarken! Sei mein! und denke an nichts als an das Glück, das Du mir und Dir selber zu schaffen fähig bist."

„Und Ihre Schwester?" lispelte Emilie schwankend und mit laut klopfendem Herzen.

„Sie verläßt mein Haus, dein Haus in wenigen Wochen, denn sie verlobte sich heute meinem Freunde Willibald von Hartung — und will sie Dich nicht wie ihre Schwester lieben, so trennt sie sich für ewig los von meinem Herzen."

„O nein, nein," rief Emilie! „O ich will nicht Unfrieden bringen, zwischen die heiligsten Familienbande — ich will nicht, daß sie mir fluche — eh' ich dies zuließe, eh' ich gegen den Willen Ihrer Schwester in Ihr Haus träte, wollte ich lieber sterben, wollte ich lieber das Schrecklichste: Erber's Frau werden!" —

„Fluch Dir! wenn Du dies thust!" erscholl es plötzlich vom Winkel her — und als Alle dahinstarrten, sahen sie voll Entsetzen, daß der arme Blödsinnige sich erhoben hatte, mit beiden Armen sich am Lehnstuhle anklammerte, mit weit herausgetretenen Augen, schlotternden Beinen, keuchendem Athem dastand und nach Luft rang, um mehr noch sprechen zu können.

Schnell eilten alle drei Anwesenden auf ihn zu — Richard unterstützte den wankenden Greis, Emilie umschlang seine Kniee und Gertrud schleppte heulend und schreiend tausenderlei herbei, was nicht gebraucht werden konnte.

Jetzt, wieder in den Lehnstuhl zurückgedrängt, fühlte er sich kräftiger und fuhr fort:

„Wer sprach von Erber — wer nannte den Namen des Diebes, des Schändlichen, der mich zu einem Verbrechen bereden wollte — zu einer Fälschung?“

„Ich, mein Vater,“ erwiderte Emilie, auf einen Wink Richard's der durch ein Eingehen auf seine Idee viel Gutes für die Rückkehr des so lange in Blödsinn befangenen Geistes, seines armen Patienten hoffte. „Ich, mein Vater, sprach von Erber — aber —“

„Er hat das Document gestohlen — fuhr Blank tiefsinnend fort, wie mit sich selbst sprechend — ich hab' es gesehen — nein, gehört — nicht doch — ich kann es nur beschwören, denn Niemand als er war bei mir, als er — nur er kann es genommen haben. Und dann kam der Andere — und wollte es zurück haben von mir — und ich hatte es nicht — und fand es nicht — und suchte Tag und Nacht — und das Blut stieg mir zu Kopf, in dieser Todesangst — und ich hörte mich einen unredlichen, schlechten Verwalter fremden Eigenthums nennen — ich sah die Leute in der Stadt die Köpfe zusammenstecken und sich erzählen: Der alte Blank und Erber betrügen in Compagnie — er betrügt die Kinder seines alten Freundes Doctor Werner, der ihm vorausgegangen ist nach Jenseits und herunter sieht, und all das Schlechte sieht, was der alte Dieb an seinen Kindern thut. O!! das hörte ich Alles — und dabei suchte ich immer das Document — und konnte — es doch nicht finden, weil der Betrüger schon damit fort war. Und dann fing mir das Hirn zu kochen an — und es siedete über und ver-

brühte mir den Verstand — und ich lebte noch — und doch wieder nicht, ich hörte und war taub, sah und war blind! Da — einmal hörte ich seine Stimme — des Diebes Stimme, und ich hörte ihn süße Worte zu meinem Kinde sagen — und da wollte ich losbrechen — und ihn Dieb nennen — aber da kam der alte Werner, mein Freund, dazwischen, hielt mich zurück und sagte: „Schweig', alter Thor — kannst Du ihm denn beweisen, daß er — das Document — gestohlen — hat? — Nein — Du kannst es nicht — also schweig' und warte — mein Sohn Richard wird es finden, wenn ihm die hellen Feuerbrände als Fackeln dienen, und eines Kindes Hand ihm hilft!" Und der Blödsinnige ließ das schwere Haupt tief auf die Brust sinken und schien wieder zu schlafen.

„Wenn ihm die hellen Feuerbrände als Fackeln dienen," — wiederholte Richard leise und staunend — „sollte ein tieferer, ahnungsreicher Sinn in diesen Worten liegen? —"

„O gewiß," sprach Emilie leise — „hoffen und glauben wir es, Sie sehen, es dämmert in meines Vaters Geiste —"

„Sicher," erwiderte Richard ebenso — „es kämpfen Licht und Dunkel in ihm um den Vorrang. Wenn er jetzt einen ruhigen Schlaf thun könnte, so dürfte ich sogar Hoffnung auf eine geistige Wiedergenesung meines Patienten setzen."

„Du sollst ihn niemals mehr hier einlassen," fuhr Blank plötzlich, wie aus tiefen Gedanken erwachend, fort — „nie — hörst Du Emilie — nie mehr soll er meine Schwelle überschreiten — ich verbiete es — und ich fluche Dir, wenn Du sein Weib wirst."

„O nie! nie, mein Vater," rief Emilie schluchzend, „denke daran nicht. — Sieh', wir sind bei Dir, lauter Herzen, die Dich lieben und deine Genesung von Gott erflehen."

„Lieben?" sprach der Kranke, „ja Du sollst ihn lieben, der hier steht an deiner Seite, denn er verdient es. —"

„O nicht wahr, theurer Vater," rief Richard — seiner nicht mehr mächtig — „nicht wahr, sie soll und darf mich lieben — sie soll mein werden, mein liebes theures Weib? O gebieten Sie es ihr, sie widerstrebt aus Stolz — aus —"

„Sie will nicht?" rief der Kranke, sich wieder gewaltsam aufrichtend — „sie soll, sie muß. Emilie, dein Vater befiehlt Dir — die Gattin dessen zu werden — den Du liebst — der Dich liebt — im Namen deiner Mutter: reich' ihm die Hand!! —"

Und überwältigt von der Macht des feierlichen Momentes, reichte Emilie ihre zitternde Hand dem Freunde, und sank an das Herz dessen, der sie in namenloser Liebe und Jubel an das seinige drückte.

„Ich segne Euch — meine Kinder — es wird licht — um mich — Muhme Gertrud — löscht die — vielen Lichter — aus — ich bedarf ihrer — nicht — mehr! Glück! — Segen — meine Kinder — lebt wol — Gelobt sei Gott!" — Und die entnervte, von langer Krankheit gebrochene Gestalt sank zusammen — die Lippen schlossen sich für immer, und das Herz des armen Blödsinnigen stand still, für immer!!! —

Herz an Herz, Arm in Arm, Hand in Hand standen Richard und Emilie am Stuhle neben der Leiche des alten Mannes — und erst nach langen, stumm durchdachten Minuten, flüsterte Richard Emilien Trost und Linderung für ihren neuen Schmerz zu, drückte sie fester an sich, und sprach:

„Und nun, meine Emilie, hast Du alle Pflichten erfüllt, und es bleibt Dir nur die Eine übrig, mir das Leben zum Himmel zu machen. Sobald wir deinen Vater zur Ruhe bestattet, reisest du mit Muhme Gertrud auf einige Wochen zu der Schwester meiner Mutter, die auf einem Gute in der Nähe lebt — ich werde für deine Aufnahme sorgen — und dort bleibst Du, bis dein kindliches Herz von dem eben erlebten Schlage genesen, und Du mit heiterem

Gemüthe in mein Haus einziehen magst. Deines Vaters Segen ruht auf unserem Bunde, und der Schmerz um ihn wird jetzt milder sein, als so lange Du ihn lebend todt hier leiden sehen mußtest."

„Es ist so," lispelte Emilie — „und geschehe Alles wie Du es wünschest, mein Richard! Des Vaters Segen hat von mir genommen die Furcht vor deiner Schwester Haß — er hat mich selbst klar gemacht, über das was ich soll. Mit vollem Herzen bin ich dein!"

Ein heftiger Riß an der Glocke erschütterte durch ihren lauten, und lange nicht so geräuschvoll gehörten Schall das Haus.

Erschrocken erinnerte sich Richard der beiden Rosen und fürchtete, daß ihn eine eilige Botschaft zu diesen rufen werde.

Aber bereits brachte Muhme Gertrud die Meldung, daß ein schweißtriefender, reitender Bote vom Jagdschlosse gekommen sei, welcher ein Billet für Doctor Werner brachte, den er bereits überall aufgesucht habe.

Es war der alte Martin, welcher im Vorzimmer stand, zu welchem Richard nun eilte. Martin übergab ihm athemlos ein Billet, und Richard las:

„Kommen Sie — eilen Sie, bester Freund! Rafael ist in Lebensgefahr! Vor einer Stunde fiel er bewußtlos zusammen, nachdem er vorher über einen großen Schmerz in der Brust, einen Krampf im Herzen geklagt. — Er schrie mehreremale: Anna! Rosa! — sie stirbt — sie leidet entsetzlich! — Wir haben fruchtlos jedes Mittel ihn zu beleben angewendet — ich weiß nicht was beginnen. Kommen Sie — kommen Sie schnell."

Cornelia Gräfin Stralow.

„In zehn Minuten folg' ich Euch, Martin, reitet zu meinem Hause, laßt anspannen, und erwartet mich — ich nehme in der Apotheke mit was nöthig ist," rief Richard, nachdem er gelesen. Martin eilte davon.

Richard gab Emilien das Billet zu lesen, trug währenddem die Leiche ihres Vaters auf dessen Bett — befahl Frau Gertrud ihn so liegen zu lassen bis er wiederkehre vom Jagdschloß — umarmte seine Braut, und ließ sich geloben, daß sie einige Stunden ruhen und alle Sorge für des Vaters Beerdigung und ihre Zukunft ihm überlassen wolle. — Schmerz, Glück und Hoffnung im Herzen — eilte er zur Apotheke, versah sich mit allem Nöthigen, und flog im Hause des Präsidenten, welches auf seinem Wege lag, die Treppe hinauf, erfuhr daß die beiden Rosen sanft schliefen und Alles bereits vollkommen über ihren Zustand beruhiget sei — stieg dann vor seinem Hause in den bereit stehenden Wagen, den alten Martin zu sich nehmend, der von dem forcirten Ritte ganz erschöpft war, und der Wagen flog dem Jagdschlosse zu. —

Dort erfuhr Richard von Cornelien das in ihrem Billet Mitgetheilte näher und ausführlich, und überzeugte sich, daß Rafael zur selben Zeit wie Rosa, von der Ohnmacht befallen, und vorher denselben Schmerz empfunden haben müsse, der als Ursache zu dem Leiden des jungen Mädchens gewirkt haben mochte.

Die wunderbare Seelenübereinstimmung, welche ein mystisches Band um drei Menschenleben schlang, war längst ein interessevolles Studium für den Geist des jungen gebildeten Arztes gewesen und als ein neuer Beleg erschien ihm, groß an Wunderbarkeit, dieser Vorfall.

Rafael war, ehe Richard angekommen, bereits aus der Ohnmacht erwacht, und sogleich in einen sanften Schlaf gesunken, in welchem er nur leise flüsternd zuweilen sich bewegte, ohne daß seine Worte zu verstehen waren.

Als Cornelia den Vorfall im Hause des Präsidenten erfuhr, wunderte sie sich nicht mehr über Rafael's Zustand, denn ihr war es ja längst klar geworden, daß ein unerforschlicher Zusammenhang in dem Dasein dieser drei jungen Wesen waltete, und konnte sie sich

das Wunder auch nicht logisch und philosofisch erklären, so fühlte sie doch das Vorhandensein geheimer, wunderbarer Kräfte der Natur, über welche menschliches Wissen noch dunkel ist, und konnte die Existenz derselben nicht bezweifeln, da sich das Unbegreifliche vor ihren Augen zutrug. —

Richard und Cornelia saßen leise sprechend an Rafaels Bett — und als er ihr des armen Blödsinnigen Tod mit allen Nuancen erzählt, und Cornelien's herzliche Theilnahme und ihren Glückwunsch zu endlicher Erreichung seines Herzenswunsches empfangen hatte, erwähnte er nun auch seiner Schwester Verlobung mit Willibald — aber kaum hatte er dies gethan, als sich Rafael wie in heftigen Schmerzen im Bette wand und ausrief:

„Das wird sie tödten — alle Beide!! — und mich! —"

Hierauf stöhnte er, wie im tiefsten Weh erseufzend mehreremale — und schlief dann wieder ruhiger, aber fast immer leise flüsternd, fort.

Erst gegen Morgen ward der Kranke ganz ruhig, und Cornelia verließ das Zimmer mit Richard, um sich ungestört und lauter über die Bedeutung der Worte Rafael's zu besprechen — aber da Beide keine Ahnung hatten von dem bitteren Weh, welches das Leben der süßen Knospen Anna und Rosa zu zerstören drohte, so konnten sie unmöglich der Wahrheit nahe kommen, und blieben dabei, die Worte Rafael's für eine krankhafte, phantastische Aeußerung zu halten.

Doctor Werner schied beruhigt vom Jagdhause und versprach sogleich dahin rapportiren zu lassen, wie es den beiden Patientinen in der Stadt gehe, denn man war gewöhnt bei Anna gleiches Leid zu vermuthen wie bei Rosa, und so umgekehrt.

Richard fand die Rosen am Morgen bereits fertig, um nach dem Jagdschlosse zu fahren, wohin sie mit krankhaftem Drän=

gen verlangten — und Ida nebst Constantin begleiteten sie, um sich zugleich Tante Cornelien als glückliches Brautpaar vorzustellen. Auf des Arztes Frage über ihr Befinden, erwiderte Rosa, daß ihr wieder ziemlich wohl sei, nur fühle sie einen Druck auf der Brust, der ihr zuweilen das Athmen erschwere.

Dasselbe empfand Anna. Der Arzt verordnete ein passendes Mittel und befahl besonders Ruhe, und die beiden Rosen, bleich, und die Köpfchen wie nach schwerem Gewittersturme hängend — fuhren zum Jagdschlosse ab. —

Ida und Constantin suchten unterwegs die Gräfin, deren Augen stets von einem der geliebten Kinder zum andern wanderten, und in trostloser Frage: was denn ihren Rosen begegnet sein müsse, umherirrten, zu beruhigen — und saßen Hand in Hand — ihr Glück in den hochaufklopfenden Herzen empfindend, den bleichen Kindern, der angsterfüllten Mutter gegenüber. —

Als sie auf dem Jagdschlosse ankamen, sanken sich Rafael, Anna und Rosa wortlos in die Arme — und ein Thränenstrom löste den Schmerz der gleichempfindenden Herzen — und man ließ sie allein, wissend, daß sie dann am glücklichsten seien.

Aber keine Worte der Aufklärung wurden gewechselt zwischen den drei Kindern — nur in stummem Händedrücken, Seufzern und schmerzlichen Blicken verständigten sie sich. Nach langem Schweigen endlich sprach Rafael bestimmt und mit überzeugender Festigkeit:

„Wir werden sterben! — “

„Sterben!“ erwiderten kopfnickend die Rosen und gaben sich die Hände.

„Und dann werden wir vereint sein für ewig,“ setzte Rafael, wie ein Prophet in die Zukunft blickend, hinzu — „und glücklich sein.“

Und sie umschlangen sich und legten die jugendlichen Häupter aneinander, im herbstlich verdorrten Laube sitzend — und die kalte

Spätherbstsonne beschien das Bild, und umsäumte es mit ihren matten Strahlen, gleich einem Heiligenscheine, und es rauschte und knisterte in den alten Bäumen, die einst das Geheimniß der beiden Kinder erlauscht hatten, die den Namen Willibald durch ihre damals grünen frischen Blätter hatten säuseln, von einer liebesingenden Nachtigall wiederholen, und von einer weißbefiederten Taube hatten wegtragen und in die Lüfte rufen hören. — —

Der Genius des Glückes hatte seine Fackel gesenkt — der Schmerz war eingezogen, heimisch geworden in den Herzen der jungfräulichen Kinder — und der Seelenschmerz ist ein mächtiger, gewaltiger Verheerer — der selten seine Opfer wieder frei gibt. —

— — — — — — — — — — — —

Von der ganzen Familie ward beschlossen, daß Ida's und Constantin's Vermählung zu Neujahr gefeiert werden sollte, eine Frist, die dem Bräutigam grausam lange erschien — von der sich aber weder Ida, noch deren Aeltern etwas abbetteln ließen. —

Man legt in unseren deutschen Landen überhaupt viel zu wenig Werth auf die Brautzeit — die oft im ganzen Leben die glücklichste Periode ist.

Die Braut ist fast immer in froher hoffnungsvoller Erregung — das vor ihr stehende nahe Leben als Gattin und Mutter mit seinen ernsten Bedeutungen und Pflichten, von deren oft entsetzlicher Tragweite die glückliche Braut nicht die entfernteste Vorstellung hat, die tausend und tausend Eventualitäten und schweren Folgen, die aus dem einen Wörtchen, dem bindenden „Ja“ entstehen können — Alles was in der Urne des Geschickes für sie verborgen liegt, das birgt wohlthätig noch der Schleier der Zukunft — und nur die heitere Gegenwart lacht ihr.

O laßt ihr den süßen Wahn, das kurze Glück, solange es immer sein kann! Bald genug zerrinnt auch in der glücklichsten Ehe ein Phantasiebild nach dem andern, welches die junge,

hoffende, glaubende Seele sich vom Leben geschaffen, und nur die Pflicht bleibt oft, als einziger Anker und Stab übrig. —

Minder glücklich war das zweite Brautpaar, Mathilde und Willibald, denn schon am ersten Brautmorgen fand ein heftiger Kampf zwischen ihnen statt, über die Feststellung des Hochzeitstages.

Willibald wollte diesen, seinem Vater den Lieblingswunsch erfüllend, so schnell wie möglich angesetzt wissen, Mathilde dagegen bestimmte sich noch ein halbes Jahr zur Brautzeit, — vielleicht ihrer selbst unbewußt, von der Zeit noch eine Aenderung in den Verhältnissen erwartend — denn im Laufe der letzten, von ihr in hunderterlei bitteren und gehässigen Empfindungen durchwachten Nacht — hatte sich das Gefühl der Reue über die schnell geschlossene Verlobung geltend gemacht, und sie beschloß die Vollziehung der Heirat so weit wie möglich hinaus zu schieben. —

Der Streit mit dem Bruder, die Nachricht die sich am Morgen verbreitete, daß Advocat Blank gestorben sei, die Furcht daß ihr gestriges Benehmen den Bruder zu einem gewaltsamen Entschlusse geführt haben könne, — alles dies beunruhigte sie — und als endlich Willibald kam, und ihr den Besuch seines Vaters für den Abend ankündigte, und ein herrliches Brautgeschenk überbrachte, da fand er Mathilden in einer nichts weniger als bräutlichen Laune, und als er hörte, daß Richard die ganze Nacht abwesend, und Emiliens Vater gestorben sei, — wollte er seine Braut bereits verlassen und Richard aufsuchen, um ihn zum Verbündeten gegen die neue Laune Mathildens zu gewinnen — als Richard in diesem Augenblicke zurückkehrte, und erschöpft und eilig in die Wohnstube trat, wo Mathilde noch nachlässig in's Sofa gelehnt, die Brautgabe vor sich liegen, ärgerlich an den langen Locken ziehend, und sie mit heftiger Bewegung immer wieder nach dem Nacken werfend, sich befand.

„Da bist Du endlich — rief Willibald zurückkehrend — ich wollte Dich soeben aufsuchen. Meiner Braut beliebt es, neue Hindernisse gegen unsere endliche Vereinigung zu machen. Sie will die Hochzeit auf ein halbes Jahr verschoben wissen."

„So ist es," sprach Mathilde kalt und stolz.

„So dürfte meine Hochzeit noch viel früher gefeiert werden," sprach Richard, Mantel und Hut ablegend — „denn ich hoffe, daß meine Braut in spätestens drei Monaten den Schmerz um den Vater überwunden haben, und in mein Haus einziehen wird."

„Deine Braut?" rief Willibald erfreut und Richard's Hand ergreifend, „so hast Du —"

„Gestern Abend noch Emilien's Jawort, und ihres Vaters Segen empfangen," sprach Richard fest, — „ihres Vaters, der das letzte Aufleuchten seiner Geisteskräfte benützte, um seines fleißigen, braven, edlen Kindes Glück festzustellen, und sterbend uns zu verloben. —"

„Ich gratulire!" rief Mathilde bleich, und vor verhaltener Wuth erbebend — „dies Glück ist wahrlich groß! —"

„Es erfüllt auch meine ganze Seele mit Jubel und Freude! denn Emilie gestand mir, daß sie nie einen Andern geliebt als mich, und daß nur die Drohungen eines herz- und gewissenlosen Wesens sie bewogen, mir Kälte und Widerstand entgegenzusetzen. Vielleicht verstehst Du mich — in jedem Falle wünsche ich aber, daß Du bei meiner Vermälung selbst schon als Frau erscheinest, und meiner künftigen Gattin als Schwester, und ältere, erfahrenere Begleiterin zur Seite stehest."

„Niemals!" rief Mathilde aufspringend — „was ich gestern geäußert, gilt für heute, morgen, und für alle Zeit — und ich hoffe, daß Willibald Dir die thörichte Idee benehmen wird, die Freiin von Hartung schicke sich zur Begleiterin der Näherin, der Arbeiterin Emilie Blank."

„Mathilde," preßte Willibald aus tief empörter Brust hervor, „Mathilde! welch eine Sprache! Ist es möglich, daß dein sonst so klarer Verstand Dich so ganz verlassen, daß die böse Laune — denn ich will nichts Schlimmeres einräumen — so sehr in Dir die Oberhand gewinnen kann, daß Du den edlen Bruder also tief kränkst, und das beste vortrefflichste Mädchen der Stadt so herzlos beurtheilst! Jeder Nadelstich, den Emilie Blank für Geld gethan, ist ein Zeugniß ihres Werthes, denn sie ernährte und versorgte ihren blödsinnigen Vater, den Tausende an ihrer Stelle milden Stiftungen übergeben hätten — und bei Gott! dieses Mädchen bringt Ehre und Segen in jedes Haus, und kein Fürst dürfte sich bedenken, ihr seine Hand zu reichen."

„Vortrefflich," sprach Mathilde in Zorn erglühend — „ich bewundere Ihr bisher nicht entdecktes Talent der Beredsamkeit, welches in diesem Falle von dem Bräutigam eben nicht am passendsten Platze angewendet scheint."

„Ich danke Dir herzlich, Bruder," sprach Richard — „und erwartete nichts Anderes von Dir."

„Nun denn," fuhr Mathilde fort, „da bleibt mir wohl nichts Anderes zu thun übrig, wenn ich die täglichen Hymnen auf die Vortrefflichkeit der Frau Schwägerin nicht anhören will, als die Stadt zu verlassen, und bis zu meiner Verheiratung bei Tante Wahlburg zu bleiben."

„Dahin bringe ich gleich nach ihres Vaters Beerdigung meine Braut, und sie bleibt dort bis zu unserer Verheiratung. —"

„Herrlich! da seh' ich mich ja von der Frau Doctorin verdrängt, wohin ich nur blicke, aus dem Vaterhause, aus dem verwandtschaftlichen Schutze und — fügte sie höhnisch lachend hinzu — aus dem Herzen des Bräutigams, wie ich längst durch sie aus des Bruders Herzen verdrängt ward."

„Ist es ihre oder deine Schuld?“ frug Richard schmerzlich. „Mathilde! Mathilde! laß einmal nur noch deines Bruders Stimme zu deiner Seele dringen! — Du bist nicht böse — nur launig, stolz und übermüthig. Dir hat die leitende Hand der Mutter gefehlt und dies ist Schuld an deiner oft unweiblichen Gefühlsrichtung. — Schwester, kehre zurück zu uns — versuche milden, weichen Gefühlen wieder Eingang in deinem Herzen zu geben — mache glücklich und sei dadurch selbst glücklich! — O Mathilde! meine Schwester! in deinen Augen schwimmt eine Thräne — halte es fest dies Gefühl — sei menschlich gut und edel — beglücke Willibald, der jahrelang auf dein Wort harrte, und all deinen Launen nur Liebe und Treue entgegensetzte! — Verkümmere jetzt nicht sein Leben auf's Neue — beglücke seinen alten Vater, der das Höchste von Dir erwartet: Freude für seine alten Tage, bereite uns Allen die unendliche Wonne, die Mathilde wieder zu finden, die unseres Hauses Stolz, und unserer Aeltern Glück einst war! O Mathilde! meine einzige Schwester! sei wieder, was Du gewesen! eh' ein böser Geist sich zwischen uns gedrängt.“

Da stürzte Mathilde in Richard's Arme, ihre ganze Gestalt erbebte in unendlicher Ergriffenheit, Thränen flossen unaufhaltsam über ihre bleichen Wangen, und das Gute in ihr hatte den Sieg errungen. In Richard's umschlingenden Armen reichte sie Willibald die Hand hin und rief schluchzend: „Vergib mein Bruder, was ich unter dem Einflusse eines bösen Traumes gethan, vergib auch Du Willibald, treuester der Freunde, was meine Laune Dich leiden machte. O verzeiht! verzeiht! ich fühle es, ich war ein undankbares, häßlich, liebloses Wesen! Ich verdiene Eure Liebe nicht mehr. Aber ich will gut machen so viel ich kann — helft mir dabei! Ich flehe zu Euch um Beistand! Und nun Bruder, bestimme Du mit Willibald, wann er mich heimführen soll! — Jetzt aber führe mich

zu deiner Braut, damit ich sie an mein Herz drücke und auch ihre Vergebung erbitte.“

Unendlicher Jubel erscholl in dem freundlichen schönen Wohnzimmer der Geschwister, denn nun erst konnte sich Richard ungetrübt seines Glückes freuen, und jetzt erst durfte Willibald hoffen, mit seiner künftigen Gattin auch das Glück in sein Haus einziehen zu sehen.

Mathilde fühlte eine Zentnerlast von ihrer Brust sinken, als sie die gehässigen Gefühle daraus verbannte, die Eitelkeit, Selbstüberschätzung und die excentrischen Hoffnungen auf eine, über ihrem Stande liegende Zukunft in ihr erzeugt hatten; denn wenn sie durch Willibalds Hand auch in den höheren Adel trat, so würde sie als Gräfin Holm dennoch bei Weitem höher gestanden und ihren Gatten, wie sie meinte, leicht bewegen haben können, in einer Residenz ein Haus zu machen, was sie von Willibald niemals erwarten durfte. Die immerwährende Ungewißheit über Holm's Gefühle für sie, erbitterten ihr Inneres, und so ward Mathilde, gleichsam sich selbst entrückt — in einen Zwiespalt mit sich und allem Guten in ihr gebracht.

Jetzt hatte der milde Thau der Thränen, die aus des Bruders Augen auf ihr Herz fielen, die Rinde um dasselbe gelöst — weibliche Gefühle reiner, edler Art machten sich wieder geltend in ihr, und Mathilde war wieder, was sie einst gewesen, und was den Stolz und die Freude der Ihrigen ausgemacht hatte.

Eine halbe Stunde später sehen wir Mathilde in einen Shawl gehüllt zwischen ihren beiden Begleitern nach der Wohnung Emiliens gehen.

Emilie saß an Muhme Gertruds Seite neben dem Lager, auf welches Richard in der Nacht den Todten gebettet hatte, und Beide durchsprachen leise flüsternd die Vergangenheit, und wagten es kaum der frohen Zukunft zu gedenken, denn Emiliens kindliches

Herz widerstrebte, von Glück zu träumen neben dem kaum geschiedenen Vater — wie viel auch Muhme Gertrud sich bemühte, ihr klar zu machen, daß dem Vater nun erst wieder wohl sei, daß ihm nichts Besseres zu wünschen war, als Erlösung aus den fesselnden Banden des Blödsinns und der Krankheit, und daß er nun verklärt und selbst selig, auf das Glück seines frommen Kindes herabsehen werde.

Dem treuen Herzen Emiliens that der Gedanke zu weh, daß der alte, immer lächelnde Mann, für den sie sorgte und schaffte, nun nicht mehr an gewohnter Stelle sitzen, sein immer freundlich nach ihr gerichteter Blick sie nicht mehr lohnen werde, wenn sie müde von der Arbeit auffsah, und nach dem Vater blickte — es schmerzte sie, ihm nicht mehr die kleinen, liebevollen Aufmerksamkeiten erweisen zu können, die er wohl schweigend nur hinnahm, die aber für sie selbst schon zum Bedürfniß geworden waren — und trotz ihrer nun gesicherten Zukunft, war ihr Herz dennoch voll Schmerz und voll Thränen, da sie sich nun aller Familienbande frei — ganz ohne Pflichten fühlte.

Ach wir lieben oft unsere schwersten Sorgen mehr und inniger, als die größten Lebensfreuden — wenn jene nämlich Bezug haben auf uns theure, nahe stehende Wesen.

Frau Eva sowohl, als auch ihr Mann waren bereits am frühen Morgen bei Emilien gewesen, hatten durch Muhme Gertrud erfahren, was sich am Abend vorher für Emiliens Zukunft Wichtiges begeben — — hatten ihre herzliche Theilnahme und große Freude an ihrer Verlobung gezeigt, und ihr Trost zugesprochen über den plötzlichen Tod des Vaters und sich zu Schutz und Hilfe und jedem Dienste, den sie zu erweisen im Stande seien, herzlich erboten.

Müde und angegriffen lehnte Emilie das Haupt an Gertrud's Schulter und entschlummerte — und die treue Alte fühlte

das Köpfchen schwerer und schwerer werden, hörte die leisen Athemzüge gedehnter und regelmäßiger den halbgeschlossenen Lippen entquellen — und die Hände in dem Schooße, wo sie verschlungen bis jetzt gelegen hatten — sich lösen — und sie wagte es nicht, auch nur die leiseste Bewegung zu machen, damit ihr süßes Mädchen nicht erwache. Steif, bewegungslos saß die alte, ehrliche Muhme, bei ihrer großen Lebhaftigkeit kein kleines Opfer.

Aber die Lippen bewegten sich und leise flüsterte sie, die Augen nach dem Todten gerichtet:

„Glaube nicht, alter Freund, daß ich gleichgiltig bin über deinen Tod, weil ich deinem Kinde von Glück und froher Zukunft spreche, hier neben deiner Leiche! Du mußt es ja sehen, wie mir das Herz voll Thränen steckt, daß ich sie kaum zurückhalten kann, wenn ich Dich so still und stumm daliegen sehe, noch stummer und stiller als Du so lange gewesen — wenn ich bedenke, daß ich Dir jetzt gar nichts mehr zu Liebe thun kann, daß Du meiner gar nicht mehr bedarfst — und daß sie Dich nun bald hinaustragen und einscharren werden, und Alles, Alles aus sein wird! O siehst Du, wenn ich daran denke, so möchte ich heulen und schreien, wie ein Kind — aber ich darf mich jetzt nicht rühren, wie sehr auch die herabrollenden Thränen mich kitzeln, denn sie kommen nicht vorwärts, sie bleiben mir überall in den Runzeln des alten Gesichtes sitzen, und kribbeln und kitzeln da ganz gewaltig! — Nun denn, wenn Du meinst, daß ich gegen Dich meine übernommene Pflicht erfüllt habe, so lege in das Herz deiner Tochter den Gedanken, daß die alte Muhme bei ihrem Glücke nicht ganz vergessen werden möge — denn bis jetzt hat noch Niemand daran gedacht, was aus mir werden solle. — Ich nehme es ihnen auch gar nicht übel, siehst Du, es ist wohl ganz natürlich, es kam ja Alles so schnell, so unerwartet — aber es wäre doch gar zu hart und schmerzlich für mich, wenn ich alte, an Dich und dein

Kind gewöhnte Frau, wieder mit einem Male so allein stehen sollte in der Welt, und nichts zu pflegen und nichts mehr zu lieben hätte! Grüße mir auch die Base drüben und erzähle ihr Alles, was wir hier mitsammen noch erlebt haben, seit sie fortging — und nehmt mich gut auf wenn ich nachkomme. Vorher aber hoffe ich Emiliens Kinder zu warten, wenn sie mich nämlich dazu nehmen wollen! — Wenn die alte Muhme nicht zu altmodisch und unwissend ist, in das vornehme Doctorshaus mit der stolzen Dame der Mathilde, der Gott das Herz bessern wolle!"

„So, nun da ich Dir das Alles gesagt habe, ist mir leichter und zuversichtlicher zu Muthe und nun lebe wohl da droben, freue Dich deiner Erlösung, alter Freund, und schau herunter auf uns mit Liebe. Ich will Dir auch noch dein bestes, von Emilien genähtes Hemd anziehen, und deine grauen Haare ordnen, die besten Kleider für Dich heraussuchen, damit Du recht propper und anständig daliegst, bis zum Auferstehungstage, an dem Gott deiner und meiner Seele und Leib den Eingang in seine himmlischen Freuden gestatte, durch seine ewige Barmherzigkeit, Amen!"

Noch schwebte das andächtige Amen auf den Lippen der alten Muhme, als die Thüre leise aufging, und Richard, Mathilde und Willibald vor der Gruppe standen, und sie mit Rührung betrachteten.

Emilie ward plötzlich erweckt durch das lebhafte Aufspringen der Muhme, die in namenlosem Erstaunen sich Mathilden, der stolzen, gehaßten „Priese", wie sie sie gewöhnlich nannte, gegenüber sah — und als sie die Augen aufschlug und sich erhob, da fühlte sie sich von zwei weichen, warmen Armen umschlungen, an ein Herz gedrückt, und hörte leise die Worte zu ihrem Ohre dringen: „Vergib mir, Schwester, und liebe mich, wie ich Dich lieben will. Ich sehe mein großes Unrecht ein und bitte es Dir aus dem Grunde meines Herzens ab!"

„Geliebte, theure Schwester!“ rief Emilie aufs Höchste überrascht und gerührt, „ist es denn möglich! Sie kommen zu mir — zu der armen —“

„O stille,“ flehte Mathilde, „kein Wort über die Vergangenheit, die ich bereue, tief bereue — und wenn Du mir wirklich vergiebst — so nenne mich Du, wie es Schwestern ziemt.“

„Von Herzen!“ sprach Emilie, „o, von ganzem Herzen.“

Mathilde wendete sich jetzt im richtigen, weiblichen Takte zu der alten Muhme, reichte dieser mit gewinnendem Lächeln die Hand und sprach:

„Muhme Gertrud, ich hoffe, auch wir sollen gute Freunde werden — denn gewiß werdet Ihr Emilien nicht verlassen, und ihre treue Gefährtin im Glücke bleiben, wie Ihr es im Unglück waret.“

Vollständig hingerissen von so unerwarteter Freundlichkeit, drückte Muhme Gertrud Mathildens Hand mit ihren beiden schwieligen Händen so kräftig und lange, daß diese gerne aufgeschrien hätte, wenn sie nicht die Alte zu beleidigen fürchten mußte — und sprach:

„O gnädiges Fräulein, wir sind nun schon gute Freunde! Dieser Augenblick hat Ihnen mein altes Herz ganz gewonnen.“

„Was meine Schwester eben aussprach,“ sagte Richard nun, Emiliens Hände, die er sogleich festnahm, als sich Mathilde zur Muhme gewendet hatte, an sein Herz drückend, „ist wohl auch Dein inniger Wunsch, mein süßes Bräutchen, wie der meine. Muhme Gertrud bleibt bei uns, pflegt sich und sammelt Kräfte, damit sie später einmal —“

„Die Kinderchen warten kann,“ schluchzte nun die Alte, aufgelöst in Wonne, Thränen und Entzücken, „ja, ja, Herr Doctor, die laß' ich mir nicht nehmen, die müssen aus dem Mutterschooße in meine Hände, an mein Herz kommen, und sie sollen gedeihen

und wachsen, denn ich will sie mit Liebe und mütterlicher Sorge pflegen."

Und sich plötzlich zu der Leiche wendend, faltete sie die Hände, kniete nieder und rief schluchzend:

„Ich danke Dir, alter Freund, wie stumm Du auch daliegst, so hast Du doch die, Dir angeborne Nächstenliebe wieder ausgeübt — ich danke Dir vielmals — denn kaum daß ich Dir mein Leid, meine Sorge geklagt, die glücklichen, jungen, vornehmen Menschen möchten auf die alte, arme, einfache Muhme Gertrud vergessen und sie einsam stehen lassen in ihren letzten Tagen, da hast Du Dich auch schon beeilt, ihnen das Mitleid für die Alte ins Herz zu senken — und sieh, ich brauche nicht allein zum Grabe zu schleichen — für mich gibt es wieder Arbeit, Liebe und etwas zu pflegen! — Ich danke Dir, Alter, und nun sollst Du auch mein bestes, einziges, seidenes Tuch mit ins Grab bekommen, mehr kann ich Dir nicht geben, und beten will ich alle Tage für Dich und deine Enkel Dich lieben und Deiner gedenken lehren."

Und tief ergriffen von der einfach rührenden Dankesäußerung der alten Frau, die in hoher Aufregung ganz die Haube verloren, und sich mit derselben die Thränen abtrocknete — standen die zwei jungen Paare stumm, und ein leises, inniges Gebet für den Todten emporsendend, rings um das Lager, und reichten sich dann befriedigt und beruhigt, sanft lächelnd die Hände.

Richard ordnete nun das Nöthige für die Beerdigung an, bis zu welcher Emilie sich es nicht nehmen ließ, im Hause zu bleiben, und sodann wurde berathen, wie die nächste Zukunft geordnet werden solle.

„Ich glaube," sprach Mathilde, einen innigen Blick auf Willibald werfend, nachdem sie Alle im Nebenzimmer Platz genommen hatten, „ich glaube das Mittel gefunden zu haben, wodurch

sich all' die jetzt aufgeworfenen Fragen, ob und wie lange Emilie bei Tante Wahlburg bleiben solle, von selbst lösen dürften. **Wir** bitten die Tante nämlich, uns auf vier Wochen hier zu besuchen, und Emilie zieht in unser Haus — nach diesen vier Wochen, die ich brauche, um noch die letzten Anordnungen für meine Ausstattung zu treffen, gehe ich als Willibald's Gattin zu ihm auf's Land und Emilie begleitet uns und bleibt dort, bis Du sie zum Altar führst. Natürlich ist Muhme Gertrud bei all' diesen Arrangements mit inbegriffen. Ist's so recht, Willibald?"

„O meine Mathilde, jetzt, ja jetzt glaube ich an unser Glück, an unsere Zukunft — denn nun fühle ich, daß Du nicht ganz gleichgiltig bist für mein Werben, was ich seit so lange fürchten mußte," so rief Willibald und umarmte zum erstenmale entzückt seine Braut.

„Gleichgiltig! nein, das warst Du mir nie! — Ich verkannte nie Deinen hohen Werth, aber ein böser Einfluß — Stolz und Eitelkeit traten zwischen uns. Ich bin Dir übrigens noch ein offenes Geständniß meines Unrechtes schuldig — und erst, wenn ich dies abgelegt und Du mir verziehen haben wirst, kann ich mich als Deine Braut betrachten."

„Ich absolvire Dich im Voraus, meine Mathilde, denn ich weiß Alles, was Du mir zu sagen haben kannst; ich habe Dich stets genau beobachtet, und bin nie ganz irre geworden an Dir. Das Edle, das Gute schlummerte nur — es ist zu vollem Bewußtsein erwacht, und mit Freude und froher Zuversicht, lege ich meine Hand in die Deine, und nenne Dich meine Braut, bald — bald nun mein geliebtes Weib."

„Nun so mache denn deine Anstalten, Willibald — mein Bruder wird ja nichts gegen unsere schnelle Heirat einzuwenden haben, und wird mir wohl sein Bräutchen anvertrauen, bis er sie heimführt."

Tief ergriffen nahm Richard Mathilde in seine Arme, zwei große, heiße Tropfen fielen auf ihre Stirne und innig sprach er: „Meine gute Schwester! ich danke Dir für diese Stunde, sie war die glücklichste meines Lebens! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und als der Sarg zur Erde bestattet war, in welchem der arme Blödsinnige lag, geschmückt mit dem seidenen Tuche der Muhme Gertrud — und umgeben von Blumen und Kränzen, die ihm die Dankbarkeit derer geweiht, für die er sich einst geopfert hatte in durcharbeiteten Nächten, und die bei seinem Tode plötzlich zur Erinnerung seiner einstigen Nächsten- und Menschenliebe kamen — als Emilie am Grabe die heißen Thränen der Kindesliebe geweint, und Muhme Gertrud die letzte Schaufel voll Erde und ein leises Lebewohl in die Grube geworfen hatte — als ihr kleines Habe und das Bild ihrer Mutter in das Haus des Doctors gebracht worden, und die Muhme nach unzähligen Nachsuchungen, ob dies oder jenes nicht noch mitzunehmen sei, sich endlich als zum Auszuge bereit erklärte — da zogen auch Emilie und die Muhme dahin — und nahmen einen innigen, thränenreichen Abschied von den trauten Räumen, in denen sie so viel erlebt, gelitten und gehofft, und Alles ward so, wie Mathilde es bestimmt hatte, wenn auch Bosheit und Verrath und die Pläne eines Wüstlings noch unerwartete Hindernisse und Ereignisse dazwischen werfen sollten. —

Ende des ersten Theiles.

Druck von L. C. Zamarski & C. Dittmarsch in Wien.

Das österreichische Parlament.

gr. 8. 3 Bogen, eleg. geheftet. Preis 50 Nkr.

Allen, die an dem politischen Leben Oesterreichs Antheil nehmen, wird die obige Schrift ein hohes Interesse gewähren. Der Verfasser erörtert die Frage, **wie der historische Constitutionalismus Ungarns mit dem verfassungsmäßigen Neubau der deutsch-slavischen Kronländer verbunden werden sollte**, mit ebenso viel Freimuth als Originalität, und sucht nachzuweisen, daß eine Lösung innerhalb der Grenzen des Patentes vom 20. October 1860 unausführbar sei.

Palingenesis.

Denkschrift über Verwaltungsreformen in Oesterreich. Ein Beitrag zur Lösung der Frage: Wie das Princip der Staatseinheit mit den Anforderungen der Selbstverwaltung in Einklang gebracht und das Gleichgewicht im Staatshaushalte hergestellt werden kann.

Preis 1 fl. 50 kr. Oe. W.

Neun Briefe

über Verfassungsreformen in Oesterreich.

Preis 1 fl. Oe. W.

☞ Diese beiden Schriften haben gleich nach ihrem Erscheinen ein so großes Aufsehen erregt, daß es uns überflüssig erscheint, noch etwas Weiteres zu ihrem Lobe zu sagen. Es sind nur wenige Exemplare davon vorräthig.

Die österreichische Marine.

Von einem österr. Seemanne.

Preis 50 Nkr.

Die freimüthige Sprache in dieser Schrift hat derselben die Sympathien aller derjenigen Vaterlandsfreunde erworben, welche in der Kraftentwicklung unserer Marine zugleich den Bestand der österr. Monarchie gewahrt sehen.

Gravenreuth, Charlotte <<von>>,

Vom Palast zur Hütte Original Roman von Ch. Baronin Gravenreuth, geb. Grä
fin Hirschberg

Bd.: 1

Stuttgart, [2. Bd.] Wien 1861